



Leoni Linek

Freundschaft als Sehnsuchtsort

Was Menschen im neuen
Mittelschichtsmilieu in ihren
Freundschaften suchen

BELTZ JUVENTA

Leoni Linek
Freundschaft als Sehnsuchtsort

Die Autorin

Leoni Linek studierte Volkswirtschaftslehre, Philosophie und Soziologie in York, New York, Oxford und Berlin. Seit Oktober 2022 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Bundesstiftung Gleichstellung tätig. Zuvor forschte und lehrte sie in der Arbeits- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Dortmund sowie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie wurde 2023 an der Humboldt-Universität Berlin mit einer geschlechtersoziologischen Arbeit zu Freundschaft promoviert.

Leoni Linek

Freundschaft als Sehnsuchtsort

Was Menschen im neuen
Mittelschichtsmilieu in ihren
Freundschaften suchen

BELTZ JUVENTA



Die Veröffentlichung wurde gefördert aus dem Open-Access-Publikationsfonds der Humboldt-Universität zu Berlin.

Zugl.: Berlin, Humboldt-Universität zu Berlin, Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftlichen Fakultät, Dissertation, 2023, u. d. T.: »Gemeinsam Frei Sein. Intime Zweierfreundschaft in der »neuen Mitte« – ein Sehnsuchtsort jenseits der romantischen Liebe?«.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Verwertung, die den Rahmen der **CC BY 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. In diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-8689-8 Print

ISBN 978-3-7799-8690-4 E-Book (PDF)

DOI 10.3262/978-3-7799-8690-4

1. Auflage 2025

© 2025 Leoni Linek

Publikation: Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz
Werderstraße 10, 69469 Weinheim, service@beltz.de

Satz: LaTeX von Elio Arturo Farina (Typoscript)

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

*„Das Wichtigste im Leben und in der Arbeit ist,
etwas zu werden, das man am Anfang nicht war.“*

Michel Foucault

Danksagung

Um ein Kind groß zu ziehen, braucht es einem Sprichwort zufolge ein ganzes Dorf. Diese Dissertation ist zum Glück nicht nur in einsamen Stunden am Schreibtisch, sondern im Austausch und in Zusammenarbeit mit anderen Menschen entstanden. Ihnen möchte ich danken.

An erster Stelle danke ich den Menschen, die inmitten ihres Alltags bereit waren, Zeit einzuräumen und mit großer Offenheit von ihren Beziehungen in der ‚Rush Hour‘ des Lebens zu erzählen. Für die jahrelange wissenschaftliche Begleitung danke ich meinen Betreuer_innen Christine Wimbauer und Sabine Hark. Viele Hinweise und wichtige Überlegungen verdanke ich auch den Mitgliedern der von ihnen geleiteten Kolloquien sowie der Interpretationsgruppen, die mich bei der Auswertung unterstützt haben. Für konstruktive Diskussionen und kollegialen Rat danke ich ferner Almut Peukert, Mona Motakef, Harry Blatterer, Franz Breuer und nicht zuletzt Julia Teschlade, die die Freuden und Leiden des Promovierens mit mir geteilt hat.

Mein größter Dank gilt schließlich meinen Freund_innen und meiner Familie: Allen voran Jakob Schäfer und Julian Jäger für zahlreiche Gespräche und Unterstützung bei der Korrektur, Marai El Fassi für intensive Schreibzeiten, ehrliches Interesse und aufmunternde Worte, ihnen sowie Rebecca Ajnwojner, Josefine Langer, Robert Koepp, Andreas Straßer und Julia Bringmann für Care-Pakete, viel Anteilnahme und Unterstützung. Meine Eltern, Monika und Jens Linek, stehen mir stets in allen Belangen zur Seite, ebenso wie Maximilian Linek und Lisa Albers mit Enno und Toni. Meine Mutter hat mich bei der Überarbeitung unterstützt sowie darüber hinaus in jeder erdenklichen Hinsicht.

Für all dies und so viel mehr danke ich Kodjo und Elinor.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Freundschaft – Liebe – Geschlecht	11
2.1	Sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaft	11
2.1.1	Begriffliche Annäherung: Was ist Freundschaft?	11
2.1.2	Intimität: Freundschaft als persönliche Beziehung	17
2.1.3	Generativität: Freundschaft und das Selbst	22
2.2	Liebe, Partnerschaft und Freundschaft im Wandel	25
2.2.1	Romantische Liebe: Entstehung, Funktion und Inhalte	25
2.2.2	Gesellschaftlicher Wandel: Von der Liebe zur Partnerschaft	29
2.2.3	Freundschaft als Code: Im gesellschaftlichen Kontext	32
2.3	Geschlecht, Heteronormativität und Freundschaft	37
2.3.1	Grundlagen: Das Geschlechterverhältnis und seine Wirklichkeit	37
2.3.2	Intimität und Geschlecht: ‚Männer‘- vs. ‚Frauenfreundschaften‘	44
2.3.3	Queering the Social: Freundschaften als post-traditionelle Lebensweise	48
2.4	Zusammenfassung und Forschungsfragen	54
3	Forschungsdesign	59
3.1	Sozialtheoretische Annahmen	59
3.2	Datenmaterial: Paar- und Einzelinterviews	62
3.3	Methodologie: Forschen im Stil der Grounded Theory	69
3.4	Kurzdarstellung des Samples	82
4	Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort	87
4.1	Entwicklung der Schlüsselkategorie	87
4.2	Soziale Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort: Was ist das nun?	90
4.2.1	Hintergrundfolie: Wollen, Sollen und Können	92
4.2.2	Ebenen der Freundschaft: Code, Praxis, Konzept	96
4.2.3	Dimensionen und Phasen der Herstellung	99
4.2.4	Kurzbeschreibung des Modells	100
4.3	Dimensionen der Freundschaft	102
4.3.1	Fürsorge – Füreinander da sein	102
4.3.2	Authentizität – Man selbst sein	115

INHALTSVERZEICHNIS

- 4.3.3 Flexibilität – Anpassungsfähig sein 123
- 4.3.4 Autonomie – Frei sein 133
- 4.4 Phasen der Herstellung von Freundschaft 142
 - 4.4.1 Abgrenzen 142
 - 4.4.2 Aushandeln 156
 - 4.4.3 Hinterfragen 162
 - 4.4.4 Gestalten 169
- 4.5 Zusammenfassung und Einbettung in den Forschungsstand 177
 - 4.5.1 Herstellung von Freundschaft als ausgehandelte Ordnung 177
 - 4.5.2 Grenzziehungsarbeit im heteronormativen Geschlechterverhältnis 180
 - 4.5.3 Intime Zweierfreundschaft als Sehnsuchtsort 186
- 5 Fazit 191**
 - 5.1 Zusammenfassung wesentlicher Ergebnisse 191
 - 5.2 Begrenzungen und offene Forschungsfragen 195
 - 5.3 Gesellschaftspolitische Implikationen 198
- Literaturverzeichnis 202**

Das Thema Freundschaft hat derzeit Konjunktur. Seit Sitcoms wie *Friends* und *Seinfeld* sind Freundschaften fest etabliert als zentrales Motiv popkultureller Erzählungen: Filme und TV-Serien – von *Thelma & Louise* bis *Sex and the City* – stellen die Freundschaften ihrer Protagonist_innen¹ in den Mittelpunkt. Im Zeitalter sozialer Medien sind Freundschaften ohnehin ubiquitär: Auf Facebook, Instagram und Twitter sind sie scheinbar nur einen Klick weit entfernt und gleichzeitig zu einem Erfordernis für die eigene Vernetzung und Selbstvermarktung geworden. Zahlreiche Neologismen zeugen ferner von neuen Phänomenen des Freundschaftlichen: Im Büro treffen wir auf „Frollegen“², Kochsendungen geben Tipps für ein gelungenes „Friendmas“³, in Serien feiert man das „Friendiversary“⁴ und manche heiraten – im Rahmen einer „platonic marriage“⁵ – die beste Freundin. Auch in Rundfunk und Presse ist das Thema ein Dauerbrenner: Freundschaften gelten als „Wahlverwandtschaften“ und Grundlage einer guten Partnerschaft, als Ressource zur Lebensbewältigung und als wichtiges Mittel im Kampf gegen Einsamkeit sowie deren gesundheitliche Folgen. Kaum eine Woche vergeht, in der die Medien nicht den Wert der Freundschaft besingen. Freundschaften, so scheint es, sind nicht nur in aller Munde, sondern von wachsender gesellschaftlicher Bedeutung.

Für die Lebensführung vieler Menschen spielen Freundschaften eine wichtige Rolle. Seit Mitte der 1960er Jahre haben traditionelle Paar- und Familienarrangements zunehmend an Selbstverständlichkeit verloren. Immer mehr Menschen leben (partnerlos) allein oder in einer nichtehelichen Lebens- oder Wohngemeinschaft. Paarbeziehungen sind brüchig geworden: Scheidungsraten steigen und der Trend geht zur „seriellen Monogamie“, zu mehreren aufeinander

-
- 1 Die deutsche Sprache ist stark vergeschlechtlicht. Um Platz zu machen für all jene, die sich zwischen oder jenseits binärer Kategorien verorten, verwende ich bei unspezifischen Formulierungen den Unterstrich (wie in „Protagonist_innen“). Wenn konkrete vergeschlechtlichte Individuen oder Gruppen gemeint sind, verwende ich die entsprechende Endung; bei abstrakten Beispielen wechsele ich zufällig zwischen Unterstrich, Maskulinum und Femininum.
 - 2 Freundschaften zwischen Kolleg_innen (Slavik, 2016).
 - 3 Weihnachten mit Freund_innen (BBC Food, 2022).
 - 4 den Jahrestag einer Freundschaft (Glazer und Jacobson, 2017).
 - 5 Eheschließungen zwischen engen Freund_innen (Braff, 2021).

folgenden Lebenspartnerschaften anstatt der einen großen Liebe. Die Geburtenrate sinkt, während Geburten außerhalb der Ehe bzw. stabiler heterosexueller Partnerschaften zunehmen. Neue Familienmodelle – Patchwork, Regenbogen und Co-Parenting – sind sichtbar geworden und herkömmlichen Familien zunehmend gleichgestellt. Angesichts dieser Pluralisierung der Lebensformen gewinnen frei wählbare Beziehungen, zu denen auch Freundschaften gehören, für viele Menschen an Bedeutung. Laut einer repräsentativen Befragung des Allensbacher Instituts rangieren gute Freundschaften in ihrer Wichtigkeit sogar noch vor einer glücklichen Partnerschaft oder der Familie (Allensbach Institut für Demoskopie, 2014).

Was aber ist mit Freundschaft überhaupt gemeint? In der *Nikomachischen Ethik*, die als Grundlage westlicher Freundschaftskonzeptionen gilt, unterscheidet Aristoteles (1986) zwischen Lust-, Nutzen- und Tugendfreundschaften, wobei er nur letztere als genuine Freundschaften betrachtet. In der Moderne scheint die Sachlage komplexer zu sein: Simmel (1997), Tenbruck (1964) und Kracauer (1971) betrachten Freundschaften als Antwort auf die im 18. und 19. Jahrhundert einsetzenden gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse. Klassische Freundschaftskonzeptionen brechen auf. An ihre Stelle trete die „differenzierte Freundschaft“, die nicht mehr auf die ganze Person ausgerichtet sei, sondern „ihr Gebiet nur an je einer Seite der Persönlichkeit“ (Simmel, 1992, 401) habe. Angesichts des Verlusts tradierter Rollen und Beziehungen sollen Freundschaften Orientierung geben, weswegen Tenbruck (1964) sie auch als „Ergänzung einer inkompletten Sozialstruktur“ (453) betrachtet. Für Kracauer (1971) ist die Freundschaft gar ein Zufluchtsort vor den Zumutungen und Widersprüchen der Moderne. Aus ähnlicher Perspektive appelliert Simmel (1993) an die soziologische Fachgemeinschaft, sie möge ihren Blick „nicht auf die großen Kollektivgebilde beschränken“, sondern „sich auch auf jene feineren, flüchtigeren, aber in tausend Verwebungen unser Leben bestimmenden Beziehungen (...) zwischen Person und Person richten“ (348).

Simmels Appell zum Trotz fristete die Freundschaft lange Zeit ein eher randständiges Dasein in der Soziologie. In den 1970er und 80er Jahren war ihre Erforschung zunächst fest in der Hand der Sozialpsychologie, die Freundschaften als „personal relationships“ untersuchte (Derlega und Winstead, 1986; Gilmour und Duck, 1986). Die *Personal Relationship Studies* trugen zwar dazu bei, Freundschaften als Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung zu etablieren, waren jedoch von einer individualistisch-utilitaristischen Perspektive gekennzeichnet, die das Eingehen, Aufrechterhalten und Beenden von Freundschaften ausschließlich im Sinne simpler Kosten-Nutzen-Rechnungen erklären konnte (vgl. Schinkel, 2003). Der gesellschaftliche Kontext, in den persönliche Beziehungen eingelassen sind, wurde dabei nicht mit einbezogen (Schmidt, 1997). Insofern verwundert es kaum, dass immer wieder aufs Neue gefragt wird, ob die Freundschaft überhaupt ein soziologisches Thema ist (Eve, 2002) und Publikationen zum Thema

nicht müde werden, die Vernachlässigung von Freundschaften als Gegenstand soziologischer Forschung hervorzuheben (Nötzoldt-Linden, 1994; Blatterer, 2015; Schobin et al., 2016a).

In den späten 1980er und 90er Jahren zeigten sich im angelsächsischen Raum schließlich verstärkt Bemühungen, Freundschaften soziologisch zu betrachten und sie in ihrem sozialstrukturellen Kontext zu verorten (Adams und Allan, 1998; Rawlins, 2009). Maßgeblich hierfür waren Studien von Allan (1979, 1989), die eklatante Unterschiede zwischen den Beziehungspraktiken von Angehörigen der Arbeiter- und Mittelklasse fanden. Während Angehörige der Arbeiterklasse eher „verwandtschaftsorientiert“ waren, pflegten Mitglieder der Mittelklasse mehr Freundschaften und dies auch über größere Entfernungen hinweg – angesichts der unterschiedlichen Verfügungsgewalt über materielle Ressourcen kaum verwunderlich.

Dass Freundschaften nach Alter, Geschlecht, sozialer Schicht und anderen Faktoren variieren, ist inzwischen weitgehend Konsens (Adams et al., 2000; Blieszner und Adams, 1992). Seit den 90er Jahren sind auch im deutschsprachigen Raum eine Reihe soziologischer Arbeiten entstanden, die Freundschaften als gesellschaftliches Phänomen analysieren (Auhagen, 1991; Nötzoldt-Linden, 1994; Valtin und Fatke, 1997; Eberhard und Krosta, 2004). Neuere Untersuchungen nehmen in den Blick, welche Bedeutung Freundschaften angesichts demografischer Veränderungen besitzen, etwa zwischen älteren (Hahmann, 2013) oder migrierenden Menschen (Bilecen, 2014), inwiefern Freundschaften im Kontext von subjektivierter und entgrenzter Arbeit zur Selbstsorge gereichen (Flick, 2013) und welche Funktionen sie als Beziehung der Fürsorge angesichts von Prekarisierung und Langzeitarbeitslosigkeit (Wimbauer und Motakef, 2020; Marquardsen, 2012; Schobin, 2013) sowie im Kontext von Co-Parenting übernehmen (Wimbauer, 2021; Kruppa, 2020). Trotz dieser Vielfalt soziologischer Studien ist es bislang noch nicht zur Etablierung einer eigenständigen „Bindestrich-Soziologie“ (in Analogie etwa zur Familiensoziologie) gekommen – auch wenn manche Autor_innen sich hierfür stark machen (Schobin et al., 2016c; Müller-Jentsch, 2017).

Bedeutend erschwert wird die soziologische Freundschaftsforschung durch die Unschärfe des Freundschaftsbegriffs. Mit „Freund_in“ und „Freundschaft“ werden vielfältige Phänomene bezeichnet: Lose Beziehungen in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz, Facebook-Kontakte, diplomatische Beziehungen zwischen Staaten oder die Mitgliedschaft in einem Fördererverein. Seit Jahren ringt die sozialwissenschaftliche Forschung darum, wie mit dieser Unschärfe umzugehen ist. Während manche Autor_innen Freundschaften in einem engen Sinne als freiwillige, gleichgeschlechtliche, nicht-sexuelle und nicht-verwandtschaftliche Beziehung bestimmen (Nötzoldt-Linden, 1994), haben andere ein breites Verständnis von Freundschaften als „personal communities“

(Pahl, 2000). Wiederum andere hinterfragen, ob Freundschaft *überhaupt* eine Beziehungsform meint (Schobin et al., 2016a).

Eine einheitliche Definition von Freundschaft gibt es in der soziologischen Debatte nicht (Pahl, 2000). Konsens besteht lediglich darüber, dass es keinen Konsens gibt (Rubin, 1985; Fischer, 1982). Die kaum vorhandene Institutionalisierung und rechtliche Kodifizierung freundschaftlicher Beziehungen trägt weiter zur Schwierigkeit bei, Freundschaft begrifflich zu fassen. Paine (1974) bezeichnet Freundschaft daher auch als „institutionalized non-institution“ (128). Zahlreiche Autor_innen schlussfolgern daraus, dass Freundschaft als ‚frei schwebende‘ Beziehung zu verstehen ist, die von den gesellschaftlichen Verhältnissen zu einem gewissen Grad losgelöst (vgl. Giddens, 1991; Eve, 2002) und weniger stark von Normen und Skripten überformt ist (O’Meara, 1989; Blatterer, 2015). Andere sind sich hingegen sicher, dass Freundschaften nicht außerhalb gesellschaftlicher Macht- und Ungleichheitsverhältnisse stehen (Roseneil, 2006).

Ungeklärt ist auch das Verhältnis von Geschlecht und Freundschaft. Seit Aristoteles haben Männer das Wort über die Freundschaft geführt. Um 1580 schreibt de Montaigne (1999), dass „das geistige Vermögen der Frauen (...) den Anforderungen des engen Gedankenaustauschs und Umgangs nicht gewachsen ist, aus denen der heilige Bund der Freundschaft hervorgeht“ (88). Auch Nietzsche (1999) lässt gut 300 Jahre später Zarathustra behaupten, dass „das Weib noch nicht der Freundschaft fähig“ (156) sei.

Die Soziologen des 20. Jahrhunderts reihen sich nahtlos ein: Simmel (1992), Schelsky (1960) und Tenbruck (1964) befinden, dass es Frauen an Freundschaftsbefähigung fehle. Durch ihre Beschränkung auf Haushalt und Familie seien sie weniger stark von den Prozessen der Individualisierung und Differenzierung betroffen, die die Grundlage moderner Freundschaften bildeten. Die These einer mangelnden Freundschaftsfähigkeit unter Frauen ist von der historischen Forschung hinreichend widerlegt worden (Faderman, 2001; Smith-Rosenberg, 1975). Dennoch zieht sich die Abwertung weiblicher Intimität durch die Jahrhunderte und hat dabei vergeschlechtlichte Praktiken von Intimität ebenso hervorgebracht wie stereotype Vorstellungen von Frauen als „Plappermäulern“ (Hacker, 1981) und „Sozialnudeln“ (Schütze und Lang, 1993, 213). Dass die Abwertung von Frauenfreundschaften folgenreich ist, dürfte kaum verwundern – schließlich ist sie „die *Bedingung*, unter der Frauen Freundinnen waren“ (Arni, 2019, 28), der androzentrischen Prägung des Freundschaftsbegriffs zum Trotz.

Im heutigen Diskurs hat sich die These einer Freundschaftsunfähigkeit von Frauen in ihr diametrales Gegenteil verkehrt. So heißt es, es käme gegenwärtig zu einer „Feminisierung“ von Intimität, weil emotionale Kommunikation und wechselseitige Selbstoffenbarung, die als weiblich gelten, in zeitgenössischen Beziehungsidealen aufgewertet seien (Cancian, 1986). Schobin (2013) meint gar, dass „die feminine Freundschaft (...) zur kanonischen Form der Freundschaft aufgestiegen“ (9f.) sei und „die Deutungsmacht im Freundschaftsdiskurs bei den

Frauen“ läge (10). Männerfreundschaften würden hingegen, so eine verbreitete Sorge, als weniger intim abgewertet (vgl. Stiehler, 2009). Vor diesem Hintergrund wird inzwischen behauptet, dass Frauen – und nicht Männer – die stärkere Neigung und Befähigung zur Freundschaft hätten (Fischer und Oliker, 1983). Und wie so oft, wenn es um Frauen geht, muss dabei „wieder einmal das ‚Wesen‘ erhalten“ (Schütze und Lang, 1993, 211). Ignoriert wird dabei, dass die Gelegenheitsstrukturen für das Initiieren und Aufrechterhalten von Freundschaften immer schon sozial strukturiert und zutiefst vergeschlechtlicht sind: Ob wir im Waschhaus oder im Rotary Club auf andere treffen, macht einen gewaltigen Unterschied.

Die beschriebene Diskurswende ist höchst aufschlussreich – verweist sie doch, zumindest implizit, auf den Zusammenhang von Freundschaften, Geschlechterverhältnis und zeitgenössischen Leitbildern der Liebe. Mit dem Aufbrechen traditioneller Paar- und Familienarrangements kommt es zu einem grundlegenden Wandel von Intimität: An die Stelle der romantischen Liebe tritt ein Ideal der Partnerschaftlichkeit, das verstärkt an Geschlechtergleichheit, Autonomie und individueller Selbstverwirklichung orientiert ist (Giddens, 1992). In diesem Kontext verwischen die Grenzen zwischen Liebe und Freundschaft. Manche meinen, dass es dabei zu einer „Verfreundschaftlichung der Liebe“ und einer „Verzärtlichung der Freundschaft“ (Schobin, 2013, 133) käme. Ob dies tatsächlich der Fall ist und vor allem, welche Implikationen dies aus geschlechtersoziologischer Perspektive hätte, ist bislang unerforscht.

Dieses Buch setzt an der beschriebenen Schnittstelle an und nimmt Geschlecht und Freundschaft in ihrem Wechselverhältnis in den Blick. Die skizzierten Forschungsergebnisse zu Freundschaften verweisen auf die Schwierigkeit, Freundschaften im Kontext des Geschlechterverhältnisses zu analysieren, ohne dabei Freundschaft und Geschlecht vorab zu bestimmen und als bereits gegeben vorauszusetzen. Wie lässt sich ein wandelbares, nicht trennscharf umrissenes Phänomen im Kontext seiner gesellschaftlichen Bedingungen und Implikationen verorten, die für Gestalt und Wandel des Phänomens mitverantwortlich sind? Die Crux für die empirische Untersuchung liegt folglich darin, diese Wechselwirkung aktiv mit einzubeziehen – und Freundschaft wie Geschlecht in ihrer gesellschaftlichen „Gemachtheit“ und wechselseitigen Bedingtheit zu betrachten. Diesen Ansatz verfolge ich in der vorliegenden Arbeit.

Dabei fasse ich Freundschaft weit, aber keinesfalls als „catch-all“-Begriff. Zentral scheint mir für liberale Gesellschaften eine normative Intimitätskonzeption, der zufolge Freundschaften als freiwillige Beziehungen der Fürsorge verstanden werden, die nicht an einem äußeren Zweck orientiert sind und als unersetzbar gelten. Anders als etwa in Organisationen sind Person und Position hier nicht voneinander getrennt: Freundschaften sind persönliche Beziehungen, d.h. es sind solche Beziehungen, die die Personen als *genau diese* Personen miteinander führen. Entsprechend des Fokus auf Intimität habe ich *enge* und

dyadische Freundschaften als besonders *typische* Form der Freundschaft in den Blick genommen.

In diesem Buch erforsche ich in gegenwartsanalytischer Absicht Prozesse der Vergeschlechtlichung von Freundschaft. In vier zentralen Hinsichten leistet das Buch einen Beitrag zur soziologischen Freundschaftsforschung. Mein Beitrag besteht erstens darin, grundlagentheoretisch zu erforschen, wie Freundschaften hergestellt – geknüpft, aufrecht erhalten, gestaltet, erlebt und gedeutet – werden. Entgegen gängiger definitorischer Herangehensweisen lege ich nicht *a priori* fest, was Freundschaft bedeutet. Stattdessen nehme ich Freundschaften *selbst* in den Blick. Aus interaktionstheoretischer Perspektive untersuche ich die Bedeutungen, Konzepte und Praktiken von Freundschaften im Stile der Strauss'schen Grounded Theory (Strauss und Corbin, 1998). Theoretische Arbeiten und Erkenntnisse aus dem Forschungsstand nutze ich als sensibilisierende Konzepte, um meine Herangehensweise und den Blick auf das Material zu schärfen. Dabei verwende ich auch Elemente der reflexiven Variante der Grounded Theory (Breuer et al., 2019), um Vorwissen und eigene Präkonzepte angemessen zu reflektieren. Was Freundschaften ausmacht, wie sie praktiziert und erlebt werden und welche Bedeutung sie für die involvierten Personen haben, ist zentraler Gegenstand der Untersuchung. So soll eine empirisch gesättigte, am Gegenstand entwickelte Theorie der Freundschaft entstehen.

Zweitens entfalte ich eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Freundschaft. Ich verstehe Geschlecht dabei als ein Verhältnis, das konstitutiv mit der bürgerlichen Sphärentrennung und geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung verknüpft ist (vgl. Becker-Schmidt et al., 1984; Becker-Schmidt, 2001b; Hausen, 1976). Als solches ist es auch an spezifische Beziehungsformen, Leitbilder und Sexualitäten geknüpft, man könnte sagen: heteronormativ verfasst. Empirisch analysiere ich das Geschlechterverhältnis nicht als unabhängige Variable, als Eigenschaft von Personen, sondern in seiner sozialen Gewordenheit im Kontext der gesellschaftlichen (Re-)Produktionsweise. Ich nutze den Ansatz des „Doing Gender“ (West und Zimmerman, 1987) als Forschungsheuristik, um die alltäglichen Praktiken in den Blick zu nehmen, die dieses Verhältnis (re-)produzieren, modifizieren oder in Frage stellen. Dabei weite ich diese Herangehensweise auf Freundschaften aus: Analog zum „Doing Gender“ nehme ich das „Doing Friendship“ in den Blick, d.h. die alltäglichen Interaktionen, mittels derer Freundschaften hergestellt werden. Wichtige Einsichten über die soziale Konstruiertheit von Geschlecht übertrage ich also auf Freundschaften. Empirisch nehme ich Geschlecht in unterschiedlichen Freundschaften in den Blick: Während der Fokus anfangs auf ungleichgeschlechtlichen Freundschaften lag, habe ich im weiteren Verlauf auch Freundschaftspaare jenseits dieser Konstellation untersucht.

Drittens trägt die Arbeit zur Erforschung der Milieuspezifik von Freundschaften bei. Insbesondere nehme ich die Konzepte, Bedeutungen und Praktiken von Freundschaft im individualisierten Milieu der „neuen Mitte“ in den Blick. Ihr

gehören vor allem hochqualifizierte Menschen im urbanen Raum an, die meist in Wissens- und Kulturberufe arbeiten und an Werten wie Authentizität, Kreativität und Autonomie orientiert sind (vgl. Vester et al., 2011). Die zunehmende Orientierung am Ideal der Partnerschaftlichkeit erweist sich hier, zumindest auf einer diskursiven Ebene, als besonders ausgeprägt (Koppetsch und Burkart, 1999; Koppetsch und Speck, 2015). Weil Menschen mit partnerschaftlichen Beziehungsbildern tendenziell auch Freundschaften für wichtiger erachten (Valtin und Fatke, 1997) und dem Milieu der „neuen Mittelklasse“ nachgesagt wird, als „Leitmilieu der Spätmoderne“ (Reckwitz, 2017, 9) die Lebensführung weiter Teile der Gesellschaft zu prägen, scheint mir diese Gruppe besonders geeignet, um den aktuellen Wandel von Freundschaften zu erforschen. Insbesondere in der „Rush Hour“ des Lebens ist auch in diesem Milieu zu erwarten, dass Freundschaften zunehmend in Konflikt geraten mit externen Anforderungen, etwa durch Statuspassagen in Beruf und Familie. Ihre eigentliche Wichtigkeit im Milieu der „neuen Mitte“ könnte dadurch herausgefordert werden. Dieser Umstand macht das mittlere Erwachsenenalter umso interessanter für die Erforschung von Freundschaften im Wandel, weswegen Menschen im Alter von 28 bis 48 Jahren im Fokus der Untersuchung stehen.

Viertens liefert das Buch einen Beitrag zur method(olog)ischen Erforschung von Paarinterviews. In der soziologischen Paarforschung sind Paarinterviews bereits etabliert als Instrument zur Datengewinnung. Sie bieten sich besonders dann an, wenn die intersubjektiven Wirklichkeitskonstruktionen und -deutungen in alltäglichen Aushandlungen und Interaktionen im Fokus stehen (Wimbauer und Motakef, 2017a,b). Für die vorliegende Arbeit habe ich teil-narrative, leitfadengestützte Paar- und Einzelinterviews mit eng befreundeten Personen geführt. Ich habe somit Erkenntnisse aus der Paarforschung auf Freundschaften übertragen und die Verwendung von Paarinterviews auf dyadische Freundschaften ausgeweitet. Ich hoffe, hiermit auch method(olog)ische Erkenntnisse zu Nutzen und Grenzen von Paarinterviews zu liefern.

Auf einer übergeordneten Ebene verfolge ich die These, dass Freundschaften als eine Art Gegenideologie zur individualisierten Konkurrenzgesellschaft imaginiert werden, deren Leiden sich nicht mehr nur in der Arbeit, sondern zunehmend auch in der Liebe manifestieren. Galt die Liebe einst als Gegenpol zur kühlen, rationalen Sphäre des Erwerbs (Luhmann, 1997), scheint sich dies zu ändern. Aktuelle Veröffentlichungen verdeutlichen dies: Sie diskutieren, *Warum Liebe weh tut* (Illouz, 2011b), *Warum Liebe endet* (Illouz, 2020) – und was geschieht, *Wenn Arbeit Liebe (z)ersetzt* (Wimbauer, 2012).

Mein Material zeigt, dass die zunehmende Ökonomisierung des Privaten, die hoffnungslose Überfrachtung der romantischen Liebe und ihre asymmetrische, geschlechterdifferenzierende Überformung für die Subjekte *selbst* ersichtlich werden. Die Einzelnen sehnen sich nach einer Gegenwelt jenseits des Zwangs zu Arbeit und Ausbeutung und jenseits eines patriarchalen Geschlechterverhältnisses.

Freundschaften entfalten hier ihr Potenzial: Im von mir untersuchten Milieu werden sie als Sehnsuchtsort jenseits von Arbeit und Liebe imaginiert, d.h. als ein Ort, an dem die als gegensätzlich empfundenen Ansprüche aus Erwerbsarbeit und privater Lebensführung – nach Autonomie und Gemeinschaft – miteinander vereinbart werden können.

Gleichzeitig werden Freundschaften, so zeigt meine Arbeit ebenfalls, von Paar- und Familienbeziehungen abgegrenzt, ihnen in Wichtigkeit für die praktische Lebensführung untergeordnet und durch diese „Grenzziehungsarbeit“ überhaupt erst als eigenständiges Phänomen konstruiert. Die Begrenzung der Freundschaft ist Fluch und Segen zugleich: Freundschaften werden zwar als ein Ort entworfen, an dem die Einzelnen „gemeinsam frei sein“ können, jedoch muss dieses Versprechen nicht umfassend eingelöst werden. Es bleibt ein Sehnsuchtsort.

Die Fertigstellung der Arbeit fiel zeitlich in die Covid-19-Pandemie. Die Pandemie hat die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung von Freundschaften aufs Neue aufgeworfen. Schließlich verweist das Virus auf die grundlegende Verletzlichkeit menschlichen Lebens – darauf, dass wir „immer schon in der Hand der anderen sind“ (Hark, 2020). Mit dem Gebot des *Social Distancing* wurde in Frage gestellt, wie wir einander nahe sein können, wenn Fürsorge auf einmal bedeutet, Abstand zu halten. Drastische Kontaktbeschränkungen in den Jahren 2020 und 2021 haben Freundschaften in Deutschland besonders hart getroffen, weil nur Paar- und Familienbeziehungen – Verwandte „in direkter Linie“, wie es Angela Merkel kurz vor Weihnachten 2020 formulierte – von ihnen ausgenommen waren. Menschen, die ihr Sozialleben jenseits dieser Beziehungen organisieren, wurden hierbei systematisch schlechter gestellt.

Ferner hat die Corona-Krise verdeutlicht, dass die Verletzlichkeit menschlichen Lebens fundamental ungleich verteilt ist: Wie die oft bemühte Metapher des „Brennglases“ veranschaulichen soll, wurde die Vergeschlechtlichung, Sexualisierung, Rassifizierung, Migrantisierung und Dis/Ableisierung von Klassenverhältnissen nicht nur sichtbarer, sondern auch massiv verschärft. Eine Welle der Solidaritätsbekundungen – man denke an Nachbarschaftsnetzwerke oder das Klatschen für die Pflege – wollte Abhilfe schaffen. Politisch und institutionell ist darauf wenig gefolgt. Gerade weil sich die Krise der sozialen Reproduktion in der Pandemie zugespitzt hat und eine strukturelle Lösung mehr als nur das Beschwören des Solidarischen verlangen würde, stellten sich viele die Frage, welche Bedeutung Freundschaften als Quelle von Solidarität und verlässlicher Fürsorge in Zukunft zukommen könnte.

Auch die letzte Bundesregierung trieb diese Frage um. Im Koalitionsvertrag kündigte sie an, sie wolle „das Institut der Verantwortungsgemeinschaft einführen und damit jenseits von Liebesbeziehungen oder der Ehe zwei oder mehr volljährigen Personen ermöglichen, rechtlich füreinander Verantwortung zu übernehmen“ (SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP, 2021). Bundesjustizminister Mar-

co Buschmann von der FDP konkretisierte 2024 seine Pläne für die Verantwortungsgemeinschaft in einem Eckpunkte Papier.

Die Idee einer Verantwortungsgemeinschaft ist keinesfalls neu. Sie wird seit Jahren u.a. von feministischen Aktivist_innen und Wissenschaftler_innen diskutiert, die die sozialstaatliche Privilegierung von Paar- und Familienbeziehungen kritisieren. Sie fordern, dass Vereinbarkeitspolitik auch auf Freundschaften ausgerichtet sein sollte, Arbeitnehmer_innen auch bei Sterbefällen von Freund_innen Anspruch auf Sonderurlaub haben und Steuervergünstigungen nicht auf die Ehe beschränkt sein sollten. Roseuil (2004) zufolge sollte dafür die eingetragene Lebenspartnerschaft, vielerorts ursprünglich für homosexuelle Paare eingeführt, auf Freundschaften ausgeweitet werden:

„[I]t is time to explore an extension of the proposed legislation on civil partnerships for lesbian and gay couples to recognize any significant relationship – sexual or otherwise – and to open up fiscal benefits, inheritance and other ‚next of kin‘ rights to those whose intimate lives do not map on to a policy framework which focuses on conjugal couples and families.“ (Roseuil, 2004)

Auch wenn sich liberale Regierungen und feministische Forscher_innen einig sind, drängen sich eine Reihe an Fragen sich in der Debatte um eine mögliche Verrechtlichung von Freundschaften auf: etwa, inwiefern sich Freundschaften dadurch verändern würden, ob sie verbindlicher, weil verlässlicher würden, oder ob sie zunehmend ihr freiheitliches Potenzial einbüßen würden – und wer hiervon noch profitieren könnte, außer diejenigen, die aktuell benachteiligt sind, weil ihre Nahbeziehungen nicht um Paar und Familie herum strukturiert sind. Auf diese Fragen will die Arbeit abschließend einen kurzen Ausblick liefern.

Aufbau der Arbeit

In insgesamt fünf Kapiteln diskutiere ich, was die von mir interviewten Menschen aus der urbanen, akademischen Mittelschicht in ihren Freundschaften im jungen Erwachsenenalter suchen, was sie dort finden und welche Rolle das Geschlechterverhältnis dabei spielt.

Kapitel 2 stellt den Forschungsstand und zentrale theoretische Überlegungen zu den drei Kernbegriffen Freundschaft, Liebe und Geschlecht in den Mittelpunkt. In Abschnitt 2.1 diskutiere ich sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaften und entwickle u.a. im Anschluss an Honneth und Rössler (2008) und Blatterer (2015) einen normativen Begriff von Freundschaft als persönliche, von Intimität gekennzeichnete Beziehung, die von zentraler Bedeutung für die Selbstkonstitution ist. In Abschnitt 2.2 setze ich Freundschaften ins Verhältnis zu anderen Nahbeziehungen und biete sie in ihren gesellschaftlichen Kontext ein. In Analogie zur romantischen Liebe betrachte ich Freundschaft als gesellschaftliches Kulturmuster, das sich, einerseits parallel, andererseits in Abgrenzung zur Liebe, entwickelt

hat und zeichne den Wandel dieser Semantiken im Kontext der sich verändernden gesellschaftlichen (Re-)Produktionsweise nach. Dabei wird deutlich, dass Liebe und Freundschaft sich vor allem hinsichtlich ihrer Funktionen für das heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis unterscheiden. Außerdem zeigt sich die Schwierigkeit, Idee und Praxis von Freundschaft zu unterscheiden, auf die das später entwickelte Modell zu reagieren versucht. In Abschnitt 2.3 lege ich meine ontologische und epistemologische Perspektive auf das Geschlechterverhältnis dar und diskutiere, was hieraus für Freundschaften folgt. Studien zur Vergeschlechtlichung von Freundschaften sowie zu Freundschaften als post-traditioneller Lebensweise bieten dabei erste Anknüpfungspunkte. Gleichzeitig lassen sie wichtige Fragen unbeantwortet und werfen neue Fragen auf. Die zentralen Erkenntnisse aus Forschungsstand und Theorie sowie meine zentralen Forschungsfragen fasse ich in Abschnitt 2.4 zusammen.

Kapitel 3 stellt das Forschungsdesign der empirischen Untersuchung vor. Für die Erforschung der Bedeutungen, Konzepte und Praktiken von Freundschaft bietet sich ein offenes, sinnverstehendes und sinnrekonstruktives Verfahren an. In Abschnitt 3.1 verorte ich meine Arbeit in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus und Pragmatismus und diskutiere, welche Implikationen mein sozialtheoretisches Verständnis von Handeln, Denken und Wissen für das Forschungsdesign hat. In Abschnitt 3.2 stelle ich das gewählte Datenmaterial (Paar- und Einzelinterviews) vor und diskutiere die daraus resultierenden Erkenntnismöglichkeiten und Begrenzungen. In Abschnitt 3.3 gehe ich auf die wichtigsten Aspekte der Grounded Theory Methodologie ein und lege meine eigene Vorgehensweise exemplarisch dar. In Abschnitt 3.4 stelle ich die einzelnen Fälle bzw. Freundschaftspaare anhand relevanter Charakteristika vor.

In Kapitel 4 präsentiere ich schließlich die zentralen Ergebnisse meiner Untersuchung. Dafür erläutere ich zunächst in Abschnitt 4.1, was eine Kern- oder Schlüsselkategorie ist und wie mein eigener Entwicklungsprozess einer solchen Kategorie verlief. In Abschnitt 4.2 erläutere ich dann das zentrale Konzept der „Sozialen Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“: Freundschaften werden in einem iterativ-zyklischen Prozess vor einer spannungsreichen Hintergrundfolie hergestellt. Diese Herstellung vollzieht sich als Aushandlung verschiedener Dimensionen und Phasen. Vier zentrale Dimensionen – Fürsorge, Authentizität, Flexibilität und Autonomie – ließen sich dabei in der von mir untersuchten Gruppe identifizieren, wie ich exemplarisch an Interviewsequenzen in Abschnitt 4.3 darlege. Im Prozess der Herstellung unterscheide ich außerdem vier Phasen – Abgrenzen, Aushandeln, Hinterfragen und Gestalten –, die ich in Abschnitt 4.4 anhand von empirischem Material erkläre. In Abschnitt 4.5 fasse ich die zentralen Ergebnisse zusammen und bette sie in den Forschungsstand ein.

Kapitel 5 reflektiert abschließend den Erkenntnisgewinn und die Begrenzungen der Studie und schließt mit einem Ausblick auf offene Forschungsfragen und die gesellschaftspolitischen Implikationen meiner Studie.

In diesem Kapitel erläutere und diskutiere ich die theoretischen Grundlagen der Untersuchung und den für die Forschungsfrage relevanten Forschungsstand entlang drei zentraler Konzepte: Freundschaft, Liebe und Geschlecht.

2.1 Sozialtheoretische Perspektiven auf Freundschaft

Um die Konzepte, Bedeutungen, Praktiken und Funktionen von Freundschaft näher zu untersuchen, scheint es zunächst ratsam, den Begriff der Freundschaft näher zu bestimmen. Bei diesem Versuch sind wir konfrontiert mit einem Rätsel: Während wir selbst meist relativ klar sagen können, mit wem wir befreundet sind, fällt es schwer, eindeutige oder universelle Kriterien von Freundschaft zu bestimmen. Auch soziologische Perspektiven auf das Phänomen sind mit dieser Schwierigkeit einer begrifflichen Eingrenzung konfrontiert, können jedoch wichtige Einsichten für eine erste begriffliche Annäherung liefern. Im Folgenden diskutiere ich gängige soziologische Begriffsbestimmungen und lege dar, welche Herangehensweise der vorliegenden Studie zugrunde liegt.

2.1 Begriffliche Annäherung: Was ist Freundschaft?

Ein geläufige soziologische Betrachtungsweise besteht darin, Freundschaften in Abgrenzung zu anderen Beziehungsformen – als Residualkategorie (Fischer, 1982) – zu definieren: als nicht-verwandtschaftliche, nicht-sexuelle, dyadische Beziehungen zwischen Menschen gleichen Geschlechts, die von einer gewissen zeitlichen Dauer ist (vgl. Nötzoldt-Linden, 1994; Faulstich, 2007). Diese Betrachtungsweise gestattet zwar, heterogene Phänomene unter dem Begriff zu subsumieren, bleibt jedoch notwendigerweise vage. Freundschaften werden nicht über charakteristische Eigenschaften, sondern *ex negativo* über die Eigenschaften *anderer* Beziehungsformen definiert. Außerdem verengt eine solche Herangehensweise den Blick auf die empirische Realität: Geschwister, Eltern und ihre Kinder könnten demnach genauso wenig miteinander befreundet sein wie Menschen unterschiedlichen Geschlechts, Sex-Partner_innen oder größere Gruppen. Auch wenn diese Phänomene als Randerscheinungen statt als Kern des

Phänomens erscheinen mögen, gehören sie doch zu unserem Alltagsverständnis von Freundschaft (demzufolge der Partner der beste Freund sein soll oder auch die Mutter eine gute Freundin sein kann). Diese Fälle von vornherein aus der Untersuchung auszuschließen, würde ein spezifisches und normatives Verständnis von Freundschaft reproduzieren, anstatt nach dem Verständnis der Einzelnen zu fragen.

Eine enge Herangehensweise konfliktiert nicht nur mit unserem Alltagsbegriff, sie passt auch schlecht zu einer Arbeit im Stile der Grounded Theory. Schließlich zielt eine solche Arbeit darauf ab, eine eigenständige bereichsbezogene Theorie zu generieren, anstatt existierende Hypothesen zu überprüfen. Sie erfordert daher einen offenen und reflexiven Umgang mit dem eigenen Vorwissen. Blumer (1954) schlägt daher die Verwendung sensibilisierender Konzepte vor. Anstatt a priori Kriterien zu bestimmen, anhand derer Instanzen eines Phänomens als solche identifiziert werden können, soll dabei der offene Charakter sozialer Phänomene berücksichtigt werden. So können Erkenntnisse aus Theorie und Forschungsstand die eigene Herangehensweise leiten, anstatt sie von vornherein zu begrenzen: „Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look“ (Blumer, 1954, 7). Eine weitere Erkenntnis der Grounded Theory Methodologie besteht darin, scheinbar unwahrscheinliche Vergleiche, im Sinne der minimalen und maximalen Kontrastierung, zur Erkundung eines Phänomens zu nutzen, weil dadurch bislang nicht wahrgenommene Gegenstandsmerkmale entdeckt werden können (Star 2007, 81, s. auch Breuer et al. 2019, 273). Daher ist das Einbeziehen von scheinbar randständigen Fällen – wie freundschaftlichen Beziehungen unter Verwandten oder Partner_innen – unabdingbar für eine Theoretisierung des Phänomens.

Engen Freundschaftsdefinitionen stehen oft begrifflich weit gefasste Herangehensweisen gegenüber. So stellen Spencer und Pahl (2006) in *Rethinking Friendship* fest, in welchem unterschiedlichen Kontexten der Begriff „friend“ benutzt wird – in der Diplomatie, im Sport oder um nützliche berufliche Kontakte, Nachbar_innen oder enge Vertraute zu bezeichnen (Spencer und Pahl, 2006, 58, 76). Sie und folgern daraus, dass Freundschaften als „personal communities“ verstanden werden können. Ähnlich breite Definitionen finden sich auch in der deutschsprachigen Soziologie. So meint Stegbauer (2010) etwa, dass es „für Freundschaften keine ‚Essenz‘ von Beziehungsinhalten“ (105) gebe. Schobin et al. (2016b) umschiffen die Schwierigkeit, Freundschaft begrifflich zu fassen, indem sie die Art des Begriffs im Sinne einer Wittgenstein'schen Familienähnlichkeit neu bestimmen: Entgegen unseres alltäglichen Verständnisses sei Freundschaft keine spezifische Beziehungsform, sondern vielmehr „ein Geflecht graduell miteinander verwandter Sozialformen“, die „nur durch eine lange, oft vergessene Kette miteinander verwandt“ (Schobin et al., 2016b, 15) seien. Daher gebe es auch „nicht notwendiger-

weise irgendeine Eigenschaft, die allen [diesen Sozialformen] gemein“ (Schobin et al., 2016b, 15) sei.

Während enge Ansätze Freundschaft in strenger Abgrenzung zu anderen Beziehungsformen definieren, geben solche breite Perspektiven den Versuch einer Begriffsbestimmung gänzlich auf. Anstatt den unterschiedlichen Verwendungen und Feinheiten der Freundschaftskonzepte der Einzelnen nachzuspüren, setzen Spencer und Pahl (2006) Freundschaften a priori mit dem undifferenzierten Sammelbegriff der „communities“ gleich. Sie ignorieren damit das „feinmaschige Repertoire an begrifflichen Abstufungen, mit dessen Hilfe zwischen ‚echten‘ und bloß marginalen Freunden oder Freundinnen unterschieden wurde“, wie es Honneth (2008, 144) aus ihrem Material herausliest und welches sich lohnen würde, genauer zu analysieren. Außerdem ziehen sie die Gleichsetzung mit „communities“ als Beleg heran für die Heterogenität des Phänomens. Wie Blatterer (2015, 57f.) kritisch anmerkt, lässt sich eine solche Begriffsbestimmung als tautologisch bezeichnen. Außerdem bietet sie keinerlei Anhaltspunkte, wohin der Blick bei einer empirischen Erforschung von Freundschaften zu richten sei. Ähnlich verhält es sich mit der Neubestimmung der Begriffsart bei Schobin et al. (2016b): Zwar wirkt die Lösung des Problems logisch elegant, doch wenn Freundschaften als ein (mehr oder minder) kohärentes Phänomen nicht näher charakterisiert werden kann, erübrigen sich der analytische Mehrwert und die Verwendung des Begriffs. Für die Untersuchung von als „Freundschaften“ bezeichneten Phänomene können diese Perspektiven daher nur bedingt Aufschluss bieten.⁶

Wenn weder eine enge, noch eine breite Begriffsbestimmung einer theoretischen Annäherung an das Phänomen Freundschaft dienlich sind, drängt sich schließlich eine dritte Perspektive auf, die beide Ansätze miteinander synthetisiert. Für eine solche Herangehensweise lässt sich eine grundlegende Einsicht des interaktionistischen „Doing Gender“-Ansatzes (West und Zimmerman, 1987, s. auch Abschnitt 2.3.1) auf die Erforschung von Freundschaften übertragen. Um Freundschaften als Produkt aktiver Herstellungsleistung in den Blick zu nehmen, gilt es, die Prozesse der *Unterscheidung* zu fokussieren, anstatt *Unterschiede* zwischen Beziehungsformen oder Lebensbereichen hervorheben oder erklären zu wollen (Gildemeister, 2008). Im Fokus der vorliegenden Arbeit sollen daher – im Sinne eines „Doing Friendship“ – diejenigen Praktiken stehen, durch die Freundschaft, als eine von anderen differenzierte Sozialform, hervorgebracht wird. Erkenntnisse aus Theorie und Forschungsstand nutze ich in einem sensibilisierenden Sinne, um meine Herangehensweise bei der empirischen Untersuchung zu schärfen und zu leiten. Im Fokus stehen jedoch die alltäglichen Konzepte, die „Konstruk-

6 Die Neubestimmung der Begriffsart, so muss hinzugefügt werden, ist nicht der letzte Schluss von Schobin et al. (2016b). In ihrem Fazit findet sich eine andere Konzeptualisierung, auf die ich im nächsten Kapitel näher eingehe.

tionen erster Ordnung“ (Schütz, 1972b), die ich durch die Rekonstruktion von „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (Schütz, 1972b) nachvollziehe.

Sozialwissenschaftliche Begriffsbestimmungen spielen eine wichtige Rolle bei einer solchen begrifflichen Näherung. Eine Besonderheit an sozialwissenschaftlicher Forschung ist, dass alltägliche und wissenschaftliche Konzepte einander bedingen und beeinflussen. Aufgrund dieser „doppelten Hermeneutik“ (Giddens, 1984) gilt es, auch differenzierende Perspektiven auf Freundschaft, wie sie in der Soziologie etabliert worden sind, in den Blick zu nehmen – dieses Mal jedoch nicht als Definitionen von Freundschaft, sondern als sensibilisierende Konzepte, die die Herangehensweise bei der empirischen Untersuchung anleiten können. Die alltagsweltliche Unterscheidung von anderen Begriffen – wie Partnerschaft oder Familie – nutze ich also zur Sensibilisierung der Untersuchung, ohne diese Unterscheidungen zu einer Definition von Freundschaft zu erheben und Abweichungen damit dem empirischen Blick zu entziehen.

Eine hilfreiche Differenzierung stammt von Kracauer (1971), der Freundschaften von instrumentellen Beziehungen abgrenzt: von der Kameradschaft, die um ein gemeinsames (politisches oder militärisches) Ziel kreist, auf der einen, von der Fachgemeinschaft, die dem Bearbeiten von Aufgaben einer beruflichen Gemeinschaft dient, auf der anderen Seite. Während Kameradschaft die Unterordnung unter ein geteiltes Ziel erfordere und die Einzelnen austauschbar mache – „Kameraden sind Gleiche vor dem Ziel – aber nichts außerdem“ (Kracauer, 1971, 14) – erfordere die Fachgemeinschaft ein hohes Maß an individuellen Fähigkeiten: „Berufsgenossen sind immer schon Ausgewählte“ (Kracauer, 1971, 15). Beide bezeichnet Kracauer als Zielverbindungen, weil sie, im Gegensatz zur Freundschaft, auf einen außerhalb der Beziehung liegenden Sinn oder Zweck abzielen. Zweifelsohne können Kolleg_innen oder Kamerad_innen – auch für Kracauer – Freundschaft schließen, doch müsse dafür erst eine persönliche Beziehung entstehen, die den äußeren Zweck des ursprünglichen Bandes ablöse.

Eine weitere geläufige Unterscheidung grenzt Freundschaft von Bekanntschaft ab. Für Kracauer (1971) ist die Bekanntschaft zwar keine Zweck- oder Zielverbindung, doch ebenfalls eine *unpersönliche* Beziehung, weil „die ‚durchlaufenden Fäden‘ fehlen“ (Kracauer, 1971, 20), die das Gewebe einer Persönlichkeiten bildeten. So gäbe es in Bekanntschaften „eine unsichtbare Scheidewand zwischen den Menschen“ (Kracauer, 1971, 20), die genuine Anteilnahme und das Erblicken von „Anfang und Ende der Persönlichkeit in ihrem Zusammenhang“ (Kracauer, 1971, 21) verhindere. Kracauers Lehrer Georg Simmel hält Bekanntschaften ebenfalls für unpersönliche Beziehungen: „[D]ie Kenntnis des ‚Daß‘, nicht des ‚Was‘ der Persönlichkeit bedingt die ‚Bekanntschaft‘. Indem man aussagt, mit einer bestimmten Person bekannt (...) zu sein, bezeichnet man doch sehr deutlich den Mangel eigentlich intimer Beziehungen“ (Simmel, 1992, 265). Die Bekanntschaft ist für Simmel daher „der eigentliche Sitz der Diskretion“ (Simmel, 1992, 265).

In jüngerer Zeit ist diese Abgrenzung von Davidson (2011) aufgegriffen worden, der die Simmel'sche Unterscheidung zwischen anonymen und intimen Beziehungen problematisiert. Auch in der Interaktion von Ärztin und Patient käme es etwa zu körperlicher Nähe und folglich intimen Berührungen. Nehamas (2016) verweist ebenfalls auf die schwammige Grenze zwischen persönlichen und instrumentellen Beziehungen, etwa wenn ich meiner Ärztin oder Friseurin selbst dann treu bliebe, wenn eine andere günstiger oder kompetenter wäre (106f.). In solchen Situationen zeige sich, dass sich eine persönliche Beziehung entwickelt habe und ich die andere Person *als Person* – und nicht nur für ihre Dienste – schätze. Doch das macht sie noch nicht zu meiner Freundin. Auch können körperliche Berührungen, wie Blatterer (2015) anmerkt, nicht per se als Intimität gewertet werden, weil sie ja gleichermaßen medizinischen und gesellschaftlicher Konvention folgen und nicht an der anderen Person orientiert sein müssen (56). Morgans Argument verweist also lediglich darauf, dass die Grenzen nicht trennscharf und der Übergang zwischen instrumentellen und nicht-instrumentellen Beziehungen fließend sein mag. Er entwertet jedoch nicht die prinzipielle Behauptung, dass Freundschaften im Alltag von anderen Beziehungen oder Praktiken unterschieden werden.

Kracauers differenzierende Perspektive auf Freundschaft ist jüngst von Blatterer (2018, 2015) aus zeitgenössischer Perspektive wiederbelebt worden. Ein soziologischer Freundschaftsbegriff müsse den Nuancierungen der Einzelnen Rechnung tragen, so sein Argument. Die Fähigkeit zur Unterscheidung ist für ihn nicht nur Dreh- und Angelpunkt der Kracauer'schen Freundschaftskonzeption sondern zentral für das menschliche Dasein:

„[H]is approach reminds us of something universal, something that is intrinsic to our irreducible sociality (...): our ability to distinguish not merely friend from foe, but to be receptive to the most nuanced signals concerning the potentials for and realities of intimacy.“ (Blatterer, 2018, 9)

Dabei beruft Blatterer sich auch auf Untersuchungen der Linguistin Anna Wierzbicka. Sie zeigen, dass das Wort „friend“ über Jahrhunderte abgeschwächt und ausgeweitet und in der Konsequenz vom Wort „friendship“ entkoppelt wurde: „[W]hereas in the older usage, friends were related to one another by friendship, in the current usage one can have many more friends than friendships, and only ‚close friends‘ can now be said to be linked by ‚friendship‘“ (Wierzbicka, 1997, 36). Verloren ginge dabei die im Englischen inzwischen wenig gebräuchliche und altertümlich wirkende Bezeichnung für Bekanntschaft (*acquaintanceship*). Diese Tendenz hält Blatterer für besonders evident im Zeitalter sozialer Medien. Auf *Facebook* etwa würden wir zahlreiche Menschen als Freund_innen bezeichnen, ohne mit ihnen eine Freundschaft zu pflegen (Blatterer, 2015, 41f.). Dass das Unternehmen 2011 schließlich die Unterscheidung von „engen Freund_innen“, „Bekanntem“ und anderen Gruppen einführte, stützt Blatterers Argument, dass der

inflationäre Gebrauch des Begriffs „Freund“ lediglich auf eine semantische Expansion hinweist, nicht jedoch auf eine grundlegende Veränderung des Phänomens „Freundschaft“ in seiner Differenziertheit. Eine Perspektive, die die mit Freundschaft verknüpften Unterscheidungen in den Blick nimmt, ist daher weiterhin relevant.⁷

Auch Studien zur Entgrenzung von Erwerbsarbeit verdeutlichen die Wichtigkeit einer differenzierenden Perspektive auf Freundschaft. So wird Freundschaft in zahlreichen Branchen als Metapher eingesetzt, um den Arbeitscharakter und die asymmetrischen Natur der Beziehungen in der Erwerbssphäre zu verschleiern. Costas (2012) zeigt etwa, wie eine Kultur der Freundschaftlichkeit in der Unternehmensberatung zur normativen Kontrolle der Mitarbeiter_innen dient. Die Teilnahme an Networking Events oder After-hour Drinks wird von den Vorgesetzten zwar erwartet, jedoch nicht als Arbeitszeit gewertet. Stattdessen können solche Unternehmungen – nach dem Motto „we are all friends here“ (Costas, 2012, 7) – als Freizeitaktivitäten ausgegeben werden. Auch im prekären Dienstleistungsbereich, etwa in Frisör-, Kosmetik- und Nagelstudios, fungiert Freundschaft als Chiffre, die die asymmetrischen Kundenbeziehungen sowie den Erwerbscharakter der Arbeit verdecken soll (Cohen, 2010). Klein (2020) analysiert dies am Beispiel von Kosmetiker_innen, die emotionale Arbeit leisten, indem sie der Kundin das Gefühl geben, sie könne ihr Herz ausschütten und sich vollends aufgehoben fühlen – was Klein als „Arbeit, wie eine Freundin zu sein“ (465f.) bezeichnet. Auch hier zeigt sich eine Differenz zwischen vermeintlicher und tatsächlicher Freundschaft: Die Imitation einer freundschaftlichen Beziehung dient zur Unkenntlichmachung des dahinter liegenden instrumentellen Verhältnisses. Deutlich wird dabei die alltägliche Vorstellung, dass Freundschaft eine nicht-instrumentelle, symmetrische Beziehung ist.

Wie ich dargelegt habe, weisen sowohl enge als auch breite Definitionen von Freundschaft Schwachstellen hinsichtlich ihrer Kompatibilität mit einem Alltagsverständnis von Freundschaft auf. Eine Rekonstruktion der subjektiven Konzepte und Praktiken von Freundschaft sollte jedoch an alltägliche Konzepte anknüpfen. In der vorliegenden Arbeit nehme ich daher eine dritte Perspektive ein, die beide Ansätze verbindet, aber sie in einem sensibilisierenden statt in einem definitorischen Sinne versteht. Anstatt a priori fest zu schreiben, was Freundschaft bedeutet und wo die Grenzen zu anderen Phänomen verlaufen, nehme ich – im Sinne eines „Doing Friendship“ – diejenigen Praktiken in den Blick, durch die

7 Im Anschluss an Wierzbicka (1997) plädiert Blatterer deshalb auch dafür, Freundschaften von freundschaftlichen Beziehungen zu unterscheiden, die oftmals mit dem Wort ‚Freund‘ bezeichnet werden. Obgleich ich diese grundsätzliche Unterscheidung teile, verzichte ich in der vorliegenden Arbeit zumindest sprachlich darauf, ‚Freund‘ und ‚Freundschaft‘ stets trennscharf zu unterscheiden, auch wenn eine ähnliche Tendenz – bei der erst die Qualifizierung als ‚enge Freunde‘ auf eine Freundschaft hindeutet – im Deutschen ebenfalls plausibel scheint.

Freundschaft in den Interaktionen der Einzelnen hervorgebracht wird. Ich richte mein Augenmerk folglich auf Prozesse der Unterscheidung, statt auf etwaige Unterschiede. Sozialwissenschaftliche Differenzierungen leiten dabei meine Herangehensweise an die alltäglichen Unterscheidungen der Interviewten. Beide müssen in einem Wechselverhältnis analysiert werden. Die klassische Abgrenzung der Freundschaft von instrumentellen und unpersönlichen Beziehungen erweist sich ferner als hilfreiche erste Konzeptualisierung, die auch heute, im Kontext sozialer Medien und entgrenzter Erwerbsarbeit, angemessen scheint. Freundschaft wird damit als persönliche Beziehung verstanden – als Beziehung, die von Intimität gekennzeichnet ist. Doch was ist mit dem Konzept der Intimität gemeint?

2.1 Intimität: Freundschaft als persönliche Beziehung

Eine gängige Sichtweise setzt Intimität in einer Freundschaft mit verbaler Vertraulichkeit gleich. Diesem Ansatz zufolge ist das Teilen von Geheimnissen eine zentrale Voraussetzung von Intimität. Eine solche Perspektive findet sich in der deutschsprachigen Freundschaftssoziologie etwa in *Freundschaft Heute* von Schobin et al. (2016a). In ihrem Fazit definieren die Autor_innen Freundschaft – im Gegensatz zur bereits diskutierten Neubestimmung der Begriffsart in der Einleitung (s. Abschnitt 2.1.1) – ganz konkret über den Geheimnistausch. Grundsätzlich würden Beziehungen über den Tausch sogenannter Lebenspfänder geknüpft: symbolische Artefakte, die nach Mauss (1990) für das Leben einer Person stehen und mit deren Überreichung das eigene Selbst offenbart wird (Schobin et al., 2016a, 202). In der Spätmoderne, so das Argument, konstituierten nun private Informationen solche Lebenspfänder.

Auch in der englischsprachigen Sozialforschung ist die Vorstellung weit verbreitet, dass das Teilen von Geheimnissen zentral für Intimität sei. Thomas (1987) zufolge signalisieren wir unser Vertrauen in die andere Person durch das Teilen von Informationen, die wir anderen Menschen vorenthalten – und ohne Vertrauen könne es keine Freundschaft geben (224). Jamieson (1998) sieht wechselseitige Selbstoffenbarung sogar als Kern des zeitgenössischen Ideals von Intimität. Dieses Leitbild wird daher auch unter Begriffen wie „sharing intimacy“ (Jamieson, 1998) oder „disclosing intimacy“ gefasst und in zahlreichen sozialpsychologischen Untersuchungen von Freundschaft in den Blick genommen (Hacker, 1981; Tschann, 1988; Winstead et al., 1984).

Fraglos ist emotionale Kommunikation in zeitgenössischen Beziehungslitbildern stark aufgewertet. Neben Jamieson (1998) argumentiert auch Illouz (2008), dass Intimität zunehmend mit verbaler Kommunikation über persönliche Belange gleich gesetzt werde (s. auch Illouz, 2007a,b). Hierfür macht Illouz den kulturellen Erfolg und die massenhafte Verbreitung der Psychotherapie in der Spätmoderne verantwortlich. Unter anderem durch Ratgeberliteratur und Talkshows sei ein therapeutischer Diskurs popularisiert und verbreitet worden,

demzufolge das Reflektieren und Sprechen über die eigenen Gefühle, sowie die Fähigkeit, die eigenen Bedürfnisse mit anderen auszuhandeln, eine zentrale Beziehungskompetenz sei (s. auch Füredi, 2004; Bellah et al., 1996; Blatterer, 2015): „Das Modell emotionaler Kommunikation (...) präsentiert die ideale Liebe als eine eminent redselige Liebe“ (Illouz, 2007a, 255). In diesem Kontext ist auch die Debatte zu verorten, inwiefern es in der Spätmoderne zu einer Feminisierung von Intimität oder gar einer Feminisierung der Freundschaft käme, weil traditionell weiblich konnotierte Beziehungsrepertoires, die mit emotionaler Kommunikation und Fürsorge assoziiert werden, in zeitgenössischen Beziehungsidealen aufgewertet seien, während männlich geprägte Intimitätsstile abgewertet würden (Cancian, 1986; Schobin, 2013).

Allerdings widerspricht die Auffassung, dass das Offenbaren von privaten Informationen eine Bedingung oder gar den Kern von Freundschaft darstellt, unserem alltäglichen Verständnis von Freundschaft. Sie kann nicht erklären, warum Menschen ihre intimsten Geheimnisse etwa einem Priester oder einer Psychotherapeutin anvertrauen, ohne mit ihnen befreundet zu sein. In der Tat vertrauen sich viele Menschen – z.B. in Selbsthilfegruppen oder auf sozialen Medien – *gerade* eher Fremden an, vermutlich weil das Risiko, ihnen zu begegnen, geringer ist (Gibson und Talaie, 2018). Auch eine machttheoretische Deutung, bei der die Befreundeten durch den Tausch von Geheimnissen als Lebenspfändern gezwungen wären, miteinander befreundet zu bleiben, versäumt es, an unsere alltagsweltliche Vorstellung anzuknüpfen, in der wir unsere Freund_innen aus freien Stücken statt aus Zwang wählen. Darüber hinaus kann eine solche Deutung nicht erklären, wie es dazu kommt, dass Freundschaften enden.⁸ Das Verhältnis von Intimität und Informationen hat sich nicht zuletzt im Zeitalter sozialer Medien gewandelt, wie etwa Blatterer (2015) bemerkt: „[T]he link between intimacy and disclosure is especially tenuous in a culture in which people regularly turn private information into public consumables“ (113).

Die Perspektiven von Jamieson (1998) und Illouz (2008) müssen zwar in die Analyse mit einbezogen werden, eignen sich jedoch nur bedingt für eine erste begriffliche Annäherung an Freundschaften. Gewiss interessieren wir uns in einer Freundschaft meist dafür, was die andere Person bewegt, was ihre Ängste und Sorgen, ihre Einstellungen und Werte sind. Praktiken der kommunikativen Selbstoffenbarung sind daher oft Teil von Freundschaften. Sie können jedoch nicht als hinreichende Bedingung für das Vorliegen einer Freundschaft gelten. Gleichermassen ist auch denkbar, dass wir bestimmte private Informationen verschweigen, etwa weil wir uns schämen oder sie nicht als zentral für unser Selbstverständnis oder unsere Freundschaft erachten. Weitaus wichtiger als die Privatheit von In-

8 Eine ausführlichere Kritik der Konzeptualisierung von Freundschaften über den Geheimnistausch bei Schobin et al. (2016c) habe ich andernorts bereits dargelegt (Linek, 2017).

formationen ist schließlich der Kontext und die Motivation für das Teilen von persönlichen Informationen:

„[I]t is not the private nature of what is disclosed that counts towards intimacy. Rather, it is the value we assign to the hopes and concerns we share with each other (...) and the fact that we choose to talk to each other about what matters to us that contributes to the growth of intimacy between us“ (Cocking und Kennett, 1998, 518)

Im Anschluss an diese Einsicht verstehe ich das Teilen privater Informationen nicht als Voraussetzung, sondern eher als Konsequenz von Intimität (s. auch Blatterer, 2015, 115f.). (Auf die Aufwertung kommunikativer Praktiken im zeitgenössischen Beziehungsideal komme ich im Abschnitt 2.2 sowie im Verlauf der Arbeit zurück.)

Für meine Annäherung an das Phänomen Freundschaft habe ich daher eine andere Perspektive auf Intimität genutzt. Im Anschluss an eine differenzierende Perspektive nach Simmel (1992) und Kracauer (1971) begreife ich Freundschaft als persönliche Beziehung, die sich (idealtypisch) von instrumentellen und unpersönlichen Beziehungen unterscheidet. Doch was charakterisiert persönliche Beziehungen im Positiven, wenn es nicht das Teilen von Geheimnissen ist? Axel Honneth und Beate Rössler definieren persönliche Beziehungen als „Person-qua-Person-Beziehungen“ (Honneth und Rössler, 2008, 11): Es sind „solche (...), die Personen untereinander als *genau* diese und *nur* diese Personen haben“ (Honneth und Rössler, 2008, 10). Nicht aufgrund bestimmter Rollen, Funktionen oder Fähigkeiten schätzen und lieben wir die andere Person – anders als beim Frisör oder der Hausärztin – sondern „weil sie gerade nicht ersetzbar ist, es geht um sie *als diese Person*“ (Honneth und Rössler, 2008, 11, Hervorhebung im Original). Das bedeute auch, dass wir ein „sorgendes Interesse an der anderen um ihrer selbst willen, nicht um bestimmter Ziele willen“ (Honneth und Rössler, 2008, 11) hätten und die andere Person für uns einzigartig und unverwechselbar sei.

Meiner Arbeit liegt also ein normatives Verständnis von Intimität zugrunde, demzufolge die Unersetzlichkeit, Unverwechselbarkeit und Einzigartigkeit der anderen Person eine zentrale Rolle für gegenwärtige Freundschaftskonzepte spielen. Mit Honneth (1994) und Blatterer (2015) begreife ich Intimität als Kern von Freundschaft – und als Chiffre für nichtinstrumentelle, auf Sorge und Zuneigung basierende *persönliche* Beziehungen intersubjektiver Anerkennung. Keinesfalls ist gemeint, dass Freund_innen stets fürsorglich seien oder einander niemals instrumentalisierten, dass intersubjektive Anerkennung in Freundschaften stets gelänge. Dies wäre nicht nur eine definitorische Verwendung eines normativen Begriffs von Intimität, sondern auch das Verwechseln der Ebenen von Beziehungssemantik, -konzept und -praxis. Beides gilt es losgelöst voneinander zu betrachten, wobei die alltäglichen Praktiken der einzelnen erst in der empirischen Untersuchung an Bedeutung gewonnen haben.

Inwiefern sind Freundschaften als unersetzlich zu verstehen, wenn wir doch gleichermaßen die Erfahrung machen, dass Freundschaften enden? Beides widerspricht sich nicht: „Eine persönliche Beziehung lässt einen Personalwechsel nicht zu; sie kann nur durch eine neue persönliche Beziehung abgelöst werden“ (Lenz, 2009, 42). Dies unterscheidet persönliche Beziehungen etwa von Organisationen, in denen Person und Position getrennt sind. Die Tatsache, dass persönliche Beziehungen enden, verweist also nicht darauf, dass die *andere Person* von vornherein ersetzlich gewesen ist – wenn andere an ihre Stelle treten, ist dies im Rahmen neuer Beziehungen. Dies rührt einerseits von der Mortalität der Dyade (s. Abschnitt 2.1.2), andererseits von unserer Vorstellung, dass persönliche Beziehungen keinen Zweck haben.

Was bedeutet es, dass persönliche Beziehungen keinen Zweck haben? In Anschluss an Kants Unterscheidung von selbstständigen und untergeordneten Zwecken (bzw. von Zwecken und Zielen seiner Theoretisierung) liefert Velleman (2008) eine hilfreiche Erläuterung. Zwecke werden oft mit der Formulierung „um ... willen“ eingeleitet, während Ziele mit der Formulierung „damit“ eingeleitet werden. Erstere zielen auf den Ist-Zustand – auf die Wertschätzung dessen, was schon ist –, letztere auf ein Ergebnis, das erst noch herbei zu führen ist. Erstere können letztere beinhalten, aber lassen sich nicht auf sie reduzieren. Personen sind, Kant zufolge, als selbstständige Zwecke, statt als Mittel zu behandeln (Kant, 1902). Dies zeigt sich auch in unserem Alltagsverständnis von Freundschaften: Während ich in den instrumentellen Beziehungen der Arbeitswelt andere Personen wie selbstverständlich benutze, um an ein Ziel zu gelangen, würde dies in persönlichen Beziehungen als Affront gelten. Fände meine Freundin heraus, dass ich nur mit ihr befreundet bin, weil ich mir aufgrund ihrer finanziellen Ressourcen Vorteile erhoffe, hätte sie allen Grund sich zu fragen, ob wir jemals wirklich befreundet waren. Schließlich würde sie dies ersetzlich machen: Würde mir jemand Reicherer begegnen, würde ich sie ohne Skrupel eintauschen. Die Unersetzlichkeit der anderen Person ist also eng verknüpft mit dem Ideal der Non-Instrumentalität. Freundschaft hat demzufolge ein Objekt oder einen Zweck – die andere Person – ohne dabei ein Ziel (im Sinne konkreter Handlungsergebnisse) zu verfolgen.⁹

Welche Rolle spielen Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit in einer Freundschaft? Velleman (2008) wirft ein, dass die qualitative Verschiedenheit von anderen Menschen kaum als plausibler Wertmaßstab gelten kann: „Wenn jeder etwas Besonderes ist, was soll dann an jemandem so besonders sein? (...) Wie wertvoll kann uns unsere Einzigartigkeit machen, wenn jeder einzigartig

9 Untergeordnete Zwecke können dennoch Teil der Beziehung sein: Meine Freund_innen können mir beim Erreichen bestimmter Ziele behilflich sein und ich kann von ihnen profitieren. Aber die Beziehung lässt sich nicht auf ein solch externes Ziel reduzieren – so zumindest unsere Idealvorstellung von Freundschaft in liberalen Gesellschaften.

ist?“ (89f.). Er spezifiziert, erneut mit Kant, dass unsere Besonderheit nicht in unseren charakteristischen Eigenschaften bestehe, die uns qualitativ einzigartig mache, sondern in unserer Würde: „Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Äquivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Äquivalent verstattet, das hat eine Würde“ (Kant, 1902, 434). Da Personen nach Kant selbstständige Zwecke sind, gebieten sie eine Würde. Folglich bedeutet es, wenn jemand uns *als Person* schätzt, dass sie einen Wert in uns sieht, „der Vergleiche verbietet“ (Velleman, 2008, 98). Keinesfalls sind wir mit dieser Eigenschaft allein auf der Welt – und deshalb kommen viele Menschen für eine persönliche Beziehung in Frage. Dass wir nur wenige Menschen auf diese Weise schätzen, hat laut Velleman nicht damit zu tun, dass die Menschen, mit denen wir befreundet sind, anderen überlegen seien – oder dass es nur endlich viele „Deckel“ zu jedem „Topf“ gebe – sondern damit, dass wir begrenzte emotionale und zeitliche Ressourcen hätten, um uns auf andere einzulassen.

Die dargelegte Konzeption greift normative Vorstellungen von Intimität in liberalen Gesellschaften auf und hat Implikationen für meine Herangehensweise bei der empirischen Untersuchung. Beziehungen, in denen Menschen einander instrumentalisieren, werden zwar nicht per se ausgeschlossen. Dennoch habe ich solche Beziehungen fokussiert, die von den Beteiligten als *enge* Freundschaften verstanden werden, da ich davon ausgehe, dass Intimität (im dargelegten Sinne) hier in besonderem Maße vorhanden ist. Inwiefern Intimität nicht nur die gesellschaftliche Freundschaftssemantik sondern auch die alltäglichen Praktiken und Konzepte kennzeichnet, gilt es anhand des empirischen Materials zu untersuchen.

Vorstellungen davon, was es bedeutet, als Person geschätzt zu werden, sind in liberalen Gesellschaften fraglos ideologisch geprägt und stehen im Kontrast zu tatsächlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen menschliches Leben – allein durch den Zwang zum Verkauf der Arbeitskraft – verwertbar und dementsprechend *nicht* über jeden Vergleich erhaben ist. Außerdem ist dieses Verständnis von Intimität in einem kolonialen Kontext entstanden, in dem das weiße Bürgertum im Globalen Norden von der Ausbeutung des globalen Südens profitierte (Eng, 2010). Auch heute begünstigen liberale Intimitätskonzeptionen manche Subjekte auf Kosten anderer. Die dominante gesellschaftliche Freundschaftskonzeption mag also ideologisch geprägt sein – doch gilt es gerade diese Prägung in den alltäglichen Vorstellungen der Einzelnen zu rekonstruieren.

Dieser Perspektive folgend richte ich meinen Blick auf enge, *dyadische* Freundschaften. Mit Simmel (1902a,b) gehe ich davon aus, dass die Dyade die elementare Form persönlicher Beziehungen darstellt, aus der auch größere institutionelle Komplexe bestehen. Simmel hält die Dyade aufgrund ihrer Mortalität für elementar, weil sie nicht reduziert werden kann: Tritt eine Person aus, so löst sich die Dyade unweigerlich auf. Zweierbeziehungen sind also auch strukturell durch das „Moment der personellen Unersetzbarkeit“ (Lenz, 2009, 42) geprägt. Die Anzahl der Personen beeinflusst daher, zumindest theoretisch, auch

zu einem bedeutenden Maß die Intimität der Interaktion (Simmel, 1902a): In dyadischen Nahbeziehungen gibt es kein Entrinnen hinsichtlich wechselseitiger Erwartungen, während in größeren Gruppen der Spielraum für Verheimlichung und das Abwälzen von Verpflichtungen auf die unpersönliche Struktur wächst (Simmel, 1902a, 43). „Dadurch ist der wechselseitige Verpflichtungsgrad maximal hoch und maximal personalisiert“ (Wimbauer, 2021, 42). Ich betrachte dyadische Freundschaften deshalb als in besonderem Maße von Intimität charakterisierte Beziehungen. Selbstverständlich können Freundschaften auch andere (nicht-dyadische) Formen annehmen, solche stehen jedoch nicht im Fokus der vorliegenden Arbeit.

Nicht zuletzt bleibt hinzuzufügen, dass nicht nur Intimität, sondern auch Diskretion eine Rolle in Freundschaften spielen. Auch wenn für Simmel Diskretion vor allem die Bekanntschaft markiert, beginnt sich dies in der Moderne zu wandeln, weil Freundschaften zunehmend die Form der „differenzierten Freundschaft“ (Simmel, 1997, 83) annehmen, die nur noch an bestimmte Aspekte der Individualität anknüpft. Diese erfordere es, „daß die Freunde gegenseitig nicht in die Interessen- und Gefühlsgebiete hineinsehen, die nun einmal nicht in die Beziehung eingeschlossen sind“ (Simmel, 1992, 269). Blatterer betont im Anschluss an diese Perspektive, dass die gegenwärtige Kultur der kommunikativen Selbstoffenbarung Gefahr laufe, eine rücksichts- und taktlose Form der Intimität zu propagieren: „a kind of bare-all intimacy that, devoid of discretion, seeks to bulldoze itself into the heart and soul of another“ (Blatterer, 2015, 116). Stattdessen müsse kommunikative Intimität stets in einem Spannungsverhältnis zu Diskretion stehen – insbesondere in der Freundschaft.

Im Anschluss an die erste begriffliche Annäherung an das Phänomen Freundschaft mithilfe der Differenzierung von instrumentellen und unpersönlichen Beziehungen habe ich nun spezifiziert, was gemeinhin in liberalen Gesellschaften unter Freundschaft als persönlicher Beziehung verstanden wird. Ein normativer Begriff von Intimität, der im Kern auf Nicht-Instrumentalität und Fürsorglichkeit abzielt, dient mir dabei als zentrales sensibilisierendes Konzept und hat den Blick meiner empirischen Untersuchung auf enge, dyadische Freundschaften gelenkt. Diese verstehe ich keinesfalls als einzige Formen von Freundschaft, sondern als typische Instanzen eines allgemeinen Phänomens.

2.1 Generativität: Freundschaft und das Selbst

Grundlegend für eine Person-qua-Person-Beziehung ist, wer wir sind und wie wir gesehen werden (wollen). Doch in welchem Verhältnis genau stehen Selbst und Freundschaft dabei zueinander? Prallen in einer Freundschaft verschiedene Persönlichkeiten aufeinander, die sich in ihrem jeweiligen Selbstentwurf lediglich bestätigen? Folgt aus unserer Konzeption von Freundschaft als persönlicher Beziehung, dass Ähnlichkeit eine Rolle in einer Freundschaft spielt?

Aristoteles zufolge ist die Übereinstimmung von Selbst und Anderem zentral für eine Freundschaft. In der *Nikomachischen Ethik* argumentiert er: „Gleichheit und Übereinstimmung ist Freundschaft und vor allem die Übereinstimmung in der Tugend“ (Aristoteles, 1986, NE VIII 10, 1159b). An späterer Stelle fügt er hinzu: „Wenn einer in seinem Denken ein Kind bliebe, der andere aber ein hervorragender Mann, wie sollen sie da noch Freunde sein, wo ihnen nicht mehr dasselbe gefiele und sie nicht mehr über dasselbe Freude und Schmerz empfänden?“ (Aristoteles, 1986, 1165b). Ähnlichkeit oder gar Gleichheit hinsichtlich des Geschmacks und des Charakters sind für ihn erforderlich für eine Freundschaft.

Diese Perspektive beschreiben Cocking und Kennett (1998) als „Spiegelperspektive“ und stellen sie der bereits diskutierten „Geheimnisperspektive“ gegenüber. Die zentrale Idee ist, dass ich mich durch die Ähnlichkeit in der anderen Person – wie in einem Spiegel – selbst erkenne. Ähnlich wie bei der „Geheimnisperspektive“, bei der der Tausch von Geheimnissen als Selbstoffenbarung fungiert, geht auch die „Spiegelperspektive“ von einem statischen Selbst aus, das in der Freundschaft lediglich offenbart werde. Problematisch ist die Spiegelperspektive auch deshalb, weil sie nicht erklären kann, wie unterschiedliche Menschen befreundet sein können – oder warum gerade Ähnlichkeit zur Selbsterkenntnis reichen soll. Genauso plausibel wäre ja, dass ich mich gerade durch den Kontrast zu einer anderen Person selbst erkenne.

Fraglos ähneln eng befreundete Personen einander oftmals, doch macht dies Ähnlichkeit nicht zu einer zentralen Voraussetzung von Freundschaften. Soziologische Studien zu Homophilie in Freundschaften, finden, dass Freund_innen sich stark hinsichtlich sozialstruktureller Merkmale, wie Geschlecht oder Alter, gleichen (Hafen et al., 2011; Matt und Stüttgen, 2014; McPherson et al., 2001). Es scheint naheliegend, dass die sozialstrukturelle Homogenität von Freundschaft auf gesellschaftlich geprägte Gelegenheitsstrukturen der Freundschaftsformation zurück geht.

Der „Spiegelperspektive“ und der „Geheimnisperspektive“ stellen Cocking und Kennett (1998) schließlich einen dritten Ansatz gegenüber, den sie als „drawing account“ bezeichnen (503f.). Statt wie ein Spiegel, der passiv ein möglichst originalgetreues Abbild produziere, verhalte sich eine befreundete Person vielmehr wie eine Künstlerin, die aktiv ein eigenwilliges Portrait von uns entwerfe. Entsprechend der doppelten Bedeutung von „drawing“, würde die andere Person mich einerseits in neue Richtungen lenken („direction“), andererseits neue Perspektiven auf mich eröffnen und somit mein Selbstbild verändern („interpretation“). Cocking und Kennett (1998) sehen in der Offenheit oder Bereitschaft, auf diese Weise voneinander geleitet und interpretiert zu werden, den Kern von Freundschaft. Blatterer (2015) bezeichnet dies im Anschluss an Cocking und Kennett (1998) als

Kreativität und „Generativität“ der Freundschaft (103).¹⁰ Eine solche Perspektive, in der das Selbst erst *durch* die Freundschaft hervorgebracht wird, scheint mir weitaus plausibler und besser zur Sensibilisierung meiner Untersuchung geeignet.

Wenn Freundschaften eine wichtige Rolle für unser Selbst spielen, stellt sich die Frage, welchen Anteil jede *einzelne* Freundschaft dabei hat. Wie erwähnt bildet sich laut Simmel unter den Strukturbedingungen der Moderne eine spezifische Form der Freundschaft heraus, die er als „differenzierte Freundschaft“ (Simmel, 1997, 83) bezeichnet. Es handelt sich dabei um solche Freundschaften, „die ihr Gebiet nur an je einer Seite der Persönlichkeit haben und in die übrigen nicht hineinspielen“ (Simmel, 1992, 401). Während das klassische Freundschaftsideal vormals auf „eine absolute seelische Vertrautheit“ und ein „Eintreten des ganzen, ungeteilten Ich“ (Simmel, 1992, 268) abzielte, würde eine solche Vertrautheit durch die wachsende gesellschaftliche Differenzierung und Individualisierung erschwert. Auch für Nehamas (2016) ist Freundschaft ein „mechanism of individuality“ (206), bei dem jede Freundschaft ein anderes Element zu unserer Individualität beitrage. Besonders enge oder wichtige Freundschaften trügen mehrere Aspekte bei, losere Freundschaften vielleicht nur einen einzigen Aspekt (Nehamas, 2016, 221f.).

Nun könnten differenzierte Freundschaften zu einem fragmentierten Selbst ohne Kohärenz führen: Einem Selbst, das aus zufälligen Aspekten besteht, die man in unterschiedlichen Beziehungen und Kontexten aufgelesen hat und die keinerlei Verbindungen zueinander aufweisen. Nehamas (2016) meint, dass Freundschaften nicht nur Elemente zu unserer Individualität beisteuern, sondern uns auch erlauben, diese disparaten Elemente in ein kohärentes (und im besten Falle charakteristisches) Ganzes zu integrieren:

„We rely on them [our friendships] (...) to give us a space where we can express ourselves openly, where we can try different ways of being (...) without embarrassment or shame. (...) We rely on our friends to listen attentively and sympathetically, though not uncritically, to us when we speak freely – often more freely than we speak to ourselves – and reveal aspects of ourselves of which we may be suspicious, unsure, or even ignorant and which, once revealed, can be cultivated or eradicated, as the case may be.“ (Nehamas, 2016, 223)

Einzelne Freundschaften steuern also disparate Aspekte zu unserer Individualität bei – manche mehr, manche weniger. Im Idealfall fungieren sie dabei als ein Raum, in dem diese Aspekte – und damit verschiedene Versionen unseres Selbst – ausprobiert, wieder verworfen und gegen neue eingetauscht und am Ende in ein kohärentes Ganzes gefügt werden können. Dennoch bleibe das Selbst

10 Generativität steht hier in keinem direkten Bezug zu Fortpflanzung, meint aber, Blatterer (2015) zufolge „all that is life-affirming in personal relationships“ (178).

stets „unfinished business“ (Nehamas, 2016, 138) – und Freundschaft daher notwendigerweise unterbestimmt.

So wie Cocking und Kennett (1998) Freund_innen mit Künstler_innen vergleichen, die einander zeichnen, vergleicht Nehamas (2016) die Freundschaft mit einem Kunstwerk. In Auseinandersetzung mit dem Theaterstück „Kunst“ von Reza (1996) – in dem die Freundschaft von drei Männern auf die Probe gestellt wird, als einer von ihnen für 200.000 Francs ein gänzlich weißes Bild erstet, ein zweiter ihn dafür attackiert und der dritte zu vermitteln versucht – entwickelt Nehamas (2016, 142f.) die Deutung, dass das Kunstwerk selbst ein Sinnbild für die Freundschaft sei. So wie ein Objekt erst durch seine Interpretation zu einem Kunstwerk werde, würden auch wir zu großen Teilen erst, wer wir sind, durch die Interaktion mit unseren Freund_innen. In diesem Sinne ist Freundschaft für Nehamas (2016, 170f.) wie die leere Leinwand in Rezas Stück: vage und nicht abschließend definierbar.

Im Anschluss an Cocking und Kennett (1998) und Nehamas (2016) verstehe ich Freundschaften als weit mehr als bloß Orte zur wechselseitigen Bestätigung und Erkenntnis eines statischen Selbst. Stattdessen sind sie zentrale Mechanismen der wechselseitigen Selbstkonstitution. Dabei vollzieht sich die Gestaltung der eigenen Identität im Zusammenspiel verschiedener Beziehungen, die jeweils unterschiedliche Aspekte zur jeweiligen Individualität beitragen, einen Rahmen bieten, um sie in ein kohärentes Ganzes zu organisieren und dabei kaum abschließend beschrieben werden können. Auch Paarbeziehungen sind von dieser nomosbildenden Kraft gekennzeichnet, wie Berger und Kellner (1965) bekanntlich herausgearbeitet haben. Dies wirft die anschließende Frage auf, wie Freundschaften von Paar- oder Liebesbeziehungen abzugrenzen sind.

2.2 Liebe, Partnerschaft und Freundschaft im Wandel

Wenn Freundschaft als persönliche, von Intimität gekennzeichnete Beziehung verstanden wird, in der die Einzelnen sich wechselseitig selbst hervorbringen, hat sie dies mit der Paarbeziehung gemein. Um das Verhältnis von Freundschaft und Paar- bzw. Liebesbeziehung näher einzugrenzen, gilt es daher, die dahinterliegende kulturellen Vorstellungen zu rekonstruieren. Ich skizziere zunächst Entstehung, Funktion und Inhalte der romantischen Liebe als Kulturmuster, ehe ich den Wandel der Beziehungsformen und -leitbilder im Kontext umfassender gesellschaftlicher Veränderungen nachzeichne und schließlich Freundschaft und romantische Liebe zueinander ins Verhältnis setze.

2.2 Romantische Liebe: Entstehung, Funktion und Inhalte

Die zeitgenössische Paar- und Familiensoziologie versteht die romantische Liebe mit Luhmann (1984) „als gesellschaftliche Semantik, als historisch spezifisches Kulturmuster“ (Wimbauer, 2012, 105), welches im ausgehenden 18. Jahrhundert

mit der Romantik, dem aufsteigenden Bürgertum und der Industrialisierung entstand. Auch wenn es Liebe vermutlich schon seit Langem gibt, entwickelte sie sich erst mit der industriellen Kultur der Moderne zu einem „verallgemeinerten sozialen Massenphänomen“ (Dröge-Modelmog, 1987, 15), das eine spezifische Form und Bedeutung annahm. Zunächst stellte die romantische Liebe vor allem ein diskursives Ideal einer kleinen bürgerlichen Schicht dar. Erst später im 19. Jahrhundert feierte sie einen „ungeheure[n] Kulturerfolg“ (Tyrell, 1987, 591), als das bürgerliche Ehe- und Familienideal sich im *Golden Age of Marriage and the Family* der 1950er und 60er Jahre auch in der Lebenswirklichkeit breiter Bevölkerungsschichten der BRD durchsetzte. Ähnliches kann in abgeschwächter Form für die DDR gesagt werden, weil hier ein etwas anderes Familienbild galt, in dem Frauen sowohl in Familien- als auch in Erwerbsarbeit eingebunden waren (Gysi, 1989; Gysi und Meyer, 1993).¹¹ Die Verbreitung des romantischen Ideals war im Westen eng verknüpft mit der fordistisch-kapitalistischen Produktionsweise.

Dem romantischen Ideal zufolge gilt Liebe als inneres Gefühl und einzig legitime Basis einer Paarbeziehung (Lenz, 1998; Tyrell, 1987; Wimbauer, 2003). Luhmann (1982) bezeichnet dies als „Reflexivität der Liebe“ (174). Die ehemals vorherrschende Heirat aus ökonomischen Gründen wurde abgelehnt und zunehmend von der Liebesheirat abgelöst, die im 20. Jahrhundert auch großen Teilen der bundesdeutschen Bevölkerung zugänglich wurde. Zentrale Eigenschaften des romantischen Ideals sind neben der bereits genannten Einheit von Liebe und Ehe die Einheit von affektiver Zuneigung und sexueller Leidenschaft, die wechselseitige Höchstrelevanz der Partner_innen, die (sexuelle) Exklusivität der Beziehung, die Integration von Elternschaft in die Ehe, die Dauerhaftigkeit der Beziehung (Tyrell, 1987; Lenz, 1998, 2009), sowie die Vergemeinschaftung des Paares und die wechselseitige Subjektivierung der Partner_innen (Wimbauer, 2012). Schließlich ist die Ehe (oder die Liebesbeziehung), so Berger und Kellner (1965) der zentrale Konstitutionsort der Identität und Selbstverwirklichung – kurz: der Subjektivierung – beider Partner_innen. Durch die wechselseitige Exklusivität und Höchstrelevanz wird der Umweltbezug, etwa hinsichtlich anderer Nahbeziehungen, wie Freundschaften, entwertet. „Die Liebe wird zu einer Totalität.“ (Wimbauer, 2012, 108)

Soziologische Theorien deuten die Entstehung des romantischen Ideals meist modernisierungstheoretisch, etwa als Antwort auf den Individualisierungsschub (Tyrell, 1987), als Gegenpol zur rationalen Sphäre des Erwerbs und der „Stumpfheit des Alltages“ (Weber, 1988, 561) sowie als potenzielle Erlösung von der „metaphysische[n] Einsamkeit des Individuums“ (Simmel, 1985, 156) in der

11 In der DDR wurde u.a. aus ökonomischen Gründen auch die Erwerbstätigkeit der Mutter propagiert. Dennoch nahmen die Familie und die auf der romantischen Liebe fußende Paarbeziehung in beiden Teilen Deutschlands eine besondere Vormachtstellung – sowohl in der Sozialpolitik als auch unter den Lebenszielen der Bevölkerung – ein (Nave-Herz, 2002).

Moderne. Luhmann (1982) zufolge bietet die romantische Liebe Halt in einer zunehmend differenzierten Gesellschaft, in der die vollständige Inklusion früherer Gesellschaften durch den partiellen Zugriff einzelner Teilsysteme ersetzt werde. Die Individuen würden dadurch „sozial ortlos“ (Luhmann, 1982, 16). Nur in intimer Kommunikation könne diese Ortlosigkeit und die „Inkommunikabilität der Icherfahrung“ (Luhmann, 1995, 133) überwunden werden – wenn überhaupt. Das romantische Liebesideal stellt aus dieser Sicht also einen Versuch dar, die Vereinzelung des Individuums in der Moderne durch die dauerhafte, exklusive und umfassende Vergemeinschaftung des Paares aufzufangen (Wimbauer, 2012, 109).

Feministische Theorien erklären das romantische Ideal hingegen über seine machstabilisierende Wirkung in patriarchalen gesellschaftlichen Verhältnissen. Sie greifen damit auch die Beobachtung auf, dass die romantische Liebe als „ambivalent, wenn nicht gar paradox“ (Wimbauer, 2012, 107) gilt, da gerade der gesteigerte Anspruch an die wechselseitige Selbstentfaltung und -verwirklichung beider Partner_innen die Liebe zum Scheitern verurteile. Zumindest der Idee nach beinhaltet das romantische Ideal die Vorstellung der Gleichheit. Wie Wimbauer (2012) argumentiert, ist die egalitäre Umsetzung des romantischen Liebesideals jedoch durch seine geschlechterdifferente Überformung behindert: Weil es im Modell der bürgerlichen „Normalfamilie“ – aus Vater, Mutter, Kind(ern) – realisiert werde, sei es mit der vergeschlechtlichten Zuständigkeits- und Sphärentrennung der Familie verknüpft. Somit trage die Realisierung des romantischen Ideals im bürgerlichen Familienmodell entscheidend dazu bei, vergeschlechtlichte Arbeits- und Machtverhältnisse zu zementieren (Wimbauer, 2012, 2021, 61).

Romantische Liebe, Sphärentrennung und die dichotome Geschlechterkonstruktion hängen aus dieser Perspektive konstitutiv zusammen. Wie die Historikerin Hausen (1976) zeigt, ging mit der „Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ im Zuge der Industrialisierung auch die „Polarisierung der Geschlechtscharaktere“ einher. Während Menschen vor dem 18. Jahrhundert vielerorts im selben Haushalt oder Hof („Oikos“) zusammen arbeiteten und für den Eigenbedarf produzierten – und eine vergeschlechtlichte Arbeitsteilung allenfalls ‚innerfamilial‘ vorkam¹² –, entstand mit dem Bürgertum ab ca. 1830 eine neue Organisation der Arbeit: Der männliche Bürger ging einer eigenständigen, nicht qua Stand vererbten Erwerbstätigkeit nach, die der Hausgemeinschaft ausgelagert war; bürgerliche Frauen waren von der Berufstätigkeit ausgeschlossen (Gildemeister und Hericks,

12 ‚Innerfamilial‘ ist hier in Anführungsstriche gesetzt, da auch der Begriff der ‚Familie‘ zuvor unbekannt war (Gildemeister und Hericks, 2012, 10). Er wurde erst Mitte des 18. Jahrhunderts eingedeutscht und bezeichnete zunächst die ‚Hausgemeinschaft‘, die auch nicht-verwandte Mitglieder (z.B. Gesinde oder Lehrlinge) umfasste. Mit Erstarken des Bürgertums wurde der Begriff zunehmend benutzt, um Verwandtschaftsverhältnisse zu bezeichnen, insbesondere um eindeutige ökonomische Beziehungen zu etablieren, etwa hinsichtlich des Erbschaftsrechts oder der Unterhaltungspflicht (Frevort, 1986; Braun, 2018).

2012, 10f.). Hieran war auch das entstehende Familienmodell und die dichotome Geschlechterkonstruktion geknüpft. Für Männer war „Identitätsstiftung qua Erwerbsarbeit und Familienernährerstatus zentral“ (Wimbauer, 2012, 109), während Frauen für Haushalt und Kinder zuständig erklärt wurden. Dabei wurde die von Frauen geleistete Arbeit als „Arbeit aus Liebe“ maskiert – und dementsprechend nicht entlohnt – und „Liebe“ zur zweiten Natur von Frauen erklärt (Bock und Duden, 1977; Duden, 2009; Dröge-Modelmog, 1987; Federici, 2004).¹³ Es kommt also zu einer „Feminisierung der Liebe“, bei der häusliche und familiäre Arbeit in den Zuständigkeitsbereich von Frauen verlagert und das „Wesen“ von Frauen über diese Zuschreibung bestimmt wird. In der Konsequenz konnte das Phänomen einer geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung und Sphärentrennung über vermeintlich unveränderliche Eigenschaften von Männern und Frauen („Geschlechtscharaktere“) begründet werden – obwohl diese erst mit der Trennung von Erwerbs- und Familienleben entstanden waren (Hausen, 1976, 378).

Die romantische Liebe fungiert dabei „als ‚ideologisches‘ Fundament und Klammer“ (Wimbauer, 2003, 131) um die Organisation von Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Der Mann wird in der öffentlichen Sphäre über sein durch Erwerbsarbeit erzielttes Einkommen vergesellschaftet, während Mann und Frau sich wechselseitig vergemeinschaften „durch ‚seine Arbeit für Geld‘ und ‚ihre Arbeit im Haushalt‘, die komplementär zueinander gedacht sind“ (Wimbauer, 2003, 131). Über das Familieneinkommen, an dem die Hausfrau zumindest in abgeleiteter Form partizipiert, wird letztlich auch sie vergesellschaftet (Wimbauer, 2003, 130f.).

Für Frauen, die gleichzeitig als Arbeiterinnen sozialisiert werden, lässt sich in diesem Zusammenhang mit Becker-Schmidt et al. (1984) auch von „doppelter Vergesellschaftung“ sprechen. Im Gegensatz zu Männern werden sie doppelt anstatt nur einfach über den Verkauf ihrer Arbeitskraft in gesellschaftliche Tauschprozesse eingebunden und folglich vergesellschaftet. Da Haus- und Familienarbeit notwendig für die Reproduktion der Arbeitskraft sind – und umgekehrt der durch Erwerbsarbeit erzielte Lohn der Erhaltung dieser Arbeit dienen soll – sind beide verschränkt, was jedoch verschleiert wird. Es kann daher auch von einem „Verdeckungszusammenhang“ die Rede sein (Becker-Schmidt et al., 1981; Becker-Schmidt, 2001b). Im Ideal der (romantischen) Liebe werden beide Formen der Arbeit und ihre Grundprinzipien – rationales Kalkül und individuelle Höchstrelevanz – miteinander verschränkt, „ihr Widerspruch (...) sozusagen ‚institutionell gezähmt““ (Wimbauer, 2003, 130). Dieser Zusammenhang ist umfassend abgesi-

13 Verknüpft hiermit ist auch die Entstehung der Kindheit als eigenständiger Lebensphase (Ariès, 1975) sowie die Idee einer vermeintlich natürlichen, selbstaufopfernden ‚Mutterliebe‘ (Badinter, 1981; Schütze, 1991). Beides sind historisch spezifische Deutungsmuster. Die fürsorgliche Teilhabe am Zusammenleben mit Kindern galt vormals auch als Teil eines Partnerschaftsideals; diese Vorstellung verschwand jedoch spätestens im Laufe des 19. Jahrhunderts vollständig (Scholz, 2009).

chert, weil die bürgerliche Familie umfassend rechtlich gestützt und begünstigt wird. Unter anderem hierher rührt auch das Beharrungspotenzial traditioneller Familienkonzepte (Henninger, 2018; Wimbauer, 2021).

Wie dargelegt verstehe ich die romantische Liebe als gesellschaftliche Semantik, die in der bürgerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts entstanden ist und sich im Fordismus der 1950er Jahren zu einem Massenphänomen entwickelte. Entgegen ihrer theoretischen Egalität findet die romantische Liebe ihren Ausdruck im bürgerlichen Familienmodell, welches konstitutiv mit der Sphären-trennung und der binären Geschlechterkonstruktion zusammenhängt.

2.2 Gesellschaftlicher Wandel: Von der Liebe zur Partnerschaft

Spätestens seit den 1960er und 70er Jahren lässt sich eine Pluralisierung der Lebensformen und ein Wandel der Beziehungsideale beobachten. Rückläufige Eheschließungen und Geburtenraten, wachsende Zahlen von kinderlosen Menschen, nicht-ehelichen Kindern, Lebensgemeinschaften, Alleinerziehenden, Patchwork-Familien, Doppelverdiener-, Pendler- und getrennt zusammenlebenden Paare, sowie der Anstieg von Scheidungsraten, Singles und Einpersonenhaushalten werden als Anzeichen für eine „Deinstitutionalisierung der Ehe/Familie“ (Tyrell, 1988, 155) und eine „Pluralisierung der Lebens- und Beziehungsformen“ (Peuckert, 2012, 2) gedeutet. Außerdem werden zunehmend LSBTIQ-Familien rechtlich gleichgestellt, etwa durch die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare und die Abschaffung des Transsexuellengesetzes. Es scheint, als habe das bürgerliche Familienmodell „seine selbstverständliche Geltung eingebüßt“ (Maiwald, 2010, 251f.) und als würden vielfältige Lebens- und Familienformen – oder gar die „postfamiliale Familie“ (Beck-Gernsheim, 1998, 17) – zunehmend an dessen Stelle treten.

Gründe für die Rückläufigkeit der Normalfamilie waren unter anderem die Bildungsexpansion der 1960er Jahre sowie die Forderungen der zweiten Frauenbewegung (Wimbauer, 2012; Giddens, 1992). Auch die Krise der fordistischen Produktionsweise und der Übergang vom Staatssozialismus zum Post-Fordismus spielten eine Rolle. Durch die Flexibilisierung und Entsicherung von Erwerbsarbeit seit den 1970er Jahren erodierte in der BRD das sogenannte Normalarbeitsverhältnis, bei dem eine zeitlich unbefristete, abgesicherte Vollzeitbeschäftigung einen Familienlohn erzielte (Mückenberger, 2010; Gottschall, 2000, 161). Spätestens seit der Jahrtausendwende wurde das darauf basierende männliche Ernährermodell vom sogenannten *Adult Worker Modell* ersetzt, in dem fortan alle erwerbsfähigen Erwachsenen zur Existenzsicherung angehalten sind (Lewis, 2004). Der Wandel der Beziehungs- und Familienformen ist also auch im Kontext einer umfassenden Prekarisierung der fordistischen Trias aus Erwerbsarbeit, Sozialstaat und Familie (Aulenbacher, 2009) zu verorten (s. auch Völker, 2009; Brinkmann et al., 2006; Castel, 2000; Manske und Pühl, 2010; Motakef, 2015).

Die Leitbilder, an denen sich Menschen in ihren Beziehungen orientieren, wandelten sich ebenfalls in dieser Zeit. Das partnerschaftliche Beziehungsideal, im Englischen auch als „pure relationship“ und „confluent love“ (Giddens, 1992) bekannt, propagiert neuerdings eine symmetrische Partnerschaft, in der Männer und Frauen gleichermaßen am Erwerbsleben sowie an der Haus- und Familienarbeit partizipieren. Es ist daher die passgerechte Ideologie des *Adult Worker Models*. Elternschaft und Ehe sind zunehmend entkoppelt, Umweltbezüge – und damit auch Freundschaften – werden aufgewertet: Liebe ist nicht mehr nur „Zweisamkeit pur“ (Lenz, 1998, 82) und auch ohne Kinder möglich. Die individuelle Selbstverwirklichung beider Partner_innen gilt fortan als oberste Maxime (Lenz, 1998, 2009; Burkart und Hahn, 1998). Indem individuelle Ansprüche ausgehandelt und Verletzungen von Abmachungen, wie in einem Vertragsverhältnis, eingeklagt werden können, soll das Projekt gelingen, das eigentlich flüchtige Gefühl der Liebe in einer Partnerschaft endlich auf Dauer zu stellen. Kommunikation, Aufrichtigkeit und Offenheit, gelten dabei als ebenso zentral wie Gleichheit und Kooperation (Burkart und Hahn, 1998; Lenz, 2009). Während manche den Code der Partnerschaft für ein eigenständiges Beziehungsideal halten, welches die romantische Liebe abgelöst habe, sehen andere darin eine Weiterentwicklung des romantischen Ideals und betonen vielmehr die Kontinuitäten und ambivalenten Gleichzeitigkeiten (z.B. Scholz, 2013).

Beim Wandel von romantischer zu partnerschaftlicher Liebe kommt es zu gegensätzlichen Tendenzen: „[D]ie Liebesleitbilder der Gegenwart sind zugleich ‚romantisch gesteigert‘ wie auch ‚entromantisiert‘“ (Lenz, 1998, 76). Zu einer romantischen Steigerung kommt es etwa durch die Betonung von Individualität und Selbstverwirklichung. Auch die Entkoppelung von Liebe und Ehe kann als Indiz hierfür verstanden werden: Heirat wird „zu etwas Sekundärem ... das hinzukommen kann oder auch nicht“ (Lenz, 1998, 80). Gleichzeitig wird das Dauerhaftkeitsversprechen aufgebrochen: Statt *einer* Beziehung, die ein ganzes Leben lang währt, werden multiple Partnerschaften und die Idee der seriellen Monogamie praktiziert (Peuckert 2012, 313; Burkart 2017 101f.). Das kann als Anzeichen für eine Entromantisierung des Beziehungsideals verstanden werden. Außerdem werden Liebe und Elternschaft zunehmend entkoppelt und der vormals devaluative Umweltbezug neudefiniert (Lenz, 1998; Wimbauer, 2012): Eine Vielzahl außer-ehelicher, freundschaftlicher Kontakte ist im partnerschaftlichen Ideal nicht nur zulässig, sondern als normatives Gebot erwartet (Leupold, 1983, 315). Dadurch soll die Beziehung wieder an die Gesellschaft gekoppelt und tendenziell entprivatisiert bzw. einem öffentlichen Anspruch auf Demokratisierung unterstellt werden (Leupold, 1983; Giddens, 1992). Nicht zuletzt ist die Reflexivität der Liebe durch ihre Kontinenz gesteigert: Weil die Einzelnen fortlaufend prüfen, ob die Beziehung noch ihren Ansprüchen genügt, läuft die Partnerschaft dabei Gefahr, in eine „Dynamik des Dauerdiskurses“ (Wimbauer, 2012, 112) zu geraten.

Wie das klassische romantische Ideal ist das partnerschaftliche Ideal als

diskursive Leitvorstellung statt als allgemein durchgesetzte Praxis zu verstehen (Wimbauer, 2012). Ferner ist dieses Ideal nicht in allen sozioökonomischen Gruppen gleichermaßen verbreitet. Urbane, an Selbstverwirklichung und Authentizität orientierte Milieus der mittleren und oberen Mittelschicht weisen in Deutschland eine besonders starke Orientierung am partnerschaftlichen Ideal auf (Burkart und Hahn, 1998; Koppetsch und Speck, 2014). Nichtsdestotrotz entfaltet das Ideal von dort aus eine enorme Strahlkraft: Weil das Milieu der „neuen Mitte“ pionierhaft die Konsumstile und Einstellungen breiter Bevölkerungsschichten prägt, kann es auch als Schlüsselmilieu der Moderne betrachtet werden (Reckwitz, 2017). Es trägt maßgeblich zum Kulturerfolg der partnerschaftlichen Liebe bei.

Aus gesellschaftstheoretischer Perspektive ist der Wandel der Beziehungsformen und -leitbilder außerdem im Kontext einer allgemeinen Ökonomisierung des Sozialen zu verorten, die sich auch in der Krise der sozialen Reproduktion bemerkbar macht. In der Tradition von Habermas' *Kolonialisierung der Lebenswelt* 1981 werden in vielen Lebensbereichen Tendenzen der Kontraktualisierung und Vermarktlichung beobachtet (Bröckling, 2007; Boltanski und Chiapello, 2003; Hahn und Burkart, 2000, vgl.). Dies betrifft besonders den Bereich der Care-Arbeit (Winker, 2013; Jürgens, 2010). Dabei spitzt sich der dem Kapitalismus inhärente Widerspruch zu, dass einerseits die Reproduktionskosten der Arbeitskraft gering gehalten werden sollen, andererseits die Arbeitskraft gebraucht wird und wieder hergestellt werden muss. Care-Arbeit wird einerseits verstärkt kommodifiziert und ausgelagert, etwa im Kontext von Care-Chains (Lutz, 2007; Ehrenreich und Hochschild, 2003; Dannecker, 2017), andererseits verstärkt abgewertet und in einem prekären und rechtlich unterregulierten Niedriglohnsektor organisiert.

Dies hat Implikationen für die Organisation von Fürsorge in privaten Beziehungen. Auch das Modell der Partnerschaftlichkeit kann im Sinne eines solchen Übergreifens vormals öffentlicher Logiken auf das Private gedeutet werden (Giddens, 1991; Wimbauer, 2012; Hahn und Burkart, 2000). So ist die Tendenz der Rationalisierung im partnerschaftlichen Ideal bereits angelegt: Weil Liebesbeziehungen nicht mehr als Schicksal, sondern als Ergebnis einer Wahl gelten, muss das spätmoderne Individuum konstant seinen „komparativ-elektiven Blick“ (Reckwitz, 2006, 528) trainieren und die andere Person rational bewerten und mit potenziellen Alternativen vergleichen. Individuelle Vorstellungen von romantischer oder partnerschaftlicher Liebe sind dabei stark durch die Konsumgüterindustrie geprägt und außerhalb eines konsumkapitalistischen Rahmens kaum mehr denkbar, wie Illouz (1997, 2007b, 2018) eindrücklich zeigt. Der kulturelle Erfolg der Psychotherapie (s. Abschnitt 2.1.2) spielt für diese Entwicklung eine wichtige Rolle: Durch das Modell der emotionalen Kommunikation werden Gefühle und sogar die Beziehung selbst verdinglicht: Sie werden in Objekte transformiert – eigenständige Entitäten, die nun zwischen den Partner_innen stehen und von außen betrachtet und bearbeitet werden können. Das macht Paarbeziehun-

gen anfällig für Tendenzen der Reifizierung und Kommodifizierung, etwa durch Ratgeberindustrie und Paartherapie. Gleichzeitig würden Therapeutisierung und Ökonomisierung zunehmend zu einem Leiden an der Liebe führen, wie Illouz in *Warum Liebe weh tut* (2011b) und *Warum Liebe endet* (2020) argumentiert – allerdings vor allem für Frauen. Das Ganze sei kein einseitiger Prozess: Auch der Kapitalismus ist durch die Kommerzialisierung der Romantik „emotionaler“ geworden (Illouz, 2007b; Boltanski und Chiapello, 2003). Arbeit wird dabei zu einem „Projekt“, welches den Einsatz der ganzen Person – und folglich auch eine „Liebe zur Arbeit“ – erfordere, weswegen der Arbeitsplatz „beaglich“ gemacht wird (Burkart 2017, 312f., Hochschild 1997).

Zusammenfassend hat sich das im Bürgertum entstandene romantische Liebesideal in den letzten Jahrzehnten umfassend gewandelt: Die Idee einer totalen und dauerhaften Liebe hat sich in ein Ideal der reflexiven, gleichberechtigten und an Selbstverwirklichung orientierten Partnerschaft verwandelt, bzw. wird von diesem überlagert und ergänzt. Diese Veränderungen sind im Kontext umfassender gesellschaftlicher Prozesse zu verorten, insbesondere der Erosion der fordistischen Trias aus Normalarbeitsverhältnis, Wohlfahrtsstaat und Familie (Aulenbacher, 2009). Dabei werden nicht nur vormals selbstverständliche Organisationsformen der (Sorge-)Arbeit prekär, sondern auch die damit assoziierten (familialen) Lebensformen, Beziehungsideale und Geschlechterverhältnisse. Hier zeigt sich ein komplexes Wechselspiel zwischen makrostrukturellen Verhältnissen und den Praktiken auf der Mikroebene.

2.2 Freundschaft als Code: Im gesellschaftlichen Kontext

Was folgt nun aus dieser Konzeption von Liebe und ihrem gesellschaftlichen Wandel für eine empirische Untersuchung von Freundschaft? Wie ist das Verhältnis von romantischer und partnerschaftlicher Liebe zu Freundschaft zu bestimmen? Und inwiefern verändert sich auch die Bedeutung von Freundschaft im Kontext der sich wandelnden Liebesleitbilder?

In Analogie zur Liebe kann auch die Freundschaft als historisch spezifisches Kulturmuster begriffen werden, welches gesellschaftlichem Wandel unterliegt. Bereits Luhmann (1982, 1994) hatte Freundschaft als eigenständigen kulturellen Code betrachtet, der sich parallel mit dem der Liebe entwickelte und zunächst mit ihm konkurrierte. Schließlich habe jedoch „die Liebe und nicht die Freundschaft das Rennen gemacht und letztlich den Code für Intimität bestimmt“ (Luhmann, 1994, 104). Als gesellschaftliche Semantik wurde Freundschaft dadurch zwar aus dem Rampenlicht, aber nicht gänzlich von der Bühne gedrängt.

So war der Code der Freundschaft zunächst eine Art nebensächlicher Gegenentwurf zur romantischen Liebe. Durch die Aufwertung von Leidenschaft, Exzess und Exklusivität entwickelte sich die Liebe zu einem eigenständigen System (Luhmann, 1994, 121), das den Individuen in der funktional differenzierten Ge-

sellschaft personale „Vollinklusion“ versprach, während Freundschaft lediglich partielle Inklusion in verschiedene gesellschaftliche Teilsysteme anzubieten hatte (Luhmann, 1982, 1994, 83f.). Außerdem avancierte Sexualität zu einer wichtigen Ausdrucksform von Individualität, die fortan mit der Liebe assoziiert und als „Störproblem“ (Luhmann, 1994, 103) aus der Freundschaft verbannt wurde. Der systemische Charakter der romantischen Liebe gestattete schließlich eine umfassende Institutionalisierung der romantischen Liebe in der ehelichen Lebensgemeinschaft.

Für Blatterer (2015) besteht hierin der Hauptunterschied zwischen Liebe und Freundschaft: Während die romantische Liebe durch ihre Institutionalisierung und rechtliche Kodifizierung starke Verbindungen zu anderen institutionellen Komplexen – wie Kirche, Staat und Markt – besitzt, fehle es der Freundschaft an einer solchen Konnektivität (Blatterer, 2015, 40f.). Sie weise daher ein „institutionelles Defizit“ auf: Zwar gebe es ein kulturell geteiltes Verständnis davon, was Freundschaft sei, jedoch gebe es keine Verträge oder Gesetze, die allgemein gültige Rechte und Pflichten einer Freundschaft definierten. So könnten Freund_innen auch keinerlei Verletzungen einklagen oder staatliche Unterstützung, etwa in Form von Beratung oder Unterhalt, erhalten (Blatterer, 2015, 88f.).

Grund hierfür, so wäre hinzuzufügen, ist die Tatsache, dass Freundschaft und Liebe sich in ihrer Funktion für das Geschlechterverhältnis unterscheiden. Während das Leitbild der Liebe das von Frauen geleistete Gebären und Aufziehen von Kindern – und damit die physische bzw. generative Reproduktion der Gesellschaft – legitimiert und gewährleistet, hat der Code der Freundschaft keine vergleichbare gesellschaftliche Funktion, was sicherlich auch die von Blatterer beschriebene mangelnde Institutionalisierung erklärt.

Aus dieser mangelnden Institutionalisierung rührt für Blatterer (2015, 4) die „relationale Freiheit“ der Freundschaft. Wir hätten nicht nur die Wahl, wann, wo und mit wem wir eine Freundschaft initiieren, aufrechterhalten oder beenden, sondern auch die interaktionale Freiheit, die Beziehung entsprechend unserer eigenen Vorstellungen und Wünsche zu gestalten. Schließlich fehle es an klaren Skripten in Bezug auf Freundschaft (O’Meara, 1989; Reeder, 2017; Cronin, 2015). Kulturell geteilte Vorstellungen von Freundschaft würden lediglich eine Palette möglicher Praktiken beschreiben, aber keine klaren Normen vorgeben: „[T]hey are meaning-constitutive frames of reference rather than binding rules“ (Blatterer, 2015, 86). In dieser Hinsicht modifiziert Blatterer (2015) die Konzeption sozialer Freiheit von Honneth (2011), an die er mit seiner Arbeit anknüpft. Für beide ist das zentrale Versprechen von Intimität in der Moderne, Freiheit in einem anderen zu finden. Doch während für Honneth (2011) bürgerliche Institutionen diese

soziale Freiheit garantieren, ist für Blatterer (2015) gerade die *mangelnde* Institutionalisierung von Freundschaften zentral für ihren freiheitlichen Charakter.¹⁴

Aufgrund ihrer geringfügigen Institutionalisierung gilt die Freundschaft auch als weniger anfällig für Tendenzen der Ökonomisierung. Im Anschluss an die These von Illouz (2008, 2011a), dass die romantische Liebe durch Psychotherapie und Konsumgüterindustrie zunehmend kommodifiziert werde, argumentiert Blatterer, dass die Freundschaft gegenüber dieser Gefahr relativ resistent sei (Blatterer, 2015, 88f.). Ihr fehle es an Reflexivität und Selbstreferentialität. Während Paarbeziehungen auf etablierte Skripte zur Initiierung, Unterbrechung oder Beendigung der Beziehung zurückgreifen könnten, sei es in Freundschaften weniger üblich, die Beziehung selbst auszuhandeln oder gar zu besprechen. Daher gäbe es auch kaum Selbsthilfe-Literatur zum Thema Freundschaft. Bücher, die unter diesem Stichwort veröffentlicht werden, verhandelten meist eher instrumentell orientierte Netzwerke, anstatt persönlicher Beziehungen (Carnegie, 2009; Blatterer, 2015, vgl.). Wenn Illouz (2007a) die Liebe also als „redselige Liebe“ (255) bezeichnet, kann man Blatterer unterstellen, dass er die Freundschaft für schweigsam hält.

Freundschaften können Blatterer (2015) zufolge dennoch quasi-therapeutische Funktion einnehmen. Insbesondere in Bezug auf Paarbeziehungen sei dies der Fall: „friendship (...) offers relief from the potentially claustrophobic self-referentiality of love relationships and so helps to sustain them“ (Blatterer, 2015, 118). Außerdem habe das Ideal der emotionalen Kommunikation weitreichende Konsequenzen für unser Sprechen über Freundschaften. Dabei falle es uns schwer, auf therapeutisierende Sprache zu verzichten, weil das Gebot emotionaler Selbstoffenbarung so zentral für unser zeitgenössisches Verständnis von Intimität geworden seien (Blatterer, 2015). Freundschaften seien also vom „therapeutischen Turn“ gekennzeichnet, doch sei dieses Verhältnis weitaus schwächer als bei anderen Nahbeziehungen (Blatterer, 2015, 91f.).

Zahlreiche Autor_innen argumentieren außerdem, dass Liebe und Freundschaft von verschiedenen Temporalitäten gekennzeichnet seien. Illouz (2015) zufolge gibt es in Freundschaften keinen ursprünglichen Moment, der dem plötzlichen Sich-Verlieben gleicht und eine Art Offenbarung darstellt. Auch Alberoni (2016) ist der Ansicht, dass Freundschaft sich im Gegensatz zur Liebe erst über einen längeren Zeitverlauf entwickeln und zeigen müsse. Dabei verfolgten die Einzelnen grundsätzlich verschiedene Orientierungen: Während die Liebenden eine Einheit bildeten und ein gemeinsames Lebensprojekt realisieren wollten, würden Freund_innen gerade nicht miteinander verschmelzen wollen. Ihre individuellen Lebensprojekte blieben getrennt, weswegen ihre Beziehung auch nicht aus einem Zeitkontinuum sondern aus einzelnen Begegnungen bestünde: „While the time

14 Auch Honneth gesteht jedoch ein, dass Freundschaften einen geringeren „Grad an institutioneller Verankerung“ aufweisen (Honneth, 2011, 237).

of friendship is granular – a succession of present moments that are juxtaposed – the time of love is dense, continuous, spasmodic“ (Alberoni, 2016, 30).

Aus den jeweiligen (totalen bzw. partialen) Geltungsansprüchen der Beziehung resultieren verschiedene Anerkennungsdynamiken. Weil das Begehren sich im modernen (alltagsweltlich als „platonisch“ bezeichneten) Freundschaftsideal für gewöhnlich nicht auf den exklusiven Zugang zum Körper der anderen Person bezieht, gibt es laut Illouz (2015) nur selten ein totalitäres Besitzdenken oder Eifersucht (und wenn, dann stets in Imitation der romantischen Eifersucht). Stattdessen käme es relativ unproblematisch zu gelingenden Anerkennungsbeziehungen: Während die romantische Liebe anfällig für eine Herr-Knecht-Dialektik sei, bei der Anerkennung nie gewiss sei und beide Seiten sich in einen leidvollen Kampf um Leben und Tod verwickelten, würden wir in Freundschaften selten bangen, ob die andere Person unsere Gefühle erwidere (Illouz, 2015). Es scheint naheliegend, dass diese asymmetrische Dynamik in der Liebe nicht zuletzt von der geschlechterdifferenzierenden Überformung des romantischen Ideals resultiert. Es wirft außerdem die Frage auf, ob Freundschaften, im gesellschaftlich dominanten Leitbild, als geschlechtsneutral gedacht werden können.

Das Brüchigwerden der Normalfamilie und des romantischen Liebesideals hat Freundschaften stärker in den Fokus gerückt. Zum einen ist im partnerschaftlichen Ideal der Umweltbezug gestärkt. Das Ideal der Partnerschaft *selbst* kann als Form von Freundschaft gedeutet werden. Luhmann zufolge kam es bereits im 18. Jahrhundert zu einer „Intimisierung der Ehe (...) auf der Basis von Freundschaft, die durch Liebe nur induziert werde“ (Luhmann, 1994, 102f.): Freundschaft, verstanden als partnerschaftliche Beziehungsführung, sollte die flüchtige Liebe verstetigen. Über 100 Jahre später lässt sich diese Tendenz im geschlechteregalitären, partnerschaftlichen Code wieder entdecken. Janosch Schobin spricht daher in seiner Studie zur Ratgeberliteratur auch von einer Nivellierung zwischen Partnerschaft und Freundschaft, bei der es zu einer „Verzärtlichung der Freundschaft“ und einer „Verfreundschaftlichung der Partnerschaft“ (Schobin, 2013, 130) käme. Auch auf der Ebene der Praktiken scheinen Freundschaften außerhalb der Paarbeziehung an Relevanz zu gewinnen. Bereits in den 1980er Jahren zeigte Oliker (1989) etwa, wie die partnerschaftliche Ehe sich im Tandem mit enger Freundschaft entwickelte und welche wichtige Bedeutung Freundschaften vor allem für Frauen besaßen, die in ihren Entscheidungen gesellschaftlich stark eingeschränkt waren.

Auf der Ebene der Praktiken sind Paarbeziehungen dennoch Dreh- und Angelpunkt des Soziallebens vieler Menschen. Die Wirkmacht der gesellschaftlichen Norm eines paarförmigen, monogamen Lebens und die Abwertung anderer Lebensformen jenseits der Paarbeziehung wird auch unter dem Stichwort Amator- bzw. Paarnormativität diskutiert (Brake, 2011; Roseneil et al., 2020; Wimbauer, 2021). Insbesondere aus Lebensverlaufsperspektive wird konstatiert, dass die Bedeutung von Freundschaften sich mit Berufseinstieg und Familiengründung

stark wandelt (Blieszner und Adams, 1992; Dickens und Perlman, 1981). Oftmals nimmt die Anzahl oder Intensität der Kontakte im mittleren Erwachsenenalter daher ab (Bhattacharya et al., 2016).

Empirische Untersuchungen untermauern außerdem, wie stark die gesellschaftliche Bedeutung von Paarbeziehungen auch Freundschaften prägt. So findet Cronin (2015) in ihrer qualitativen Untersuchung zu Freundschaften in Großbritannien, dass die Befragten Intimität als begrenzte Ressource konzipieren, die in einem Null-Summen-Spiel zwischen Freundschaften und Paarbeziehungen aufgeteilt werden müsse, wobei erstere letzteren untergeordnet werden:

„[I]ntimacy was distributed within strictly defined and policed boundaries. These boundaries were maintained and reinforced as a hierarchy in which the partner comes first, but they also required the shoring up of definitional and emotional boundaries of friendship as unambiguously non-sexual. This functions as reassurance that friendships pose no threat to sexual couple relationships.“ (Cronin, 2015, 1175)

Auch Ketokivi (2012) kommt in ihrer Studie finnischer Erwachsener zu einem ähnlichen Ergebnis, nämlich dass die Paarbeziehung als gesellschaftliches Ordnungsprinzip fungiere, welches die Organisation von Nahbeziehungen strukturiere (Ketokivi, 2012, 4). Entscheidend dafür, ob sich exklusive oder inklusive Familien- und Beziehungsmuster entwickelten, sei vor allem das Zusammenleben mit einer_einem Partner_in – außer bei hochgebildeten Frauen. Bei ihnen fanden sich selbst unter denjenigen, die mit ihrem Partner zusammenlebten, inklusive Intimitätsmuster, bei denen enge, eigenständige Freundschaften gepflegt wurden.

Nicht zuletzt lassen sich diese ambivalenten Verschiebungen in der (Be-)Deutung von Freundschaft auch im Kontext der Krise der sozialen Reproduktion interpretieren. Statt als gesellschaftliche Aufwertung von Sorge-Arbeit lässt sich die „Feminisierung“ von Freundschaft auch als Zuschreibung an Frauen deuten, Sorge-Arbeit auch jenseits von Familien- und Paarbeziehungen zu leisten. Auch vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, welche Bedeutungen Geschlecht für die Konzepte, Praktiken und Bedeutungen von Freundschaft spielt.

Wie dargelegt nähere ich mich Freundschaft als gesellschaftlicher Semantik, die historischem Wandel unterliegt, und knüpfe damit an kultursoziologische und feministisch-materialistische Perspektiven auf Liebe an. Gemeinhin wird die romantische Liebe anhand der Bedeutung der Sexualität, der Norm der Exklusivität, der wechselseitigen Höchstrelevanz und der dauerhaften Vergemeinschaftung, kurz: der Totalität der Beziehung, von der Freundschaft abgegrenzt. Die Vorstellung von Freundschaft als nicht-sexuelle Beziehung, die neben einer ehelichen Lebensgemeinschaft existiert, ist also eine Konstruktion der Neuzeit. In ihren Funktionen für das Geschlechterverhältnis und die generative Reproduktion der Gesellschaft besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Freundschaft und Liebe.

Darüber hinaus ist die Schwierigkeit, die Ebenen der Praxis und der Semantik voneinander zu trennen, deutlich geworden. Freundschaften werden im Zuge des Wandels von Beziehungsleitbildern zwar aufgewertet, Partnerschaft besitzen jedoch weiterhin starke gesellschaftliche Strahlkraft. Im Gegensatz zur Liebe weisen Freundschaften einen geringeren Grad der Institutionalisierung auf und bieten dadurch möglicherweise eine größere relationale Freiheit – zumindest der Theorie nach. Es bleibt näher zu erkunden, wie es mit der Praxis aussieht.

2.3 Geschlecht, Heteronormativität und Freundschaft

Ich habe Freundschaft bislang in doppelter Hinsicht abgegrenzt: auf der einen Seite von unpersönlichen Beziehungen, wie Bekanntschaft, Kameradschaft und Fachgemeinschaft, auf der anderen Seite von anderen persönlichen Beziehungen, insbesondere Paar- und Familienbeziehungen. Letztere sind vom Ideal der romantischen bzw. partnerschaftlichen Liebe geprägt und an ein Geschlechterverhältnis gekoppelt, das eng verwoben ist mit der (Re-)Produktionsweise der Gesellschaft. Doch was folgt hieraus für Freundschaften? Wenn die romantische Liebe geschlechterdifferenziert im bürgerlichen Paar- und Familienmodell realisiert wird, ist die Realisierung des Codes der Freundschaft in freiwilligen Nahbeziehungen geschlechtsneutral? Folgt aus der Abwesenheit von Normen und Skripten in Freundschaften auch eine relative Freiheit von Geschlechterdifferenz und -ungleichheit? Um diese Fragen in den Blick zu nehmen, lege ich zunächst dar, welche (bislang nur implizite) ontologische und epistemologische Perspektive auf Geschlecht meine Untersuchung kennzeichnet, ehe ich Implikationen für Freundschaften und ihre Erforschung aus geschlechtersoziologischer Perspektive diskutiere.

2.3 Grundlagen: Das Geschlechterverhältnis und seine Wirklichkeit

Im Anschluss an materialistische feministische Perspektiven, wie den von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp entwickelten „Hannoveraner Ansatz“, verstehe ich Geschlecht als ein Verhältnis:

„Wenn ich von Geschlechterverhältnis spreche, meine ich damit das Ingesamt der institutionalisierten Gegebenheiten und normativen Regularien, die in einer bestimmten Epoche und Kultur darüber entscheiden, welche Privilegien das eine Geschlecht auf Kosten des anderen hat, (...) wie und ob gesellschaftlich notwendige Arbeit geschlechtsspezifisch verteilt wird, ob es Unterschiede im Zugang zu sozialen Räumen gibt (...). ‚Männer‘ und ‚Frauen‘ werden dabei als soziale Gruppen gedacht, die gerade die *Geschlechterdifferenz* in Relation zueinander setzt.“ (Becker-Schmidt, 1991, 392, Betonung im Original)

„Männer“ und „Frauen“ sind demzufolge als sozial konstituierte Gruppen zu verstehen, deren Differenz und Hierarchie in Prozessen der materiellen, generativen

und symbolischen Reproduktion hergestellt wird. Das Geschlechterverhältnis ist dabei in einem systematischen Strukturzusammenhang mit dem Klassenverhältnis verschränkt. Grundlegend hierfür ist die Sphären- und Arbeitsteilung, die konstitutiv für die dichotome Geschlechterkonstruktion ist und im Ideal der romantischen Liebe, verschleiert wird (s. auch Abschnitt 2.2.1).

Obwohl materialistische Feministinnen wie Becker-Schmidt (1991) das Geschlechterverhältnis bereits früh als umfassend sozial konstruiert begriffen, hielt sich in der Frauen- und Geschlechterforschung lange Zeit die Vorstellung, dass das biologische Geschlecht („sex“) im Unterschied zum sozialen Geschlecht („gender“) von Natur aus gegeben sei. Butler (1991, 1997) stellte diese Dichotomie bekanntlich in Frage:

„Und was bedeutet der Begriff ‚Geschlecht‘ (*sex*) überhaupt? Handelt es sich um eine natürliche, anatomische, durch Hormone und Chromosomen bedingte Tatsache? (...) Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen?“ (Butler, 1991, 23f.)

Butler verwirft die Idee eines gegebenen biologischen Geschlechts, welches unabhängig von menschlichen Deutungen und Diskursen existiere. Schließlich sei die Einteilung in zwei biologische Geschlechter ein Produkt menschlicher Handlungen und damit als kulturell generierte Kategorie zu begreifen. Außerdem würde die Sex-Gender-Dichotomie eine Spaltung in das vergeschlechtlichte Subjekt einführen, der zufolge es vielfältige geschlechtliche Identitäten, aber nur zwei biologische Geschlechter geben könne. Das Raster gesellschaftlicher Normen erfordere jedoch, dass das bei Geburt zugewiesene Geschlecht, das soziale Geschlecht und das Begehren in der „heterosexuellen Matrix“ zusammenfallen (Butler, 1991, 38f.). Die Stabilität des Geschlechterverhältnisses rühre insbesondere daher, die „Dualität der Geschlechter (*sexes*) in ein vordiskursives Feld abzuschieben“ (Butler, 1991, 24) und als der Kultur vorgelagert zu verstehen.

Diese Perspektive wirft die Frage auf, was es bedeutet, zu sagen, eine Sache sei „sozial konstruiert“. Haslanger (2012) unterscheidet verschiedene mögliche Bedeutungen: Etwas ist *kausal* sozial konstruiert, wenn es ursächlich durch menschliches Handeln hervorgebracht wurde; etwas ist hingegen *konstitutiv* sozial konstruiert, wenn wir, um es zu definieren, auf soziale Faktoren Bezug nehmen müssen (Haslanger, 2012, 86). All unsere Konzepte sind in einem kausalen Sinne sozial konstruiert, weil sie im Zuge historisch spezifischer, gesellschaftlicher Prozesse entstanden sind – anders als die Dinge, auf die wir dabei Bezug nehmen. Sie müssen nicht zwingend sozial konstruiert sein. Beides gilt es zu unterscheiden: Mit Konzepten werden in einem sprachlichen Akt Unterscheidungen vorgenommen; diese können (müssen aber nicht) reale Unterschiede aufgreifen, die in der Welt auch unabhängig von unseren Konzepten vorliegen (Haslanger, 2012, 187).

Soziale Gruppen oder Arten (*kinds*), wie „Männer“ und „Frauen“, sind dabei in einem besonderen Sinne sozial konstruiert, weil die so Bezeichneten und das zur Bezeichnung verwendete Klassifikationsschema sich gegenseitig bedingen. Dies bezeichnet Haslanger als *diskursive* soziale Konstruktion:

„To say that an entity is ‚discursively constructed‘ (...) is not to say that language or discourse brings a material object into existence *de novo* (...) Rather something in existence comes to have – partly as a result of having been categorized in a certain way – a set of features that qualify it as a member of a certain kind or sort.“ (Haslanger, 2017, 163)

Die hier beschriebenen Rückkopplungseffekte (s. auch Hacking, 1988) sind zentral für das Geschlechterverhältnis: Die Klassifikation von Menschen in die sozialen Gruppen „Männer“ und „Frauen“ ist so wirkmächtig, dass Männer und Frauen zu großen Teilen so sind, wie sie sind, aufgrund dessen, was ihnen zugeschrieben wird (Haslanger, 2012, 88). Hiermit greift Haslanger historische Untersuchungen auf, die zeigen, wie sich „Geschlechtscharaktere“ erst im Zuge der Zuweisung bestimmter Tätigkeiten an Frauen herausbildeten (Hausen, 1976, cf.).

Haslangers Unterscheidung zwischen der *Idee* einer sozialen Art (Konzepten zur Unterscheidung von Männern und Frauen) und der *Art* selbst (tatsächlichen Männern und Frauen) bringt Licht in die Debatte um „sex“ und „gender“. Nicht Chromosomen und Hormone sind diskursive Erfindungen, sondern die Unterscheidung in zwei biologische Geschlechter anhand schwammiger Unterschiede zwischen menschlichen Körpern, die auch unabhängig von unseren Konzepten existieren. Alle Phänomene können als Teil der natürlichen Welt, d.h. im Gegensatz zum Übernatürlichen, in Ursache-Wirkung Beziehungen verortet werden. Die natürliche Welt ist reich an Unterschieden: „Differences abound“ (Haslanger, 2012, 188). Doch welche Unterschiede wir als Grundlage von sozial wirkmächtigen Unterscheidungen heranziehen, ist eine politische Frage, die wir beeinflussen können. Anhaltende gesellschaftliche Kontroversen darüber, welche Kriterien zur Unterscheidung männlicher und weiblicher Körper herangezogen werden sollen – welche Kombination innerer und äußerer reproduktiver Organe, Chromosomen und Hormonspiegel erforderlich ist, um als „männlich“ oder „weiblich“ kategorisiert zu werden – zeigen, dass die existierenden Unterschiede zwischen Menschen nicht eine bestimmte (oder überhaupt irgendeine) Unterscheidung zwingend erforderlich machen.¹⁵

Viele feministische Wissenschaftler_innen ziehen sich dennoch auf einen ontologischen Skeptizismus zurück. Haslanger (2012, 155) vermutet, dass sie ei-

15 Man denke etwa an die Kontroversen um die südafrikanische Langstreckenläuferin Caster Semenya, deren Antritt als Frau nach ihrem Sieg bei der Weltmeisterschaft 2009 in Zweifel gezogen wurde (Wikipedia contributors, 2022). Ähnliche prominente Fälle sind u.a. Stella Walsh, Dora Ratjen, Tamara Press.

ne Art Dammbrechargument fürchten: Wenn sie die Realität körperlicher Unterschiede anerkennen, müssten sie im Umkehrschluss, so die Befürchtung, auch eine Gesellschaft akzeptieren, die diese Unterschiede honoriert und als Basis für wirkmächtige Unterscheidungen (etwa von „Männern“ und „Frauen“) heranzieht. Um diese Sorge zu umschiffen, argumentieren viele aus poststrukturalistischer Perspektive, so auch Butler in *Bodies That Matter*, dass wir uns nur auf diskursiv konstituierte Dinge beziehen könnten und jeder Versuch, sich auf eine „objektive“ Wahrheit zu beziehen, von den Begrenzungen unserer Konzepte verhindert werde (Butler, 1993, 10f.).¹⁶

Doch diese Argumentation ist fadenscheinig und die dahinterstehende Sorge unbegründet. Butlers Argument schließt irrtümlicherweise von der Begrenzung unserer *Verweise* auf ein Objekt (durch diskursive Praktiken) auf die Begrenzung des *Objekts* selbst. Fraglos ist unser Blick immer vermittelt durch sozial geprägte Konzepte. Doch Konzepte verhindern nicht den Zugang zu den Dingen, wie sie unabhängig von unseren sprachlichen Praktiken sind. Haslanger verdeutlicht dies mit einer Analogie: „Intermediaries do not necessarily block access: when I speak to my sister on the phone, our contact is mediated by a complicated phone system, but I still manage to speak *to her*“ (Haslanger, 2012, 154). Vermittelnde Instanzen könnten – ganz im Gegenteil – unseren Zugang zur Welt sogar verbessern, wie Haslanger mit Verweis auf Donna Haraways Arbeiten zu prosthetischen Vorrichtungen (wie Teleskopen und Cyborgs) argumentiert (Haslanger, 2012, 154). Ein ontologischer Realismus ist außerdem aus allerlei weiteren Gründen wichtig. Andernfalls müssten wir beispielsweise den Schluss aufgeben, dass eine Handlung ‚wirklich‘ als Vergewaltigung zählt, wie Haslanger (2012, 100f.) eindrücklich darlegt. Und zu allem Überdruß ist die Sorge des Dammbrechts vollkommen unbegründet: Es ist möglich, die Existenz von Unterschieden zwischen Menschen – oder gar „objektive Typen“ – anzuerkennen, und dennoch in Frage zu stellen, welche gesellschaftliche Bedeutung diesen Unterschieden zukommen sollten (Haslanger, 2012, 155f).

Mit Haslanger (2012) lässt sich festhalten, dass „sex“ und „gender“ beide sozial konstruiert sind, doch auf unterschiedliche Weise. Wir sollten ihre Unterscheidung deshalb nicht gänzlich aufgeben, wie Haslanger erneut an einer Analogie deutlich macht: „The categories of professor and student are both social categories, each defined in relation to the other, but it is still useful to distinguish them“ (Haslanger, 2012, 186). Schließlich – und hier knüpft Haslanger an eine wichtige Einsicht materialistischer feministischer Perspektiven an – fungiert die Klassifikation von biologischem Geschlecht als Legitimation für das soziale Geschlecht.

16 Das Bezweifeln patriarchaler Wirklichkeitskonstruktionen, die traditionell als ‚objektiv‘ markiert worden sind, ist eine wichtige Aufgabe feministischer Theoriebildung. Doch folgt aus der Einsicht, dass Wissen epistemisch situiert ist, keinesfalls, dass es keine Realität unabhängig von unseren Konzepten gibt (Anderson, 1995b,a; Haslanger, 2012).

terverhältnis und die damit verknüpfte Trennung von (produktiver) Arbeit und (reproduktiver) Nicht-Arbeit. Eine hilfreiche Definition von Alcoff (2005) macht diese Verknüpfung deutlich:

„Women and men are differentiated by virtue of their different relationship of possibility to biological reproduction, with biological reproduction referring to conceiving, giving birth, and breast-feeding, involving one's own body (...) Those classified as women will have a different set of practices, expectations, and feelings in regard to reproduction, no matter how actual their relationship of possibility is to it.“ (Alcoff, 2005, 172)

Eine Möglichkeitsbeziehung („relationship of possibility“) ist aus dieser Perspektive keinesfalls eine objektive Tatsache, sondern rührt aus gesellschaftlichen Vorstellungen. (Schließlich wird eine Person mit XX Chromosomen und Vagina bei Geburt ja auch dann als „weiblich“ klassifiziert, wenn sie über keine Gebärmutter verfügt). Entscheidend ist vielmehr, dass die (tatsächlichen oder imaginierten) Möglichkeiten von Schwangerschaft, Geburt und Stillen zu dem Bedeutungshorizont gehört, der der sozialen Gruppe der „Frauen“ zugeschrieben wird. An diese Möglichkeiten wird auch die Zuschreibung einer Fürsorglichkeit und Fürsorgeverantwortung geknüpft. So fungiert die Zuschreibung eines biologischen Geschlechts („sex“) als Legitimation für die Zuschreibung einer gesellschaftlichen Rolle und Identität („gender“).

Hieraus folgt nun eine wichtige Besonderheit des Geschlechterverhältnisses für die Erforschung von Nahbeziehungen – ihre private Dimension:

„Das Geschlechterverhältnis beruht also nicht nur auf versachlichten gesellschaftlichen Ordnungsprinzipien (Gesetz, Brauch, Sitte, Verfügungsrechte über Eigentum und Arbeit, Geburtenkontrolle, Formen der Herrschaftssicherung), sondern auch auf persönlichen Beziehungen der Abhängigkeit und Anhänglichkeit.“ (Becker-Schmidt, 2001a, 118)

Das Geschlechterverhältnis ist für Becker-Schmidt (2001a) ein sozialer Strukturzusammenhang, der sämtlichen gesellschaftlichen Prozessen eingelagert und mit anderen Herrschaftsverhältnissen verschränkt ist. Er zeigt sich nicht nur in materiellen, strukturellen Ungleichheiten, sondern auch in kulturell geformten und biografisch sozialisierten Erwartungen, Gefühlen und Beziehungen. Ökonomie und Kultur aus dieser Perspektive sind nicht getrennt, sondern „verfilzt“ (Becker-Schmidt, 2001b, 93).

Institutionalisierte Heterosexualität ist damit zentraler Teil des Geschlechterverhältnisses. In den 1960er und 1970er Jahren hatten feministische Theoretikerinnen wie Wittig (1992) und Rich (1980) argumentiert, dass die Vorstellung von zwei körperlich und sozial differenten Geschlechtern eng mit der Annahme verknüpft sei, dass diese ausschließlich und zwangsläufig einander begehren.

Zur Bezeichnung dieses Zusammenhangs ist der Begriff der „heterosexuellen Matrix“ (Butler, 1991, 219, Fn 6) sowie das Konzept „Heteronormativität“ geprägt worden. Gemeint sind „Institutionen, Strukturen des Verstehens und praktische Orientierungen, die Heterosexualität nicht nur als kohärent – d.h. eine Sexualität bildend –, sondern auch als privilegiert erscheinen lassen“ (Berlant und Warner, 2005, 78). Heteronormativität definiert und privilegiert aber nicht nur Heterosexualität als „normale Sexualität“ sondern als „normale Lebensweise“ (Jackson, 2006) und strukturiert zeitliche und räumliche Logiken.

Mit Heteronormativität ist daher auch eine Normierung der Lebensläufe und die Konzeption bestimmter Lebensphasen, wie Erwachsenenalter oder Adoleszenz, verknüpft. Freeman (2010) hat hierfür den Begriff der „Chrononormativität“ geprägt, mit dem sie „die Verwendung von Zeit, um individuelle menschliche Körper hinsichtlich maximaler Produktivität zu organisieren“ (Freeman, 2010, 3) bezeichnet. Dabei werden nicht nur Abweichungen von einer Norm markiert, sondern auch zulässige Praktiken und Verhaltensweisen für heterosexuelle Menschen definiert. Heteronormativität strukturiert also die Praktiken und Bedeutungen quer durch das Spektrum der Sexualitäten (Sedgwick, 1990) und fungiert als eine für selbstverständlich befundene Basis gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse (Blatterer, 2015, 132f.).

Wie lässt sich nun diese ontologische Perspektive für die empirische Untersuchung des Geschlechterverhältnisses in konkreten Nahbeziehungen nutzen? Als Forschungsheuristik eignet sich der interaktionstheoretische Ansatz des „Doing Gender“. Der Ansatz geht zurück auf einen programmatischen Aufsatz von West und Zimmerman (1987), im Anschluss an Garfinkel (1967) und Kessler und McKenna (1978) zurück und knüpft an die sozialkonstruktivistische Einsicht an, dass Geschlecht keine Eigenschaft ist, also etwas, das man ‚ist‘, sondern eine Herstellungsleistung, sprich etwas, das man ‚tut‘. Da die Zugehörigkeit zu einer Geschlechtskategorie auch im Alltag permanent von anderen bestätigt und interaktiv validiert werden muss, konstituiert sich Geschlechtsidentität aus dieser Perspektive erst intersubjektiv: „Man ‚hat‘ ein Geschlecht erst dann, wenn man es *für andere* hat“ (Gildemeister, 2008, 138). West und Zimmerman (1987) drehen somit die Sichtweise des zuvor gängigen Sex-Gender-Modells um: „Geschlecht bzw. Geschlechtszugehörigkeit wird nicht als quasi natürlicher Ausgangspunkt von und für Unterscheidungen im menschlichen Handeln, Verhalten und Erleben betrachtet, sondern als Ergebnis komplexer sozialer Prozesse“ (Gildemeister, 2008).

Die alltägliche Herstellung von Geschlecht steht dabei in einem Wechselspiel mit institutionellen Arrangements und dem alltäglichen Wissen um Geschlecht. Konstruktionen des Alltags kommen in der interaktiven Herstellungspraxis von Geschlecht, etwa bei der Inszenierung der eigenen Geschlechtlichkeit, nicht lediglich ‚zur Anwendung‘ – sie werden durch diese Praxis erst hergestellt und immer auch aktualisiert (Gildemeister, 2008, 138). Insofern ist „Doing Gender“ nicht nur die interaktive Herstellung der *eigenen* Geschlechtlichkeit, sondern immer

auch die Reproduktion von Geschlecht als gesellschaftliche Kategorie, die historischem Wandel unterliegt. Empirische Studien, die das „Doing Gender“ in einem bestimmten Kontext untersuchen, analysieren daher sowohl die Inhalte dieser Kategorie als auch die konkreten Praktiken, mithilfe derer sie relevant gemacht werden: Sie nehmen „nicht ‚Unterschiede‘... sondern primär *Prozesse der Unterscheidung* in den Blick“ (Gildemeister, 2008, 141, Betonung im Original).

Wenn Geschlecht etwas ist, das wir ‚tun‘, stellt sich die Frage, ob wir es auch einfach unterlassen können. West und Zimmerman (1987) gehen von der Omnirelevanz von Geschlecht aus: Für sie ist Geschlecht eine Art kulturelles Super-schema, eine Kategorie mit Masterstatus, deren alltägliche Herstellung völlig unvermeidbar ist. Andere Ansätze stellen dies in Frage: „Dass die Geschlechterdifferenz kein Reservat kennt, sondern omnipräsent ist und unberechenbar überall relevant gemacht werden *kann*, bedeutet nicht, dass dies auch in jeder Situation geschieht“ (Hirschauer, 2001, 215f.). Stattdessen gebe es verschiedene Grade – ein Kontinuum – der Relevantsetzungen von Geschlecht: Individuen müssten sich zwar stets als Mitglied einer Geschlechtskategorie ausweisen, doch könnten sie in bestimmten Situationen diese Zugehörigkeit irrelevant setzen, etwa wenn sie einander nicht als Mitglieder einer spezifischen Geschlechtskategorie adressierten. Solche Irrelevantsetzungen können auch als situatives „Vergessen von Geschlecht“ (Hirschauer, 2001) oder als „Undoing Gender“ (Deutsch, 2007; Risman, 2009) begriffen und empirisch anhand von Untersuchungen alltäglicher Interaktionen und Nahbeziehungen in den Blick genommen werden.¹⁷

Ich habe Geschlecht als gesellschaftliches Verhältnis gefasst, das über seine Biologisierung und Naturalisierung legitimiert wird. Eine Besonderheit stellt die private Dimension dieses Verhältnisses heraus, die sich in den Nahbeziehungen der Einzelnen zeigt. Geschlechterdifferenz und Geschlechterungleichheit sind dabei unweigerlich geknüpft an institutionalisierte Heterosexualität. Gemeint ist nicht nur die Privilegierung einer sexuellen Orientierung, sondern die umfassende Normierung und Institutionalisierung von Heterosexualität als ‚normale Lebensweise‘, die auch eine zeitliche und räumliche Logik besitzt. Erforschen lässt sich die Herstellung dieses heteronormativ verfassten Geschlechterverhältnisses in konkreten Interaktionen mithilfe des „Doing Gender“-Ansatzes, der Geschlecht als Prozesskategorie in den Blick nimmt. Was folgt nun hieraus für eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Freundschaft?

17 Die Rede von „Undoing Gender“ ist empirisch nur dann sinnvoll, wenn es sich um negatorische Aktivitäten in Bezug auf die Geschlechterdifferenz handelt. Für Praktiken, bei denen Geschlecht „nur noch in Spurenelementen oder überhaupt nicht mehr sinnhaft enthalten ist“, scheint es passender von „not doing gender“ zu sprechen (Hirschauer, 2016, 118).

2.3 Intimität und Geschlecht: ‚Männer‘- vs. ‚Frauenfreundschaften‘

Auch wenn Freundschaften weniger stark institutionalisiert und normiert sind als Paar- und Familienbeziehungen, sind sie keinesfalls losgelöst vom Geschlechterverhältnis. Dies zeigen soziologische Klassiker sowie historische und sozialwissenschaftliche Studien, die Freundschaften zwischen Frauen in den Blick nehmen oder nach den Unterschieden zwischen ‚Männer-‘ und ‚Frauenfreundschaften‘ sowie zwischen gleich- und ungleichgeschlechtlichen Freundschaften fragen. Sie verdeutlichen, dass Beziehungsmuster und Intimitätsstile vergeschlechtlicht sind – auch wenn diese Vergeschlechtlichtung keineswegs statisch ist.

Bereits die soziologischen Klassiker meinten, dass Freundschaft ein (männliches) Geschlecht habe. Simmel (1992) und Tenbruck (1964) etwa sahen Freundschaften als Konsequenz der im 18. und 19. Jahrhundert einsetzenden gesellschaftlichen Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse. Da Individualität sich insbesondere durch die Teilhabe an Prozessen der öffentlichen Sphäre (wie Bildung, Erwerbstätigkeit und politischer Partizipation) herausbilde, schrieben sie Frauen aufgrund ihrer verstärkten Einbindung in Haushalt und Familie eine verminderte Neigung und Befähigung zur Freundschaft zu. So hielt Simmel (1992) Frauen für das „unindividuellere Geschlecht“ und meinte, dass ihnen Freundschaften weniger „zugänglich“ seien (Simmel, 1992, 117). Tenbruck (1964) befand ebenfalls, dass „Freundschaft im bisherigen Verstande gewöhnlich eine Angelegenheit von Männern sei“ (Tenbruck, 1964, 446). Auch wenn ihr Denken wohl von einer misogynen Perspektive geprägt war, stellten sie damit heraus, dass die Gelegenheitsstrukturen für das Knüpfen von Freundschaften durch die bürgerliche Sphärentrennung geschlechterdifferenzierend verteilt sind – und dies möglicherweise verschiedene Dispositionen und Stile der Intimität zur Folge hatte.

Feministische Historikerinnen haben den „Mythos einer Geschichtslosigkeit von Frauenfreundschaften“ (Nötzoldt-Linden, 1998, 105) hinreichend widerlegt. Anhand von Briefen und Tagebucheinträgen untersuchten sie Freundschaften von Frauen seit dem Mittelalter (Smith-Rosenberg, 1975; Raymond, 1986; Faderman, 2001; Hacker, 1993). Sie zeigten nicht nur, dass enge Frauenfreundschaften existierten und wichtige Quellen von Unterstützung und Fürsorge waren, sondern auch, dass die Übergänge zwischen Freundschaft, Liebe und Sexualität oftmals fließend waren. Außerdem genossen diese Beziehungen substantielle gesellschaftliche Anerkennung. Im viktorianischen England waren ehedem Beziehungen zwischen Frauen, die einen Haushalt teilten und einander Eigentum vererbten, sogar gang und gäbe (Marcus, 2009). Die Abwertung, Stigmatisierung und Unsichtbarmachung von Frauenfreundschaften hat sich erst im 19. und 20. Jahrhundert massiv verschärft (Roseneil, 2006): Durch die sich verhärtende Sphärentrennung in dieser Zeit waren Frauen meist auf Haushalt und Kindererziehung verwiesen; weibliche Homosozialität wurde somit erschwert (Sedgwick, 1985). Gleichzeitig

wurde sexuelles Begehren von Psychoanalyse und Sexologie für deviant erklärt und damit abgewertet (Faderman, 2001; Katz, 2005).

Die jahrhundertelange Abwertung von Frauenfreundschaften erwies sich als folgenreich. Sie war schließlich „die *Bedingung*, unter der Frauen Freundinnen waren: wider die Behauptung, gegen all die Gelehrten, Philosophen und Sozialwissenschaftler, die Freundschaft androzentrisch verfasst haben“ (Arni, 2019, 28, Hervorhebung im Original). Die Freundschaftspraxis von Frauen war daher im Grunde schon immer politisch. Dies zeigt sich auch an der besonderen Rolle, die Frauenfreundschaften in den politischen Bewegungen der ersten und zweiten Frauenbewegung spielten (Levine, 1990; Lasser, 1988; Roseneil, 2006). Selbst heute können sie als Rückzugsraum vor dem Geschlechterverhältnis erlebt werden (Bachmann, 2014).

Sozialpsychologische Studien untersuchten in den 1970er und 1980er Jahren dann, inwiefern sich ‚Männer-‘ und ‚Frauenfreundschaften‘ voneinander unterscheiden lassen. In diesem Kontext entstand die These, dass Frauen eher aufeinander bezogen seien – weswegen ihre Freundschaften als „face-to-face“ gelten – während Männer sich gemeinsam auf etwas Drittes fokussierten – weshalb sie in der Freundschaft „side-by-side“ stünden (Wright, 1982). Frauen sprächen demnach vor allem über persönliche Probleme und unterstützten sich emotional, während Männer geteilte Interessen und gemeinsame Aktivitäten verfolgten (Caldwell und Peplau, 1982; Aukett et al., 1988; Auhagen, 1991; Johnson und Aries, 1983). Lange Zeit galt diese dichotome Charakterisierung von Männer- und Frauenfreundschaften als unbestrittene Wahrheit in der sozialwissenschaftlichen Literatur zu Freundschaft und Geschlecht. Entsprechend hat sich auch die Vorstellung von männlich und weiblich kodierten Stilen der Intimität entwickelt, versinnbildlicht in Formeln wie „blabbermouths and clams“ (Hacker, 1981) – auf Deutsch: Plappermäuler und Muscheln – oder „Frauen als Sozialnudeln, Männer als einsame Wölfe“ (Schütze und Lang, 1993, 213).

Inzwischen ist diese Gegenüberstellung von Männer- und Frauenfreundschaften in Zweifel gezogen worden. Walker (1994) zeigte etwa, dass die These, dass Männer in Freundschaften eher instrumentell auf etwas Drittes, Frauen hingegen emotional expressiv aufeinander bezogen seien, ein Stereotyp ist, welches sich in Erzählungen von Männern und Frauen über Freundschaft im Allgemeinen finden lässt, sich in ihren *tatsächlichen* Freundschaften jedoch nicht bestätigt. So zeigten die Männer in ihrer Studie mehr und die Frauen weniger Emotionen, als die „side-by-side“-vs.-„face-to-face“-These vermuten lässt. Selbst der ursprüngliche Autor der These, Paul H. Wright, relativierte seinen Befund kurze Zeit später. Er fand, dass Ähnlichkeiten zwischen beiden Gruppen überwogen und betonte viel mehr die Variation innerhalb beider Gruppen, wie zahlreiche andere Studien auch (Wright, 1988; Duck und Wright, 1993; Monsour, 1992). Auch neuere Untersuchungen zeigen, dass viele Menschen sich in ihren Erzählungen über Freundschaften auf geläufige Geschlechterschemata beriefen:

„Friendship represents a significant social relational arena for the enactment of cultural messages and beliefs regarding gender“ (Felmlee et al., 2012, 527).

Nichtsdestotrotz sind Geschlechterstereotype überaus wirkmächtig. Sie können etwa erklären, warum manche Studien signifikante Unterschiede in der Struktur und Anzahl der Freundschaften von Männern und Frauen finden, auch wenn diese oftmals nicht sehr groß sind (Caldwell und Peplau, 1982; Benenson, 1990; Schütze und Lang, 1993; Blieszner und Adams, 1992; Galupo und Gonzalez, 2013; Gillespie et al., 2015). Geschlechterstereotype haben nicht nur für Frauen negative Implikationen: Männer erleben im Lebensverlauf einen stärkeren Rückgang sozialer Kontakte (McPherson et al., 2006; Bhattacharya et al., 2016) und sind unzufriedener mit ihren Freundschaften als Frauen (Elkins und Peterson, 1993). Dies hat auch gesundheitliche Folgen: Durch ein erhöhtes Stresslevel sind Menschen mit mangelhafter Einbettung in soziale Netzwerke stärker gefährdet, von Krankheit betroffen zu sein (Adams und Allan, 1998; Wilkinson und Pickett, 2010; Orth-Gomér et al., 1993). Hegemoniale Männlichkeitsentwürfe, die Intimität und Fürsorglichkeit abwerten, schaden letztendlich also auch Männern. Dennoch ist die Reproduktion von Sexismus und Homophobie in homosozialen ‚Männerbünden‘ kein seltenes Phänomen (vgl. Smart, 2014; Flood, 2008; Butera, 2008; Sargent, 2013). Neuere Studien finden zwar verstärkt fürsorgliche Elemente im Sinne einer ‚caring masculinity‘ in Freundschaften zwischen Männern, doch erweisen sich diese Praktiken als limitiert, ambivalent und oftmals ausgerichtet auf ein ‚Impression Management‘, bei dem vor allem der Eindruck einer progressiven Männlichkeit erweckt werden soll (Stiehler, 2009; Goedecke, 2018; Elliott, 2016).

Aus theoretischer Perspektive ist das Verhältnis von Freundschaft und Geschlecht insbesondere von Blatterer (2015) in den Blick genommen worden. Für ihn stellt das heteronormative Geschlechterverhältnis eine zentrale Begrenzung der relationalen Freiheit von Freundschaften dar. Heteronormativität strukturiere die Interaktionen zwischen Menschen – und täte dies auf unterschiedliche Weise in Liebe und Freundschaft: „[I]n respect of ‚love‘ heterosociality is normative while homosociality is nonstandard; in respect of friendship, homosociality is normative, while heterosociality is nonstandard“ (Blatterer, 2015, 144). Obwohl Liebe und Freundschaft grundsätzlich ähnliche Vorstellungen von Intimität zugrunde lägen, seien in der Freundschaft gleichgeschlechtliche Beziehungen die Norm, während in der Liebe Heterosexualität als Maßstab gelte. Dies nennt Blatterer das „Love-Friendship-Paradox“ (Blatterer, 2015, 143). Es drücke sich in Prozessen der Kategorisierung, Stereotypisierung und präsumptiven Priorisierung aus: Zwei Menschen (vermuteten) unterschiedlichen Geschlechts würden zumeist für ein Paar, zwei Menschen desselben Geschlechts hingegen für befreundet gehalten – es sei denn, spezifische Hinweise oder der Kontext verwiesen auf Gegenteiliges. Für das Entstehen und die Aufrechterhaltung nicht-gleichgeschlechtlicher Freundschaften stelle dies erhebliche normative Barrieren dar.

Studien zu Freundschaften zwischen Männern und Frauen bestätigen die

These, dass es normative Barrieren für ungleichgeschlechtliche Freundschaft gibt (Booth und Hess, 1974; Adams, 1985; Swain, 1992). Strukturelle Veränderungen wie der verstärkte Zugang von Frauen zum Arbeitsmarkt und eine Enttraditionalisierung der Geschlechter- und Beziehungsverhältnisse haben zwar neue Gelegenheitsstrukturen für ungleichgeschlechtliche Freundschaften geschaffen. Und in der Tat haben Menschen, die in gemischtgeschlechtlichen Kontexten arbeiten oder zur Schule gehen, verstärkt ungleichgeschlechtliche Freundschaften (Kalmijn, 2002). Doch fehlt es den Einzelnen oft an klaren kulturellen Skripten für die Gestaltung der Beziehung (Werking, 1997; Monsour, 2002; Rubin, 1985; O'Meara, 1989; Reeder, 2017). Aus Angst vor Stigmatisierung würden z.B. verwitwete Frauen in den USA enge Freundschaften mit Männern meiden. Ihre Sorge: „People would talk“ (Adams, 1985). Auch in der Arbeitswelt gäbe es eine gläserne Trennwand („glass partition“), die Freundschaften zwischen Männern und Frauen verhindere – mit potenziell weitreichenden Folgen für die Karrieren von Frauen (Elsesser und Peplau, 2006). Insgesamt sind ungleichgeschlechtliche Freundschaften stärker verbreitet unter Menschen mit egalitären Einstellungen (Kalmijn, 2002; Bell, 1981) sowie bei Menschen mit höherem Bildungs- und Beschäftigungsgrad (Dickens und Perlman, 1981; Allan, 1989). Weitere Faktoren, wie Länderunterschiede, moderieren die Unterschiede zwischen den Geschlechtern (Bruckner und Knaup, 1993). Dies verdeutlicht, dass Freundschaften von kulturell variablen Konzepten und unterschiedlichen strukturellen Bedingungen, etwa der sozialstaatlichen Absicherung oder der durchschnittlichen Arbeitszeit, geprägt sind. Die meisten Studien fokussieren jedoch den US-amerikanischen Kontext; in Bezug auf Deutschland gibt es nur wenige Untersuchungen.

Im Binnenverhältnis ungleichgeschlechtlicher Freundschaften finden viele Studien ein Machtgefälle (O'Meara, 1989; Hacker, 1981; Sattel, 1976; Togno-li, 1980). Lipman-Blumen (1976) argumentiert, dass Frauen in homosozialen, männlich geprägten Gesellschaften eine Art Statusbeförderung durch die Assoziation mit Männern erfahren, im Austausch dafür aber von ihnen zu ihrem eigenen Stuserhalt benutzt werden: „Women, forced to seek resources from men, in turn become resources which men can use to further their own eminence in the homosocial world of men“ (Lipman-Blumen, 1976, 16). Rose (1985) vermutet, dass dies erklärt, warum es zu einer Ungleichverteilung von Sorge in ungleichgeschlechtlichen Freundschaften käme: „Perhaps the greater valuation of males and the status associated with their companionship mean that women will tolerate less acceptance and intimacy from men friends in return for the increased status they might acquire by having male friends“ (Rose, 1985, 72). Auch neuere Studien verdeutlichen solche Doppelstandards: So bewerteten Frauen wie Männer das Freundschaftsverhalten von Frauen kritischer als dasselbe Verhalten bei einem Mann und richteten insgesamt höhere Erwartungen an Frauen (Felmlee et al., 2012; Hall, 2011).

Dabei stellt Sexualität eine wichtige Herausforderung in (ungleichgeschlecht-

lichen) Freundschaften dar. Für O'Meara (1989) ist das Aushandeln der Bedeutung von Sexualität eine von vier zentralen Herausforderungen für ungleichgeschlechtliche Freundschaften, nebst dem Aushandeln von Geschlechterungleichheit, der Darstellung der Beziehung als authentisch gegenüber Außenstehenden und der Bestimmung der emotionalen Beziehung im Binnenverhältnis. Zahlreiche Autor_innen finden, dass Freundschaften zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts oft von sexuellen Spannungen gekennzeichnet seien und machen dafür dominante gesellschaftliche Vorstellungen verantwortlich, dass in ungleichgeschlechtlichen Beziehungen stets latentes erotisches oder romantisches Begehren zum Ausdruck käme (Halatsis und Christakis 2009, 920, Parker und de Vries 1993; s. auch Brain 1976). Hierzu müssen die Einzelnen sich verhalten, etwa indem sie ihre Beziehung als geschwisterlich rahmen (Reeder, 2000, 2017) oder mit dem Marker ‚nur befreundet‘ (Rubin, 1985; Werking, 1997) versehen und damit von sexuellen oder erotischen Beziehungen abgrenzen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Freundschaften in ein heteronormatives Geschlechterverhältnis eingelassen sind. Spätestens im Bürgertum entstand die Vorstellung, dass es sich bei Freundschaften um gleichgeschlechtliche, nicht-sexuelle Beziehungen der öffentlichen Sphäre handelt, die vor allem Männern zugänglich sind. Frauenfreundschaften wurden lange Zeit abgewertet und Männerfreundschaften gegenübergestellt. Empirische Studien zeigen, dass die tatsächlichen Unterschiede zwischen Männer- und Frauenfreundschaften geringer ausfallen als vermutet und vor allem auf kulturelle Vorstellungen von Geschlecht zurückgehen. Die daraus resultierende Vergeschlechtlichung von Intimität hat weitreichende Konsequenzen, etwa für Männer, die oftmals weniger intime und fürsorgliche Beziehungen pflegen, sowie für ungleichgeschlechtliche Freundschaften, die signifikanten normativen Barrieren begegnen und oft von einem Machtgefälle gekennzeichnet sind. Weil sie gegen die implizite Norm der Homosozialität verstoßen, sehen sich ungleichgeschlechtliche Freunde außerdem konstant unter Legitimierungsdruck, dem sie etwa begegnen, indem sie ihr Verhältnis explizit als nicht-sexuelle und nicht-romantische Beziehung markieren. Dies wirft schließlich die Frage auf, wie sich das Verhältnis von institutionalisierter Heterosexualität und Freundschaft näher beschreiben lässt, wenn hiermit eine sexuelle Orientierung aber auch ein „way of life“ (Jackson, 2006, 107) normalisiert werden, bei dem Paar- und Familienbeziehungen – und nicht Freundschaften – im Mittelpunkt stehen.

2.3 Queering the Social: Freundschaften als post-traditionelle Lebensweise

Eine Reihe an Autor_innen analysieren Freundschaften aus heteronormativitätskritischer Perspektive und betrachten sie als post-traditionelle Form der Intimität und „queere“ Lebensweise. Sie knüpfen damit an Foucault (1996)

und seine Idee von Freundschaft als Lebensweise an: Weil Freundschaften, im Vergleich zu Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen, freiwillig und nicht-institutionalisiert seien, könnten sie die ethische Basis einer neuen Lebensweise bilden, die Menschen verschiedener Gruppen zusammenbringe und neue Allianzen hervorbringe (Foucault, 1996).

Studien zu den Nahbeziehungen nicht-heterosexueller Menschen zeigen, dass alternative, auf Freundschaften basierende Unterstützungsnetzwerke schon seit langem von zentraler Bedeutung für LSBTIQs sind (Nardi, 1999). Diese Netzwerke werden oft als Wahlverwandtschaften („families of choice“) verstanden und von traditionellen, biologisch-genetischen Verwandtschaftsbeziehungen abgegrenzt (Weeks et al., 2001; Weston, 1997). Von der eigenen Herkunftsfamilie verstoßen, gesellschaftlich marginalisiert und ohne Zugang zu bürgerlichen Freiheiten, etwa die Möglichkeit, zu heiraten und Kinder zu bekommen, sahen sich viele LSBTIQs gezwungen, auf alternative Sorgegemeinschaften zurück zu greifen. Ihre grundlegende Verwundbarkeit durch die mangelnde rechtliche Absicherung gleichgeschlechtlicher Beziehungen wurde u.a. durch die Aids-Epidemie verschärft (Weeks et al., 2001, 18f.). Dabei ist die queere Wahlfamilie keine Kopie der heterosexuellen bürgerlichen Normalfamilie. vielmehr ist der Begriff der Familie als lose Metapher adoptiert worden (Nardi, 1999) und bezeichnet oft eine Mischung aus Mitgliedern der Herkunftsfamilie, (Ex-)Partner_innen und Freund_innen. Für manche Schwule und lesbische Frauen ist die Trennung zwischen Liebe und Freundschaft dabei schwammig und verändert sich mit der Zeit, sodass ehemalige Liebhaber_innen zu Freund_innen werden oder umgekehrt (Preston und Lowenthal, 1996). Im Anschluss an diese Erkenntnisse hat sich auch das internationale Forschungsfeld der Queer Kinship Studies entwickelt, das komplexe Formen des Familie- und Verwandtschaftsmachens, etwa mithilfe neuer reproduktionsmedizinischer Maßnahmen, in den Blick nimmt.

Eine wichtige Einsicht queertheoretischer Ansätze besteht nun darin, die Unterscheidung in Homo- und Heterosexualität nicht als Belang einer kleinen (homosexuellen) Minderheit aufzufassen, sondern als Frage von fortdauernder, maßgeblicher Wichtigkeit im Leben von Menschen quer durch das Spektrum der Sexualitäten (Sedgwick, 1990, 410). Das heteronormative Geschlechterverhältnis als umfassende gesellschaftliche Ordnung zu begreifen, erfordert, aus queertheoretischer Perspektive, Forschungsfragen von einem nicht-heteronormativen Standpunkt aus zu formulieren. Hieran anschließend argumentieren etwa Roseneil und Budgeon, dass wir ausgehend von der Zentralität von Freundschaften für nicht-heterosexuelle Menschen ihre Bedeutung für Heterosexuelle erkunden sollten (Roseneil, 2004). Dies sei eine Chance, Familie und Paarbeziehung in sozialwissenschaftlicher Forschung zu dezentrieren und Vorstellungen des Sozialen zu „queeren“ (Roseneil und Budgeon, 2004; Budgeon, 2006).

In ihrer Studie fanden Roseneil und Budgeon (2004), dass Menschen, die nicht in ko-residenten Partnerschaften lebten, ihre sexuellen Beziehungen in der

Tat oftmals dezentrierten zugunsten von Freundschaften und alternativen Formen, ihre Nahbeziehungen zu organisieren. So erzählten viele, wie sie aktiv versuchten, den ‚Fallstricken‘ einer Paarbeziehung zu widerstehen und sie nicht zur zentralsten Beziehung in ihrem Netzwerk werden zu lassen. Strategien hierfür waren etwa emotionale anstatt sexuelle Monogamie zu praktizieren, das Ablehnen des Zusammenwohnens mit Partner_innen und die Aufrechterhaltung von Fernbeziehungen (Budgeon, 2008). Aus Budgeons und Roseneils Sicht verweist dies auf die besondere Rolle, die Freundschaft als „queere“ Lebensweise spielt:

„[F]riendship (...) is a key relationship within post-traditional intimacy offering the opportunity to disrupt heteronormative institutions and contribute to the making of alternative life narratives.“ (Budgeon, 2006, 5.3)

Die Erfahrung, als „Single“ markiert zu werden, eröffne dabei einen Raum, von dem aus herkömmliche Vorstellungen von Intimität in heterosexuellen Liebesbeziehungen kritisiert und neue Möglichkeiten, die eigenen Nahbeziehungen zu organisieren, imaginiert und praktiziert werden können.

Auch Wilkinson (2014) nimmt in den Blick, wie Menschen ohne Partner_innen alternative, freundschaftsbasierte Vorstellungen von Intimität und Zuhause jenseits traditioneller Paar- und Familienbeziehungen gestalten. Entgegen geläufiger Vorstellungen seien die von ihr befragten Singles nicht einsam und würden durch ihre Lebensweise oftmals traditionelle Beziehungsmodelle in Frage stellen: „[C]ertain forms of singleness could be seen to disrupt understandings of home founded upon a heteronormative notion of ‚reproductive temporality““ (Wilkinson, 2014, 2463). Wie Halberstam (2005) in *In a Queer Time and Place* argumentiert, besitzt Heteronormativität schließlich eine zeitliche Dimension, die ein sukzessives Abschreiten der Stationen „birth, marriage, reproduction and death“ (2) vorsieht, und eine räumliche Dimension, die sich etwa in der Architektur privater Wohnräume zeigt, die bestimmte Paar- und Familienmodelle normalisiert (s. auch Hubbard, 2011; Johnston und Longhurst, 2009). Mit diesen Vorstellungen brechen Menschen, die dauerhaft und willentlich ohne Partnerschaft leben. Wilkinson betrachtet ‚Singles‘ daher auch als potenziell „queere“ Subjekte.

Freundschaften als post-traditionelle, alternative Lebensweisen werden auch in der Literatur zu Queer Kinship und Elternschaft jenseits der heterosexuellen Normalfamilie verhandelt. Insbesondere im Kontext von Co-Parenting organisieren Menschen zusammen elterliche Fürsorge, ohne eine Liebes- oder Paarbeziehung zu führen. Freundschaft als Basis von Familie und Elternschaft spielt dabei oft eine zentrale Rolle (Wimbauer, 2021). In diesem Kontext ist daher auch von ‚freundschaftszentrierten‘ Lebensformen und Lebensweisen die Rede, wenn Menschen sich bewusst entscheiden, Sorge füreinander sowie für ein Kind in freundschaftlichen anstatt in romantischen, sexuellen oder verwandtschaftlichen Beziehungen zu organisieren (Schobin, 2011; Kruppa, 2020).

Die meisten dieser Studien gehen implizit davon aus, dass sich Freundschaften von romantischen und sexuellen Beziehungen unterscheiden lassen. Doch sexuelle Praktiken in freundschaftlichen Beziehungen sind längst kein striktes Tabu mehr. Seit den 2000er Jahren genießt etwa das Beziehungskonzept der „Polyamorie“, bei dem intime, sexuelle oder romantische Beziehungen zu mehreren Menschen gleichzeitig eingegangen werden können, verstärktes gesellschaftliches Interesse (Pieper und Bauer, 2005; Mayer, 2021; Burkart, 2017, 270). Dabei wird die (weitaus ältere) feministische Kritik an der monogamen, heterosexuellen Partnerschaft aufgegriffen (vgl. Firestone, 1970; De Beauvoir, 2009), die Ablehnung herkömmlicher Beziehungskategorien und -bezeichnungen jedoch zur Lebensform erhoben. Außerdem sind mit der verstärkten Normalisierung queerer Praktiken auch lose sexuelle Beziehungen („Friends with benefits“) im heterosexuellen Mainstream angekommen (Bisson und Levine, 2009; Afifi und Faulkner, 2000; Schobin et al., 2016c, 188ff). Allerdings kann bezweifelt werden, ob es sich bei diesen Beziehungen tatsächlich um Freundschaften im dargelegten Sinne handelt. Laut Wade und Heldman (2012) fänden unverbindliche sexuelle Beziehungen oft im Kontext einer heterosexistischen Hookup-Kultur statt, die männliche Gewalt zunehmend normalisiere und Frauen unter Druck setze, männlichen Erwartungen zu entsprechen. Blatterer (2015) argumentiert daher, dass sexuelle intime Freundschaften sehr wohl möglich sind, aber ihre Häufigkeit gemeinhin überschätzt werde, weil es sich bei „Friends with benefits“-Beziehungen de facto meist um instrumentelle Kontakte handle. Nichtsdestotrotz wirft diese Forschungsliteratur die wichtige Frage auf, ob sexuelles Begehren und sexuelle Praktiken wirklich a priori als Ausschlusskriterium zur Unterscheidung von Partnerschaft und Freundschaft verwendet werden können.

Die Literatur zu Freundschaft als post-traditioneller queerer Lebensweise macht deutlich, dass sich heteronormative Geschlechterverhältnisse wandeln – mit potenziell weitreichenden Konsequenzen für Freundschaften. Der Wandel heteronormativ verfasster gesellschaftlicher Verhältnisse hängt u.a. mit der Prekarisierung des fordistischen Produktionssystems und den damit verknüpften Arbeitsbedingungen zusammen. So werden mit dem Brüchigwerden des Ernährermodells etwa Männlichkeitsentwürfe prekär, die in der Industriegesellschaft eng an Erwerbsarbeit gekoppelt waren (Lengersdorf und Meuser, 2010) – ebenso wie das darauf basierende Modell der Normalfamilie. Die Verunsicherung von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen müssen dabei in ihrem Wechselverhältnis analysiert werden: „Die Prekarisierung von Heteronormativität und die Prekarisierung von Erwerbsarbeit erscheinen nicht mehr als zwei getrennte Phänomene, sondern bedingen und beeinflussen sich wechselseitig“ (Woltersdorff, 2010, 231). Nicht zuletzt muss daher auch die Bedeutung von sich wandelndem Arbeitsverhältnissen in einer Untersuchung von Freundschaften berücksichtigt werden.

Eine Reihe soziologischer Studien nimmt Praktiken und Konzepte von

Freundschaft vor dem Hintergrund der Prekarisierung, Entgrenzung und Subjektivierung von Erwerbsarbeit in den Blick (Alleweldt, 2013; Flick, 2013; Marquardsen, 2012; Schobin, 2013). So zeigte Flick (2013) in ihrer Studie zu den Selbstsorge-Praktiken von Beschäftigten im Finanzdienstleistungssektor, dass gesteigerte berufliche Planungsanforderungen zu einem starken Wunsch nach Kontingenzerfahrungen führten. Die von ihr interviewten Angestellten sehnten sich nach dem Gefühl, unverplant zu sein – und suchten dieses im Zusammenleben als Paar, da dort die Freizeit, im Gegensatz zu anderen Nahbeziehungen (wie Freundschaften), nicht auch noch geplant und organisiert werden müsse. So käme es neben einer verstärkten Orientierung an Paarbeziehungen, gleichzeitig auch zu einer „Sehnsucht nach Freundschaft“ (Flick, 2013, 297), weil weder Arbeitsalltag noch routiniertes Paarleben dieses Bedürfnis am Ende erfüllten. Freundschaften, so Flicks abschließende Vermutung, könnten daher „zum Dreh- und Angelpunkt zukünftiger Selbstsorge werden“ (301). Alleweldt (2013) untersucht in in ihrer Studie die Bedeutung und Funktion von Frauenfreundschaften in verschiedenen Berufsgruppen. Auch hier klagten die Interviewten der statushöheren Gruppen über Zeitmangel und den zur „Inganghaltung der Freundschaftsmaschinerie“ (152) notwendigen Organisationszwang, der mit ähnlichem Stress verbunden wird wie die Erwerbsarbeit. Auch Pedersen und Lewis (2012) nahmen in den Blick, wie Angestellte angesichts veränderter Anforderungen aus der Arbeitswelt Zeit für Freundschaften schaffen. Zu ihren wichtigsten Strategien gehörte das Verwischen der Grenzen zwischen Familie und Freundschaft, auf der einen und Arbeit und Freundschaft auf der anderen Seite.

Aus der umfassenden Betrachtung der Vergeschlechtlichung und Sexualisierung von Klassenverhältnissen, wird deutlich, dass diese Prozesse sich auf ambivalente Weise wandeln. Einerseits gewinnen Freundschaften als alternative Lebensweise mit dem Aufbrechen traditioneller Paar- und Familienmodelle an Bedeutung, andererseits bleibt die Paar-Form und insbesondere das Modell der Kohabitation ein zentrales Ordnungsprinzip von Intimität (Gabb und Fink, 2017; Ketokivi, 2012). Auch aktuelle Gleichstellungstendenzen, wie etwa die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare, orientieren sich weiterhin an diesem Modell und darauf basierenden Familienformen. Aus dieser Perspektive hat das bürgerliche Familienmodell keineswegs an Relevanz verloren.

Diese Veränderungen können daher auch als Verschiebung innerhalb heteronormativ verfasster Verhältnisse verstanden werden, anstatt als ihre grundlegende Prekarisierung. Seidman (2005) argumentiert, dass mit der zunehmenden Normalisierung von Homosexualität eine verstärkte Normierung der Paarbeziehung und der damit assoziierten Lebensweisen einhergeht. Dabei ist die frühere Gegenüberstellung vom ‚anständigen‘ Heterosexuellen und dem ‚schmutzigen‘ Homosexuellen abgelöst worden von einer neuen Dichotomie zwischen ‚gutem‘ oder ‚schlechtem‘ sexuellen Bürger:

„[G]ay normalization (...) is accompanied by a sexual ethic that legiti-

mates sex—for both heterosexuals and homosexuals—exclusively in intimate, preferably love-based, monogamous, preferably marital-type relationships.“ (Seidman, 2005, 58)

Gute sexuelle Bürger sind dieser Perspektive zufolge solche, die Sex ausschließlich in ehe-ähnlichen, monogamen, auf romantischer Liebe basierenden Paar- und Familienbeziehungen praktizieren (selbst wenn sie auf eine Heirat verzichten). Allein ihnen werden in kapitalistischen, nationalstaatlich verfassten Gesellschaften volle Bürgerrechte zuteil. Solche Verschiebungen werfen die Frage auf, ob sich das Modell einer nicht-sexuellen, nicht-romantischen Freundschaft nicht vielmehr in bestehende Geschlechter- und Klassenverhältnisse einreicht, als sie grundsätzlich in Frage zu stellen.¹⁸

Diese beschriebenen Verschiebungen in der heteronormativen Ordnung finden sich verstärkt (wenn auch nicht ausschließlich) im Milieu der „neuen Mitte“. Ihr gehören vor allem Menschen mit hohem kulturellen und mittlerem ökonomischem Kapital an, die zumeist in professionellen Wissens- und Kulturberufen arbeiten, oft (aber nicht immer) im urbanen Raum leben und an Werten wie Authentizität, Kreativität und Autonomie orientiert sind (vgl. Vester et al., 2011). Reckwitz zufolge kann diese neue, akademisch gebildete Mitte als Schlüsselmilieu der Spätmoderne betrachtet werden. Da ihre Mitglieder oft wichtige Stellungen in verschiedenen Bereichen innehaben, prägen sie maßgeblich die Lebensführung und Konsumpräferenzen anderer Teilen der Gesellschaft (Reckwitz, 2017). Die diskursive Zentralität dieser „neuen Mitte“ im frühen 21. Jahrhundert wird daher auch mit der Bedeutung der Arbeiterklasse im vorherigen Jahrhundert verglichen und als Ausdruck tiefgreifender sozialer Veränderungen und einer konsumkapitalistischen Ideologie verstanden (Therborn, 2020).¹⁹ Aufgrund seiner kulturellen Strahlkraft in andere Teile der Gesellschaft scheint dieses Milieu ein guter Ausgangspunkt, um die Herstellung von Freundschaften im Kontext einer sich wandelnden heteronormativen Ordnung in den Blick zu nehmen.

Freundschaften werden aus unterschiedlichen Perspektiven als post-traditionelle und potenziell „queere“ Lebensweise jenseits der heterosexuellen Normalfamilie beschrieben. Menschen, die keine Partnerschaft führen, allein leben oder mit Freund_innen zusammen Kinder groß ziehen, widersetzen sich

18 Fraglos ist diskutabel, wie hilfreich der Begriff „Heteronormativität“ angesichts dieser Veränderungen ist, wenn die Dichotomie von Homo- und Heterosexualität an Relevanz verliert. Einige Autor_innen plädieren daher für weiter gefasste Begrifflichkeiten, wie etwa Respektabilität, um die Vergeschlechtlichung und Sexualisierung von Klassenverhältnissen zu fassen (Skeggs, 2002; Woltersdorff, 2010). Gemeint sind diejenigen Lebensweisen, die je nach Ort, Klasse, Race usw. als ‚angemessen‘ gelten.

19 Unklar ist, inwiefern die vielzitierte Debatte um die Krise der Mittelschicht, etwa aufgrund verstärkter Ängste vor Arbeitslosigkeit und sozialem Abstieg, sozialen Spaltungen und wachsender Einkommensungleichheit, nur auf die stärker materiell abgesicherte alte Mittelschicht zutrifft oder auch das Milieu der „neuen Mitte“ tangiert.

gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen, die Paar- und Familienbeziehungen privilegieren. Innerhalb der diskutierten Literatur werden Freundschaften meist als nicht-sexuelle, nicht-romantische Beziehung aufgegriffen und von Paar- und Familienbeziehungen unterschieden. Doch gleichzeitig ist sexuelles und romantisches Begehren in freundschaftlichen Beziehungen längst kein striktes Tabu mehr. Dies wirft die Frage auf, wie Freundschaften angesichts ambivalenter Veränderungen in heteronormativ verfassten gesellschaftlichen Verhältnissen überhaupt konzeptualisiert werden können, wenn Sexualität kein Alleinstellungsmerkmal der romantischen Liebe mehr darstellt. Dem Milieu der „neuen Mitte“ kommt in meiner Untersuchung eine wichtige Rolle zu, weil sich hier eine verstärkte Orientierung an post-traditionellen Werten findet.

2.4 Zusammenfassung und Forschungsfragen

Wie dargelegt, verstehe ich Freundschaft nicht als etwas, das man hat, sondern als etwas, das man tut. Im Anschluss an das Konzept des „Doing Gender“ (West und Zimmerman, 1987) und dessen Ausweitung auf Familien (Jurczyk, 2014; Jurczyk et al., 2014), Paarbeziehungen (Wimbauer und Motakef, 2017b,a), Anerkennung und Ungleichheit (Wimbauer, 2012; Rusconi und Wimbauer, 2013) nehme ich Freundschaften aus interaktionistischer Perspektive als Herstellungsleistung in den Blick. Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag zur Theoretisierung dieser Praktiken im Sinne eines „Doing Friendship“ liefern.

Um die Konzepte in den Blick nehmen zu können, die bei der Herstellung von Freundschaft angewendet und aktualisiert werden, habe ich im Anschluss an Kracauer (1971) und Blatterer (2015) eine differenzierende Perspektive eingenommen, die an alltägliche Unterscheidungen anknüpft. Dabei habe ich Freundschaften von unpersönlichen Beziehungen abgegrenzt und mittels der Konzepte „Intimität“ und „Generativität“ näher bestimmt. Dies hat den Fokus der empirischen Untersuchung auf enge, dyadische Freundschaften gelenkt, die ich als besonders typische Instanzen eines allgemeinen Phänomens begreife. Auf der anderen Seite habe ich Freundschaften von anderen persönlichen Beziehungen, insbesondere Paar- und Familienbeziehungen, unterschieden. Im Anschluss an Luhmann (1984) habe ich Freundschaft analog zur romantischen Liebe als kulturelle Semantik gefasst, die gesellschaftlichem Wandel unterliegt. Dies eröffnet die überaus wichtige Frage, inwiefern Semantik und Praxis sich voneinander unterscheiden.

Auch wenn Freundschaft und Liebe ähnliche Vorstellungen von Intimität zugrunde liegen, haben beide Semantiken sich spätestens im Zeitalter der Romantik entzweit: Während die Liebe zu einem totalen System wurde, das umfassend institutionalisiert und abgesichert ist, ist die Freundschaftssemantik von Partialinklusion und einer geringfügigeren Institutionalisierung gekennzeichnet. Hieraus resultieren, wie Blatterer (2015), Foucault (1996) und andere argumentieren, gewisse Freiheiten: Freundschaften sind nicht durch klare, sozial definierte Zwecke oder

Funktionen vorstrukturiert. Als freiwillige Beziehungen außerhalb rechtlich regulierter Institutionen orientieren sie sich an den höchst-individuellen Bedürfnissen der befreundeten Personen. Die Befreundeten etablieren oft eigene Werte, Praktiken und Codes, weil sie nicht im selben Maße auf vorhandene kulturelle Skripte zurückgreifen können, wie in Liebesbeziehungen. Eine besondere Bedeutung spielen dabei ambivalente Veränderungen von romantischer zu partnerschaftlicher Liebe. Hierbei werden Freundschaften aufgewertet – ja das Beziehungsleitbild der Liebe selbst wird dem der Freundschaft womöglich ähnlicher. Wie romantische, partnerschaftliche und freundschaftliche Intimität sich genau zueinander verhalten, gilt es auf Basis empirischer Daten zu untersuchen.

Die Abgrenzung von unpersönlichen Beziehungen, auf der einen, und von romantisch geprägten persönlichen Beziehungen, auf der anderen Seite, ist mit Blumer (1954) als sensibilisierendes Konzept zu verstehen. Ich wende mich damit ab von einer gängigen sozialwissenschaftlichen Herangehensweise, die Freundschaft als definitionswürdiges Phänomen betrachtet. Wie eingangs dargelegt erweisen sich sowohl enge als auch breite definitonische Herangehensweise als unzulänglich, um an ein intuitives, alltägliches Verständnis von Freundschaft anzuknüpfen und das Phänomen in seiner Heterogenität zu verstehen. Als gesellschaftliche Semantik lässt sich Freundschaft nicht trennscharf von anderen Beziehungsformen abgrenzen. Vielmehr interessieren in der vorliegenden Arbeit die Überlappungen und Unterschiede zu anderen Semantiken, die inneren Widersprüche und Gleichzeitigkeiten innerhalb der Semantik der Freundschaft, sowie deren gesellschaftliche Bedingungen, Implikationen und Veränderungen. Daher habe ich, trotz der Abgrenzung von romantischer Liebe und Freundschaft, darauf verzichtet, den Fokus auf nicht-sexuelle oder nicht-verwandtschaftliche Freundschaften zu begrenzen. Stattdessen analysiere ich, inwiefern solche Unterscheidungen in den Erzählungen und Praktiken der Interviewten relevant gemacht werden.

Handeln bedeutet stets, sich auf einen vorliegenden Entwurf zu beziehen. Soziales Handeln folgt impliziten Regeln (Schütz, 1972a, 12). So auch in einer Freundschaft: Egal wie mangelhaft institutionalisiert Freundschaften als Beziehungsform sein mögen, so gibt es doch gewisse (wenn auch lose) kulturell geteilte Vorstellungen davon, was eine Freundschaft ausmacht. Auf diese Vorstellungen greifen die Einzelnen in ihren Praktiken zur Herstellung konkreter Freundschaften zurück. In der vorliegenden Arbeit erschließe ich diesen Prozess mittels eines interpretativen Zugangs. Dabei betrachte ich die Konzepte und Praktiken von Freundschaft als eingebettet in einen gesellschaftlichen Kontext. Ich knüpfe damit an andere soziologische Perspektiven auf Freundschaft an:

„[F]riendships do not operate in some abstract, decontextualised world (...) they are constructed – developed, modified, sustained, and ended – by individuals acting in contextualised settings (...) these contexts impinge directly on the emergent construction of the relationships, shaping the behaviour and under-

standings of the friends in myriad ways, some obvious and some more subtle.“
(Adams und Allan, 1998, 3)

Dieser Perspektive folgend steht das Verhältnis von Freundschaften und ihrem gesellschaftlichen Kontext im Fokus der vorliegenden Arbeit. Die Abgrenzung von der romantischen Liebe, die geschlechterdifferenzierend im Modell der bürgerlichen Normalfamilie realisiert wird, wirft die Frage auf, ob Freundschaften im Unterschied zur Liebe weniger stark von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen geprägt sein könnten. Die Betrachtung von Freundschaft aus geschlechtersoziologischer, queertheoretischer und arbeitssoziologischer Perspektive ist daher eine notwendige Konsequenz der bisherigen begrifflichen Annäherung. Prozesse der Vergeschlechtlichung und Sexualisierung sind mit der (Re-)Produktionsweise und der Organisation der Arbeit ebenso verbunden wie etwa Prozesse der Rassifizierung sowie andere Formen der Deklassierung (Woltersdorff, 2010).

Ich verstehe Freundschaften als eingebettet in ein heteronormativ verfasstes Geschlechterverhältnis. Im Anschluss an materialistische Perspektiven begreife ich Geschlecht als gesellschaftliches Verhältnis zwischen den sozial differenzierten Gruppen ‚Männern‘ und ‚Frauen‘, welches systematisch mit dem Klassenverhältnis verschränkt und an die bürgerliche Sphärentrennung gebunden ist. Wie feministische Marxist_innen in den 1960er und 70er Jahren argumentierten, gewährleisten Frauen in stabilen, heterosexuellen Paarbeziehungen besonders effizient die unentlohnte Reproduktion zukünftiger Arbeiter_innen sowie der männlichen Arbeitskraft (Federici, 1975; Barrett, 1983; Hartmann, 1979). Paar- und Heteronormativität gehören daher als passgerechte Ideologie zum Geschlechterverhältnis. Ich verstehe das heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis als sozial konstruiert – aber dadurch keineswegs als weniger ‚real‘ (s. Abschnitt 2.3.1). Im Anschluss an Haslanger (2012) verknüpfe ich einen materiell fundierten, ontologischen Realismus in Bezug auf Geschlecht mit einer sozialkonstruktionistischen Perspektive. Empirisch untersuche ich Geschlecht aus einer „Doing Gender“-Perspektive, die sich als Heuristik eignet, um die Herstellung von Geschlecht in Interaktionen nachzuvollziehen.

Hieraus ergeben sich verschiedene Implikationen und offene Fragen für eine Erforschung von Freundschaften. Auf der einen Seite sind Freundschaften, abstrakt gesehen, weniger stark durch die im Geschlechterverhältnis angelegte (Re-)Produktionsweise der Gesellschaft gekennzeichnet als Paarbeziehungen. Auf der anderen Seite zeigt sozialwissenschaftliche und historische Forschung, dass Beziehungsmuster und Intimitätsstile stark vergeschlechtlicht sind, mit weitreichenden Implikationen für Freundschaften. Freundschaftsbildung und Freundschaftsführung unterscheiden sich entlang der Geschlechterdifferenz und sind von Normen und Institutionen geprägt, die mit dem Geschlechterverhältnis verknüpft sind. Zahlreiche Studien nehmen das Verhältnis von Geschlecht jedoch aus positivistischer Perspektive mit quantitativen Methoden in den Blick; sie können zwar Geschlechterunterschiede in Freundschaften aufzeigen, jedoch

nicht die Mechanismen erklären, die für ihre Entstehung ursächlich sind und wie diese erlebt, gedeutet und verhandelt werden.

Auch wenn heteronormativ verfasste gesellschaftliche Verhältnisse im Wandel sind, kann kaum von ihrem grundsätzlichen Aufbrechen die Rede sein. Freundschaften als post-traditionelle Lebensweise, wie sie seit langem von Bedeutung in LSBTIQ-Communities sind, gewinnen einerseits angesichts der Pluralisierung und Enttraditionalisierung der Lebensformen an Bedeutung. Andererseits besitzt das Modell der bürgerlichen Paar- und Familienbeziehung im Neoliberalismus weiterhin gesellschaftliche Strahlkraft und umfassende rechtliche Absicherung. Und schließlich entfällt Sexualität als klares Unterscheidungsmerkmal zwischen Paar- und Freundschaftsbeziehungen, weil Sexualität in freundschaftlichen Beziehungen längst kein Tabu mehr ist. Was hieraus für Freundschaften folgt, wie sie zu konzeptualisieren sind und wie sie angesichts dieser ambivalenten Veränderungen gedeutet und gelebt werden, ist unklar und gilt es zu erforschen.

Freundschaften zwischen Erwachsenen, insbesondere in der ‚Rush Hour des Lebens‘, sollten dabei von besonderem Interesse sein. Im Anschluss an die (berufliche) Ausbildung im jungen Erwachsenenalter ist diese Lebensphase meist geprägt von Notwendigkeiten und Normen hinsichtlich des Berufseinstiegs, der Partnerschaft und der Familiengründung. Auch Menschen, die sich dieser zeitlichen Logik von Heteronormativität entziehen wollen, müssen sich in irgendeiner Weise zu den damit verknüpften Erwartungen verhalten. Es ist zu erwarten, dass Freundschaften in dieser Zeit zunehmend in Konflikt geraten mit externen Anforderungen und dies neue Strategien und Deutungen auf Seiten der Einzelnen erfordert.

Als besonders relevant für die Erforschung von Freundschaften vor dem Hintergrund sich wandelnder, heteronormativ verfasster gesellschaftlicher Verhältnisse erweist sich das Milieu der „neuen Mitte“. Es scheint naheliegend, dass ein Wandel der Bedeutung von Freundschaften sich zuvörderst unter hochgebildeten Menschen im urbanen Raum zeigt, die an post-traditionellen Werten orientiert sind. Außerdem nehmen sie möglicherweise eine Schlüsselfunktion ein, da sie entscheidend die Konsum- und Lebensstile breiter Bevölkerungsschichten prägen und folglich als „Leitmilieu der Spätmoderne“ (Reckwitz, 2017, 9) betrachtet werden können. Es scheint naheliegend, dass Freundschaften in diesem Milieu auch im Erwachsenenalter noch eine besondere Bedeutung als Ort der Selbstverwirklichung besitzen und dennoch in einem Spannungsverhältnis zu den strukturellen Existenzbedingungen dieses Milieus stehen, die von flexibilisierten Arbeitsmärkten, gesteigerten Mobilitäts-, Reflexions- und Optimierungserwartungen, sowie existenziellen Abstiegsängsten gekennzeichnet sind.

Im Anschluss an die dargelegte Argumentation sollen die Forschungsfragen, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen, noch einmal rekapituliert und differenziert werden. Erstens soll erforscht werden, wie Menschen in der „neuen Mitte“ im mittleren Erwachsenenalter enge Zweierfreundschaften herstellen, d.h. wie

sie diese Beziehungen knüpfen, aufrecht erhalten, gestalten, modifizieren, erleben und als solche deuten. Die vorliegende Arbeit liefert damit einen grundlagentheoretischen Beitrag, der Freundschaft als gesellschaftliche Semantik begreift und die Herstellung dieser Semantik interaktionstheoretisch im Sinne eines „Doing Friendship“ konzeptualisiert. Sie knüpft außerdem an die Frage an, inwiefern sich Freundschaft als (mangelhaft) institutionalisiert beschreiben lässt, indem sie in den Blick nimmt, inwiefern es allgemeine, beziehungsübergreifende Handlungsnormen gibt und in welchem Verhältnis diese zu den höchst-individualisierten, beziehungsimmanenten Codes, Praktiken und Werten stehen.

Zweitens soll dabei die Einbettung von Freundschaften in ein materiell fundiertes, heteronormativ verfasstes Geschlechterverhältnis berücksichtigt werden. Es geht einerseits darum, zu untersuchen, ob sich je nach Geschlecht und Geschlechterkonstellation unterschiedliche Praktiken, Bedeutungen und Funktionen von Freundschaft zeigen. Im Fokus stehen zunächst ungleichgeschlechtliche Freundschaften, die normativen Barrieren begegnen und diese in ihrer Freundschaftspraxis verhandeln müssen. Dieser Fokus wird jedoch ausgeweitet und durch die Untersuchung anderer Konstellationen ergänzt. Auch hier soll grundlagentheoretisch der Zusammenhang von Freundschaft und Geschlechterverhältnis in den Blick genommen werden. Die Arbeit fragt daher, inwiefern die Herstellung von Freundschaft grundsätzlich mit der des Geschlechterverhältnisses verwoben ist und ob dementsprechend bereits die Konzepte und Bedeutungen von Freundschaft in einer Art und Weise vergeschlechtlicht und (ent-)sexualisiert sind, die über bloße Geschlechterunterschiede in Freundschaftspraktiken hinausgeht.

Damit nimmt die Arbeit das komplexe Zusammenspiel von individuellem ‚Wollen‘, sozialem ‚Sollen‘ und strukturell bedingtem ‚Können‘ hinsichtlich der Herstellung und Gestaltung von Freundschaft in den Blick. Wie die sozialwissenschaftliche Forschungsliteratur nahelegt, haben Freundschaften eine ambivalente Position zwischen gesellschaftlichen Ungleichheits- und Machtverhältnissen, auf der einen Seite, und Möglichkeiten für individuelle Selbstbestimmung und gesellschaftliche Veränderungen auf der anderen Seite:

„While friendship is never outside the relations of power which shape the social world, neither is it (sic) ever fundamentally contained or defined by the core social institutions of family, work, and nation.“ (Roseneil, 2006, 323)

Diese Ambivalenz bezieht die vorliegende Arbeit mit ein. Welche subjektiven Deutungen, Einstellungen, Beziehungsleitbilder und Lebenskonzepte lassen sich auf der Ebene der Subjekte rekonstruieren? Welche institutionell und intersubjektiv abgesicherten Normen und Vorgaben bedingen ihr Handeln und Denken? Und welche Möglichkeiten eröffnen und verschränken ihnen gesellschaftliche Institutionen und materiellen Strukturen dabei? Kurz: Was sollen, wollen und können die Einzelnen in Freundschaften suchen – und finden?

3.1 Sozialtheoretische Annahmen

Zunächst erläutere ich meine sozialtheoretischen Grundannahmen. Sie haben meine Herangehensweise und die Wahl des Forschungsstils maßgeblich geprägt. Ich verorte meine Arbeit dabei im *interpretativen Paradigma*, insbesondere in der Forschungstradition des *Pragmatismus* und des *symbolischen Interaktionismus*. Um die Bedeutung dieser Strömungen für meine Arbeit zu erläutern, muss ich ein wenig ausholen und auf ihren ideengeschichtlichen Kontext eingehen, ehe ich mit den Prämissen des symbolischen Interaktionismus nach Blumer (1981) und der *Situationsdefinition* zentrale Konzepte darlege und Implikationen für meine Herangehensweise ableite.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wandten sich die Philosophen des US-amerikanischen *Pragmatismus* – darunter Charles S. Peirce (1839–1914), William James (1842–1910) und John Dewey (1859–1952) – gegen die Trennung zwischen einer (niederen) körperlichen Welt und einem (höheren, dahinterliegenden) geistlichen Bewusstsein (Schubert und Klein, 2020; Keller, 2012). Eine solche dichotome Gegenüberstellung von Welt und Geist war lange eine Grundprämisse der neuzeitlichen westlichen Philosophie gewesen – wie etwa in René Descartes „Cogito, ergo sum“ (Joas und Knöbl, 2004, 186f.). Die Pragmatisten brachen nun mit dieser Vorstellung und verorteten menschliches Denken hingegen in konkreten Handlungssituationen:

„Die Pragmatisten argumentierten, dass der Geist, das Bewusstsein, das Denken etc. ohne das Handeln überhaupt nicht gedacht werden könnten. Oder anders formuliert: Denken entsteht erst in problematischen Handlungssituationen, Denken und Handeln sind unmittelbar aufeinander bezogen.“ (Joas und Knöbl, 2004, 188)

Das Entscheidende am menschlichen Handeln war für die Pragmatisten also die Fähigkeit, unter Rückgriff auf Wissensbestände Sinn zu erzeugen und zu verarbeiten – und entsprechend sinnhaft zu handeln. Sie verstanden Handeln und Deuten im Sinne eines Henne-Ei-Problem, bei dem die Ereignisse sich wechselseitig bedingen: Keines war zuerst da, beide müssen zusammen gedacht werden.

Diverse Ansätze der qualitativen Sozialforschung knüpfen an diese grundlegende Einsicht an und versuchen, soziales Handeln deutend – d.h. durch die Interpretation des intersubjektiv geteilten Sinns – zu verstehen. Sie werden daher auch als *interpretativ* bezeichnet.

George H. Mead (1863–1931) und Herbert Blumer (1900–1987) elaborierten später an der *Chicago School of Sociology* die Einsichten der Pragmatisten in soziologischen Theorien des Handelns. Mead (1973) betonte dabei den Prozess der Reizwahrnehmung, der immer eine aktive Interpretationsleistung und somit den Gebrauch von ‚signifikanten Symbolen‘ – Zeichen, die eine über sich selbst hinausweisende Bedeutung tragen – voraussetzt (Keller, 2012, 92). In den 1930er Jahren prägte Blumer schließlich den Begriff des *symbolischen Interaktionismus* in einem Handbuchartikel. Im Anschluss an Mead entwickelte er eine Theorie der Interaktion und der interaktiven Verkettung von Deutungs- und Handlungszusammenhängen, die menschliches Handeln nicht in Isolation sondern in intersubjektiven Zusammenhängen betrachtet (Joas und Knöbl 2004, 193; Keller 2012, 112f.) Ähnlich wie Mead schrieb er dem menschlichen Zeichen- und Symbolgebrauch eine zentrale Rolle zu. Blumer formulierte drei Prämissen des symbolischen Interaktionismus:

„Die erste Prämisse besagt, daß Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. (...) Die zweite Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden.“ (Blumer, 1981, 81)

Für Blumer sind „Dinge“ nicht nur materielle Objekte, sondern alles, „was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag“ (Blumer, 1981, 81) – darunter auch Institutionen, Leitbilder, Handlungen anderer Personen, konkrete Situationen oder „Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde“ (Blumer, 1981, 81). Die Kategorie Freundschaft ist aus dieser Perspektive also keinesfalls naturgegeben, ein ahistorisches Datum der Menschheit, ebenso wenig wie die Kategorien ‚Mann‘ und ‚Frau‘. Ihre Bedeutung ergibt sich erst aus sozialen Interaktionen, in denen wir ihnen spezifische Bedeutungen zuweisen.²⁰ Freilich haben sich in einer bestehenden Gesellschaft zahlreiche Bedeutungen in historischen Prozessen bereits herausgebildet und müssen nicht immer wieder aufs Neue ausgehandelt werden. Deshalb besagt die dritte Prämisse, dass wir uns immer schon auf bereits konstituierte ‚Dinge‘ beziehen und ihre bisherige Bedeutung bestätigen, verändern oder ablehnen können. Nichtsdestotrotz finden in unserem Alltag perma-

20 Soziale Interaktionen sind hier in einem weiten Sinne zu verstehen, als Handlungen, in denen sich (mindestens) zwei Subjekte aufeinander beziehen (Maiwald und Sürig, 2018, 9f.)

nent Aushandlungen über Bedeutungen statt, z.B. wenn ein Paar darüber streitet, wer die Wäsche wäscht (Kaufmann, 1994, cf.) – oder zwei Freund_innen diskutieren, wer sich bei wem hätte melden sollen.

Von den ebenfalls in Chicago tätigen Soziologen Florian Znaniecki (1882–1958), William I. Thomas (1863–1947) und Dorothy S. Thomas (1899–1977) stammt das Konzept der *Situationsdefinition*. Dieses – auch als Thomas-Theorem bekannte – Konzept besagt, dass menschliches Handeln stets als routinierte oder kreative Auseinandersetzung mit einer Situation zu verstehen ist, die zu allererst von den beteiligten Akteuren definiert werden muss (Thomas und Thomas, 1928; Thomas und Znaniecki, 2004, 264). Entscheidend ist nicht, ob die Situationsdefinitionen der Akteure in irgendeinem Sinne ‚korrekt‘ ist. Ganz unabhängig von ihrem objektiven Wahrheitsgehalt oder der Wahrnehmung anderer Personen ist sie nämlich wirkmächtig, wie Thomas und Thomas am Beispiel psychisch kranker Gewalttäter herausarbeiteten: „If men define situations as real they are real in their consequences“ (Thomas und Thomas, 1928, 572). Um zu begreifen, warum Menschen so – und nicht anders – handeln, muss die Soziologie also versuchen zu verstehen, wie sich die Wirklichkeit aus der Sicht der handelnden Personen darstellt.

Während Blumer den Prozess der Interpretation und Bedeutungszuschreibung fokussiert, betont das Thomas-Theorem, dass Handeln immer eine Art ‚Problemlösen‘ darstellt. Dies ist im Übrigen auch der Fall, wenn sich die Situation nicht subjektiv als Problem – im Sinne eines Ärgernisses – darstellt: Auch der Kauf einer Fahrkarte, das Überqueren einer Straßenkreuzung oder der Anruf bei einer Freundin erfordern die aktive Zuschreibung von Bedeutung durch die beteiligten Akteure (Keller, 2012, 43). Dabei kann es zu Reibungen kommen, etwa wenn individuelle Sinnzuschreibung und kollektive Deutungen divergieren oder die beteiligten Akteure die Situation unterschiedlich deuten (Strübing, 2005, 130f.).

Zu beachten ist ferner, dass Situationen nicht *allein* durch ihre Deutungen konstituiert werden. Materielle Bedingungen setzen der konstruktiven Kraft der Akteure objektive Grenzen, wie etwa Erving Goffman in einem Kommentar des Thomas-Theorems erläutert:

„Defining situations as real certainly has consequences, but these may contribute very marginally to the events in progress; in some cases only a slight embarrassment fits across the scene in mild concern for those who tried to define the situation wrongly.“ (Goffman, 1974, 1)

Goffman verweist hier darauf, dass der Situationsdefinition meist Grenzen gesetzt sind. Außerdem werden sie nicht erst von den Akteuren erschaffen: Diese greifen stets auf sozial bereits gefestigte und intersubjektiv geteilte Wissensbestände (in Form von Normen, Traditionen, Verhaltensrichtlinien usw.) zurück, die einen Vorrat an (möglichen und v.a. plausiblen) Situationsdefinitionen bereit stellen – und prüfen in der Regel nur, welche Situationsdefinition für sie ge-

rade als ‚richtig‘ gelten sollte. Während bei Blumer oft kritisiert wurde, er würde die materiellen Grenzen intersubjektiver Deutungsprozesse vernachlässigen (Strübing, 2005, 144ff.), erlaubt diese Perspektive, diese Unzulänglichkeit zu ‚reparieren‘. Auch Blumers Schüler Strauss (1993) knüpfte später in *Continual Permutations of Action* an diese Schwachstelle an.

Welche Implikationen hat nun dieses Verständnis von Denken und Handeln für die method(olog)ische Perspektive der vorliegenden Arbeit? Ausgehend von der grundlegenden Annahme, dass die Dinge nicht ‚an sich‘ Bedeutung besitzen, sondern Menschen Bedeutung erst in Interaktionen herstellen, habe ich ‚Freundschaft‘ als eine Konstruktion erster Ordnung begriffen (Schütz, 1972a) – sprich als höchst voraussetzungsvolles Alltagskonzept, welches kontinuierlich als Hintergrundwissen im Handeln der Einzelnen zur Anwendung kommt und dabei aktualisiert und verändert wird (s. auch Abschnitt 2.1.1). Ich habe daher die Konstruktion von Freundschaft *in situ* – in konkreten Praktiken des Freundschaftlichen, im Miteinander von Menschen, die eine Freundschaft führen – in den Blick genommen. Mit dem Paarinterview habe ich ein Instrument der Datengewinnung gewählt, welches es gestattet, genau diese intersubjektive Wirklichkeitskonstruktion und -deutung ausschnittshaft einzufangen (s. Abschnitt 3.2).

Durch die teil-narrative Gestaltung der Interviews habe ich den Interviewten erlaubt, die Erzählung in ihrer eigenen Sprache zu entfalten. Auf diese Weise konnte ich bei der Rekonstruktion der im alltäglichen Handeln bereits vollzogenen Konstruktionen „von den Kontextuierungen der Erforschten“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014, 17) ausgehen und somit den Verweisungscharakter von alltagsweltlicher und sozialwissenschaftlicher Konstruktion miteinbeziehen. Mit der Grounded Theory habe ich einen Forschungsstil gewählt, der dieser grundlegenden sozialtheoretischen Perspektive Rechnung trägt und an das pragmatische und interaktionistische Verständnis von Strukturen, Deuten und Handeln anknüpft.

3.2 Datenmaterial: Paar- und Einzelinterviews

Prinzipiell gibt es verschiedene Möglichkeiten, um Freundschaften zu untersuchen. Einerseits lassen sich verfügbare statistische Daten heranziehen oder neue generieren, um anhand dieser existierende Theorien auf ihre Erklärungskraft hin zu testen. Auf der anderen Seite kann man qualitative Daten zu den subjektiven Konzepten der Einzelnen erheben und in der Analyse dieses Materials neue Theorien entwickeln.

Nur in seltenen Fällen sind verfügbare statistische Daten für die Erforschung von Freundschaften geeignet, da diese, aufgrund ihrer geringfügig institutionalisierten Gestalt, kaum mittels externer Kriterien identifiziert werden können

(Leuschner und Schobin, 2016).²¹ Für hypothesentestende Forschung bieten sich daher standardisierte Befragungen an. Sie können Aufschluss bieten über die Anzahl der persönlichen Beziehungen, die Struktur und Dichte eines Netzwerks, die Verfügbarkeit von Ressourcen oder den Wandel des Netzwerks unter dem Einfluss von Veränderungen wie Arbeitslosigkeit oder Verwitwung (Marquardsen, 2012, vgl.). Allerdings werden dabei oft unterschiedliche Beziehungsformen miteinander vermischt, da die Interviewten meist nach der Gesamtheit ihrer sozialen Interaktionen gefragt werden, ohne dass nach Beziehungstyp differenziert oder die Ebene der Bedeutung explizit mit einbezogen wird (Blatterer 2015, cf. 56; Fuhse 2009. Selbst dann, wenn gezielt nach Freundschaften gefragt wird, besteht oft ein Validitätsproblem, da nicht für die möglicherweise divergierenden Freundschaftskonzepte von Forscherin und Beforschten kontrolliert wird (Leuschner und Schobin, 2016, 62f.).

Interessiert nun, wie in meinem Fall, gerade die *Spezifik* der Beziehungskonzeption – was Freundschaft für die Einzelnen bedeutet, wie sie Freundschaften erleben, praktizieren und herstellen – bieten sich qualitative Interviews mit Personen-in-Beziehungen an. Qualitative Interviews erlauben grundsätzlich Einblicke in konkrete Praxisbereiche, wie die alltägliche Freundschaftspraxis, die sonst nur unter hohem Aufwand beobachtet werden kann (etwa mithilfe von Videoaufnahmen). Im Gegensatz zu standardisierten Befragungen ermöglichen qualitative Interviews außerdem das Erfassen historisch-biografischer Prozesse „in kondensierter Form“ (Deppermann, 2013, 3). Dabei können auch die subjektive Sinngebung und die interaktive Aushandlung von (Be-)Deutungen rekonstruiert werden (Deppermann, 2013).

Ich habe daher teilnarrative, leitfadengestützte Paar- und Einzelinterviews mit jeweils zwei eng miteinander befreundeten Personen – die ich im Folgenden auch als ‚Freundschaftspaare‘ oder ‚Dyaden‘ bezeichne – geführt. Während im Paarinterview die Freundschaftskonzepte und -praktiken der Dyade im Mittelpunkt standen, boten die Einzelinterviews die Gelegenheit, auch andere Nahbeziehungen zu thematisieren und potenziell divergierende Perspektiven auf die Freundschaft mit der anderen Person zu erfassen. Ferner habe ich im Zuge der Einzelinterviews die Interviewten gebeten, all ihre Nahbeziehungen auf einer leeren A4-Seite mit konzentrischen Kreisen bildlich darzustellen. Die so entstandenen egozentrierten Netzwerkkarten sind ebenfalls in die Analyse eingeflossen. Im Folgenden sollen kurz Vorzüge und Begrenzungen von Paar- und Einzelinterviews

21 Freilich gilt dies in ähnlicher Form auch für andere Felder, wie Familie, Paarbeziehung oder Arbeit. Doch aufgrund der stärkeren Institutionalisierung dieser Bereiche bzw. der Verknüpfung mit anderen institutionellen Komplexen (wie etwa dem Sozialstaat oder dem Recht) kann man dort – je nach Fragestellung – zurück greifen auf Marker wie Familienstand, rechtliche Elternschaft, Beantragung von Elternzeit oder Beginn und Ende eines Arbeitsverhältnisses, die bei Freundschaften nicht gegeben sind.

erläutert und meine praktische Vorgehensweise bei der Erhebung der Interviews geschildert werden.

Paarinterviews

Das Paarinterview ist ein etabliertes und inzwischen gut erforschtes Instrument der paarsoziologischen Forschung. Es wird bislang vor allem zur Untersuchung von Ehe- oder Liebespaaren verwendet (Wimbauer und Motakef, 2017b,a). Dabei birgt es den Vorteil, dass Interaktionen im Paar *in situ* beobachtet werden können. Paarinterviews bieten sich deshalb insbesondere dann an, „wenn das Paar als (emergente) Einheit und die Paarebene als solche im Zentrum des Forschungsinteresses“ stehen (Wimbauer und Motakef, 2017b, 1). Paarinterviews gestatten die Erhebung von intersubjektiven Wirklichkeitskonstruktionen und -deutungen. Außerdem können Interaktionen im Paar, alltägliche Herstellungsleistungen des Paares, sowie Aushandlungsprozesse über Alltägliches, etwa die häusliche Aufgabenteilung, direkt beobachtet werden (Wimbauer und Motakef, 2017b). Das Paarinterview beinhaltet somit Aspekte der teilnehmenden Beobachtung, da im Paarinterview Interaktionen zwischen den Befragten, sowie ‚über Bande‘ – d.h. über die interviewende Person – generiert und damit erfahrbar werden (Hirschauer et al., 2015).

Eine Ausweitung auf andere dyadische Beziehungen – etwa auf befreundete Personen – erweist sich als sinnvoll, wenn dort ebenfalls die Dyade im Fokus der Untersuchung steht (Wimbauer und Motakef, 2017b). Ob es sich bei Freundschaften ebenfalls um eine Realität *sui generis* (Berger und Kellner, 1965) handelt, ist bislang nicht untersucht worden, lässt sich jedoch mit einem relationalen Ansatz mithilfe von Paarinterviews erforschen (vgl. Wimbauer, 2003, 2012). Bislang gibt es meines Wissens keine deutschsprachigen Studien zu Freundschaften, die auf qualitativen Paarinterviews beruhen. Einzelne Elemente von Paarinterviews finden sich jedoch in englischsprachigen Studien. Werking (1997) etwa führte standardisierte Befragungen mit ungleichgeschlechtlichen Freundschaftspaaren durch und bat die Interviewten im Anschluss an die Befragung, sich 15 Minuten lang über ein Thema ihrer Wahl zu unterhalten und ihr die Aufnahme dieser Konversationen zu gestatten. Die Transkripte sind in Werkings Monographie *We're Just Good Friends* (1997) abgedruckt – und werfen interessante Fragen zur Rolle von Geschlecht sowie zur Abgrenzung von Freundschaft, Familie und Liebe auf. Leider sind sie jedoch nicht mithilfe eines interpretativen Ansatzes analysiert worden. An diese Leerstelle knüpft meine Untersuchung an.

Neben den Vorzügen müssen auch die *Begrenzungen* von Einzel- und Paarinterviews bedacht werden. Die im Interview getätigten Aussagen sind nicht mit der gelebten Praxis oder den Einstellungen der Interviewten gleichzusetzen. Interviews informieren nicht in einem unmittelbaren Sinn über objektive Gegebenheiten in der Welt oder subjektive Perspektiven (Deutungen, Meinungen, Einstellun-

gen oder Präferenzen) auf diese. Eine solche Herangehensweise an Interviews als Text würde voraussetzen, dass Sprache ein Medium ist, welches den direkten Zugriff auf Sachverhalte oder Kognitionen erlaubt (Deppermann, 2013). Dabei wird nicht nur die Reaktivität der Erhebung vernachlässigt – also, dass die Antworten der Befragten durch soziale Erwünschtheit, sowie durch die Setzungen der Forschenden (etwa Rekrutierung in einer bestimmten Rolle, Ansprache bestimmter Themen) beeinflusst werden – sondern auch die Tatsache, dass Handeln, Wahrnehmen, Denken, Erinnern und Sprechen auf komplexe Weise vermittelt und transformiert werden, sodass im Interview getätigte Aussagen „kein transparentes Fenster zum Geist“ (Deppermann, 2013, 7) darstellen.

Statt als unmittelbarer Zugang zu den Kognitionen der Interviewten verstehe ich die Erzählungen der Freundschaftspaare im Interview als retrospektive und in der konkreten Interviewsituation verortete Sicht *auf* ihre Freundschaftsbiografie sowie *auf* ihre Konzepte, Bedeutungen und Praktiken von Freundschaft. Ich begreife Interviews also als „situiertere Interaktionsergebnisse (...) in denen durch performatives Handeln gemeinsam Sinn hergestellt wird“ (Deppermann, 2013, 60): Durch die wechselseitige Bezugnahme im Turn-Taking, para- und nonverbale Reaktionen sowie den Zuschnitt der Äußerungen auf das Gegenüber und seine vermuteten Interessen und Einstellungen prägen die Interviewenden die im Interview konstituierte soziale Wirklichkeit mit. Dieser prozessualen und gemeinsamen Sinnkonstitution muss in der Auswertung Rechnung getragen werden. Dies ist nicht mit schematischen Selbst- und Fremdpositionierungen hinsichtlich Kategorien sozialer Ungleichheit (wie Geschlecht, Alter, oder sozialer Herkunft) getan, sondern erfordert eine umfassende Interpretationsarbeit, bei der die eigenen Aussagen und das eigene Wirken im Interview mitreflektiert und mitinterpretiert werden.

Zur Akquise von Interviewpartner_innen gestaltete ich Aushänge und Flyer, die ich in analoger Form in Supermärkten, Sportvereinen und Arztpraxen auslegte und in digitaler Form auf E-Mail-Verteilern und über Weiterleitungen von Freund_innen, Arbeitskolleg_innen und Bekannten an potenziell interessierte Personen zirkulierte. Ich informierte Interessent_innen, die sich meist per E-Mail bei mir meldeten, in einem telefonischen Vorgespräch knapp über mein Forschungsinteresse. Dieses Vorgespräch war besonders wichtig, da es einen spezifischen Deutungsrahmen für die spätere Interviewsituation kreierte (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014). Im Rahmen der telefonischen Kontaktaufnahme informierte ich u.a. darüber, dass ich im Fach Soziologie promoviere, mich im Rahmen meiner Dissertation mit dem Thema Freundschaft beschäftige und dafür eng befreundete Dyaden („Freundschaftspaare“) für jeweils ein gemeinsames und zwei getrennte Interviews suche. Am Ende des Gesprächs erläuterte ich meist praktische Informationen zum zeitlichen Umfang und Ort des Interviews, sowie zum datenschutzgerechten Umgang mit den personenbezogenen Daten der Interviewten.

Fast alle Paarinterviews fanden bei einer der beiden Personen zu Hause statt. Dabei überließ ich die Entscheidung, in wessen Wohnung wir uns trafen, den Interviewten. Oftmals trafen sich die Interviewten vor oder nach dem Interview noch ohne mich, sodass ich sie am Rande unseres Gesprächs in Aushandlungen über das gemeinsame Abendessen oder eine geplante Aktivität erleben konnte. Dies waren zum Teil aufschlussreiche Interaktionen. Ich protokollierte meine Beobachtungen vor, während und nach den Interviews und ließ diese Feldnotizen in die Fallanalysen mit einfließen.

Thematisch ging es in den Paarinterviews um die Freundschaftsbiografie, die alltäglichen Praktiken und Konzepte von Freundschaft, die Bedeutung der spezifischen Freundschaft sowie von Freundschaft(en) im Allgemeinen. Als erzählgenerierender Einstieg diente die Frage nach der Freundschaftswerdung („Wie sind Sie eigentlich Freunde geworden?“). Ein Einstieg in Form einer solchen Frage eröffnet stets einen Aushandlungsraum darüber, wer die Geschichte erzählen darf oder soll (Wimbauer und Motakef, 2017b, 59): Fangen beide Personen gleichzeitig an und fallen sie einander ins Wort? Nimmt eine Person (umgehend oder nach kurzer Pause) die Erzählaufforderung allein an, weist sie die andere Person an, mit der Geschichte anzufangen – und wenn ja, wer erzählt dann tatsächlich weiter? Dabei ist nicht nur relevant, *wer* spricht, sondern auch *was* und *wie* erzählt wird: Gibt es *eine* Geschichte oder zwei verschiedene Geschichten – und wenn ja, sind sie kompatibel oder konfliktieren sie miteinander? Bestätigen und ergänzen die Interviewten sich gegenseitig oder unterbrechen und widersprechen sie sich gegenseitig? Während Liebespaare meist routinemäßig „eine geteilte Entstehungsgeschichte“ (Maiwald, 2009, 284) erzählen können, da ihnen die Frage nach ihrer Paarwerdung regelmäßig gestellt wird, ist es naheliegend, dass Freundschaftspaare weniger geübt sind im Sprechen über ihre Freundschaftsbiografie. Umso stärker ist davon auszugehen, dass es nur eine schwache „Präsentationsfassade“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014, 110) gibt und die Eingangserzählungen somit Aufschluss geben über konsensuelle oder dissente Zuständigkeiten in der Dyade (Wimbauer und Motakef 2017b, 59ff.; Behnke und Meuser 2013, 80f.). Diese werden schließlich nicht nur in Erzählungen *über* die Beziehung, sondern auch in der *aktuellen Interaktionspraxis* im Interview deutlich (Maiwald, 2009, 290).

Anders als bei logisch exklusiven Dyaden (wie Paarbeziehungen oder Zwillingen) stellte sich bei meiner Herangehensweise die Herausforderung, dass Interessierte unter mehreren Freund_innen *eine* Person für das Interview auswählen mussten. Als Vorgabe hatte ich am Telefon lediglich stipuliert, es müssten zwei „eng befreundete“ Personen sein, die seit mindestens 2 Jahren befreundet sind. Diese Vorgabe entspricht meinem Fokus auf dyadische, enge Freundschaften (s. Abschnitt 2.1.2). Folglich stellt bereits die Auswahl der anderen Person eine zu analysierende Entscheidung dar. Auffällig war dabei, dass Interessierte besonders langjährige Freundschaften auswählten: Die meisten Interviewten waren seit circa 20 Jahren miteinander befreundet; nur zwei Dyaden kannten sich seit weniger als

10 Jahren. Viele hatten zahlreiche solcher langjähriger Freundschaften, aber die meisten erzählten im Einzelinterview auch von deutlich jüngeren Freundschaften. Die Dauer der Beziehung war also von Relevanz für die Auswahl der anderen Person. Vielleicht lässt sich eine Beziehung (zumindest in einem bestimmten Alter, mit einer bestimmten Freundschaftskonzeption, in einem bestimmten Milieu) nach 2 Jahren noch nicht als „enge Freundschaft“ bezeichnen. Meiner Analyse zufolge haben die Interviewten damit besonders prototypische enge Freundschaften herausgegriffen.

Einzelinterviews

Die Einzelinterviews fanden circa drei bis fünf Monate später bei der jeweils interviewten Person zu Hause statt. In einzelnen Fällen musste das Einzelinterview aufgrund terminlicher Schwierigkeiten zu einem späteren Zeitpunkt stattfinden. Ich wählte diese Reihenfolge, da die relationale Ebene – die Konstitution der Freundschaft im Paarinterview – im Vordergrund meiner Untersuchung stand und die Einzelinterviews eine ergänzende Funktion besaßen. Der zeitliche Abstand zwischen den Interviews gab mir Gelegenheit, erste Interpretationen zum Fall zu entwickeln und im Einzelinterview offene Nachfragen zu meinen bisherigen Deutungen zu stellen. Ich habe somit eine Art theoretisches Sampling innerhalb des Falls vorgenommen, da ich auf der Grundlage bereits erfolgter Fallanalysen die Gewinnung weiterer Daten zu diesem Fall bewusst steuern konnte (s. hierzu auch Abschnitt 3.3). Drei Personen baten um ein Interview an einem anderen Ort, u.a. aufgrund von Platzmangel oder anwesenden Dritten (z.B. Kindern) zu Hause. In diesen Fällen wichen wir auf mein Büro, das Büro der interviewten Person oder ein Café in der Nähe des Wohnorts der Interviewten aus. Der gesamte Erhebungszeitraum erstreckte sich von Oktober 2016 bis Juli 2019. In diesem Zeitraum habe ich acht Freundschaftspaare getrennt und zusammen interviewt und entsprechend 24 Interviews geführt.

Im Unterschied zu den Paarinterviews boten die Einzelinterviews Gelegenheit, auch den erweiterten Lebenszusammenhang sowie andere Nahbeziehungen der jeweils interviewten Person zu thematisieren. Dabei verwendete ich Elemente des biografischen Interviews, da dieses reichhaltigere Darstellungen des eigenen Erlebens generiert als etwa die theoretische Reflexion (Schütze 1982, 571, 576; Bohnsack et al. 2018, 25)²² Als erzählgenerierende Einstiegsfrage diente hier die Bitte, mir die eigene Lebensgeschichte zu erzählen. Im Anschluss bat ich die interviewte Person, eine egozentrierte Netzwerkkarte anzufertigen. Dafür sollte sie auf einem Blatt Papier mit konzentrischen Kreise all diejenigen eintragen, die ihr

22 Das Paarinterview kann im Übrigen auch als erweitertes biografisches Interview aufgefasst werden (Wimbauer und Motakef 2017b, 22; Przyborski und Wohlrab-Sahr 2014, 111) – nur dass dort statt dem Individuum das Paar im Fokus steht. Insofern habe ich Paar- und Einzelinterviews als ergänzende biografische Datengewinnungsmethoden verwendet.

nahe stehen oder wichtig sind, und sich dabei vorstellen, sie selbst stünde in der Mitte der Kreise. Im Anschluss nutzte ich die so entstandene Netzwerkkarte im Gespräch, um Rückfragen zu stellen und den Erzählfluss zu stimulieren. Im weiteren Interviewverlauf wurde immer wieder darauf zurückgegriffen, um etwa über einzelne Nahbeziehungen zu sprechen. Darüber hinaus wurden auch in der Dyade tabuisierte Aspekte im Einzelinterview angesprochen. Während das Paarinterview validere Daten hinsichtlich der Performanz von Freundschaft bietet – weil die Interviewten sich hier nicht nur als Einzelne erzählen, sondern ihre kollektive Identität als Freund_innen entwickeln müssen – werden konfliktreiche Sachverhalte und divergierende Perspektiven dort vermutlich nicht in derselben Offenheit wie im Einzelinterview angesprochen. Insofern diente das Einzelinterview auch zur methodischen Triangulation der Daten (Flick, 2018).

Im Anschluss an das Einzelinterview bat ich die Interviewten, einen Fragebogen mit biografischen Informationen auszufüllen. Auf diese Weise erhob ich Daten zur eigenen Einschätzung hinsichtlich Geschlecht, sexueller Orientierung, sozialer und geografischer Herkunft sowie Einkommens- und Vermögensverhältnissen. Unmittelbar nach dem Interview fertigte ich ein Gedächtnisprotokoll mit Angaben zum Interviewsetting (Stadtteil, Wohnung, Raumeinrichtung), zur Interaktion (Körpersprache, Sitzhaltung), sowie zum Gesprächsverlauf an. Insbesondere bei späteren Interviews notierte ich dabei bereits zentrale Fragen und Verbindungen zu bisherigen Theoretisierungen. Die Audiodateien wurden auf einer verschlüsselten Festplatte gesichert, sowie in verschlüsselter Form an ein professionelles Transkriptionsbüro übermittelt und von diesem ad quote transkribiert. Außerdem wurde das Datenmaterial nach der Transkription anonymisiert bzw. pseudonomisiert: Eigennamen wurden durch fiktive Namen ersetzt; Merkmale wie Alter, Wohnort oder Beruf wurden so abgeändert, dass Rückschlüsse auf die Identität der interviewten Person nicht mehr möglich sind.

Tabelle 3.1: Transkriptionsregeln

(.)	kurzes Absetzen, zeitlich bis zu einer Sekunde
(2)	Anzahl der Sekunden die eine Pause dauert
(...)	Auslassung: Dehnung des vorherigen Buchstabens um je eine Sekunde
NEIN	Betonung
brau-	Abbruch eines Wortes oder Satzes
[]	Beginn und Ende einer Überlappung
(lacht)	Anmerkung zu paraverbalen, nonverbalen oder gesprächsexternen Ereignissen
\I: bla \	Einschübe anderer Sprecher_innen (hier von I)
27/1A	Angabe des zitierten Absatzes, hier: Absatz 27, Fall 1, Einzelinterview mit Arne (ein kleines g steht immer für das gemeinsame Interview, Großbuchstaben hingegen für die Initialen der im Einzelinterview interviewten Person)

3.3 Methodologie: Forschen im Stil der Grounded Theory

Für die vorliegende Forschungsarbeit habe ich im Stil der *Grounded Theory* in der Strauss'schen Tradition geforscht (Strauss, 1991; Strauss und Corbin, 1996). Die Grounded Theory Methodologie zielt auf die Genese einer am empirischen Gegenstand entwickelten Theorie ab, welche die Interaktionen, Deutungen und (Aus-)Handlungen aus Perspektive der beteiligten Akteure erklärt. Das Etikett ‚Grounded Theory‘ ist dabei doppeldeutig. Einerseits meint es die Untersuchungsmethode, andererseits das Produkt eben dieses Prozesses, sprich die dadurch entwickelte Theorie (etwa Denzin, 2010; Charmaz, 2005, 507). Strübing (2014) schlägt deshalb vor, der Genauigkeit halber von einem „Forschungsstil zur Erarbeitung von in empirischen Daten gegründeten Theorien“ (Strübing, 2014, 10) zu sprechen und diese Doppeldeutigkeit als Hinweis auf einen zentralen Aspekt der Grounded Theory Methodologie zu verstehen: Das Ergebnis ist stets eng verwoben mit der praktischen, interaktiv zu bewältigenden und verkörperten Tätigkeit der Forschenden. Daraus folgt auch die grundlegende Einsicht, dass Forschende nie ausschließlich neutrale Beobachter sind, sondern in einer engen Wechselbeziehung mit dem Gegenstand stehen, ihn verändern und von ihm verändert werden: „Wenn Forschung Arbeit ist und Arbeit als dialektisches Wechselverhältnis zwischen Subjekt und Objekt aufgefasst wird, dann muss das Resultat des Prozesses, die erarbeitete Theorie, immer auch ein subjektiv geprägtes Produkt sein“ (Strübing, 2014, 12).

Das methodische Vorgehen der Grounded Theory folgt einem *dreigliedrigen Prozess* aus Datenerhebung, Datenanalyse und Theoriebildung. Diese Schritte folgen nicht zwingend aufeinander, sondern finden zeitlich parallel und in wechselseitiger funktionaler Abhängigkeit voneinander statt (Strauss, 1991). So können zum Beispiel früh gewonnene theoretische Erkenntnisse die weitere Auswahl von Fällen steuern oder zur Fokussierung bestimmter Aspekte bei der Analyse beitragen. Grundsätzlich wird Theoriebildung als kontinuierlich und keiner der drei Prozesse als jemals vollständig abgeschlossen aufgefasst (Strübing 2014 11, Breuer et al. 2019, 9). In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Grounded Theory Methodologie grundlegend von anderen Ansätzen empirischer Sozialforschung, da sie keine vom jeweiligen Forschungsprojekt unabhängige Sequenzialität der einzelnen Arbeitsprozesse vorschreibt. Die „reflexive Prozesssteuerung“ (Strübing, 2014, 11), in der die Forschenden kontinuierlich zwischen Handeln und Reflexion wechseln, resultiert vielmehr aus der jeweils eigenen Projektlogik. Umso wichtiger ist die Explikation der eigenen Entscheidungen im Forschungsprozess. Ich erläutere daher im Folgenden nicht nur grundlegende Verfahrensweisen, sondern auch mein eigenes Vorgehen.

Theoretisches Sampling

Mein grundsätzliches Vorgehen bei der Datenerhebung habe ich bereits in Abschnitt 3.2 dargelegt: Zeitlich versetzt habe ich Paar- und Einzelinterviews erhoben, um eine inhaltliche Steuerung der Fallauswahl sowie der Leitfadengestaltung für die Einzelinterviews gewährleisten zu können. Hierbei bin ich dem Prinzip des *theoretischen Sampling* gefolgt (Glaser und Strauss, 1998, 53), demzufolge die Daten nicht nach einem vorab festgelegten Plan ausgewählt und gewonnen werden können, weil Materialgewinnung, Analyse und Theoriebildung ineinander greifende Prozesse sind. Stattdessen gestaltet sich das theoretische Sampling als „Kette aufeinander aufbauender Auswahlentscheidungen entlang des Forschungsprozesses (...), wobei die Auswahlkriterien im Verlauf des Projektes zunehmend spezifischer und eindeutiger werden“ (Strübing, 2014, 29).

Zu Beginn lag mein Fokus bei der Datengewinnung auf dyadischen, *ungleichgeschlechtlichen* Freundschaften zwischen cis-geschlechtlichen Männern und Frauen. Leitend für das theoretische Sampling war die Annahme, dass Menschen in ungleichgeschlechtlichen Freundschaften mit (inneren wie äußeren) normativen Barrieren konfrontiert sind, weil in weiten Teilen der Gesellschaft Gleichgeschlechtlichkeit in Freundschaften erwartet wird (Blatterer, 2015); implizit adressierte ich also vor allem den heterosexuellen ‚Mainstream‘. Mein Interesse galt der Frage, wie die Einzelnen nun diese Barrieren deuten, erleben und verhandeln. Mein Fokus war der grundlegenden Einsicht geschuldet, dass Heteronormativität nicht nur von Belang für homosexuelle Menschen ist, sondern auch die Lebensführung heterosexueller Menschen strukturiert (siehe Abschnitt 2.3). Außerdem gibt es bereits eine Vielzahl an Studien zu gleichgeschlechtlichen Freundschaften sowie zur Bedeutung von Freundschaft für schwule und lesbische Communities (vgl. Forschungsstand).

Im Verlauf der Erhebung und Auswertung der Daten wurde jedoch deutlich, dass der alleinige Fokus auf ungleichgeschlechtliche Freundschaften unzureichend war. Zum einen entsprach diese Rahmung nicht meiner grundlegenden Perspektive auf das Geschlechterverhältnis (s. Abschnitt 2.3.1). Angesichts meiner Orientierung an interaktionistischen Ansätzen schien es passender, die interaktive Herstellung von Geschlecht in den Blick zu nehmen, anstatt von zugeschriebenen Geschlechtskategorien auszugehen – Geschlecht gewissermaßen als Explanandum zu betrachten, anstatt als Explanans.

Mit der Aufgabe von Geschlechtungleichheit als Sampling-Kategorie wollte ich auch einem grundlegenden methodologischen Dilemma begegnen: der Problematik der *Reifizierung* (Gildemeister und Wetterer, 1992). Unter diesem Stichwort kritisierten Regine Gildemeister und Angelika Wetterer, dass die Frauen- und Geschlechterforschung von der Existenz zweier differenter Geschlechter ausgeht und damit „genau die Prozesse als gegeben voraus[setzt], die ihren Gegenstand – das Geschlecht als soziale Realität – überhaupt hervorbrin-

gen“ (Gildemeister und Wetterer, 1992, 214). In der Folge seien feministische Analysen „an der sozialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit beteiligt“ (Gildemeister und Wetterer, 1992, 204). Dilemmatisch ist diese Feststellung deshalb, weil wir zwar einerseits untersuchen können, mittels welcher Prozesse Menschen im Alltag in ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ eingeteilt werden, wir andererseits aber von der Gültigkeit dieser Kategorien ausgehen müssen, um überhaupt Fälle zu identifizieren, anhand derer wir diese Prozesse beobachten können (Behnke und Meuser, 1999, 42f.). Ich kam daher nicht umhin, von ‚Männern‘ und ‚Frauen‘ – und auch von ‚Freundschaften‘ – auszugehen, während ich gleichzeitig die Prozesse untersuchte, mittels derer Geschlecht und Freundschaften sich (möglicherweise wechselseitig) konstituieren.

Ich habe deshalb verschiedene Strategien verfolgt, um die Reifizierung von Geschlecht und Freundschaft zu minimieren. So begründete ich in den telefonischen Vorgesprächen mein Forschungsprojekt geschlechtsneutral mit dem Mangel an soziologischen Studien zu Freundschaft. Bewusst vermied ich geschlechterdifferenzierende Ansprachen als ‚Männern‘ oder ‚Frauen‘ und betonte mein Interesse für die subjektiven Bedeutungen und Konzepte von Freundschaft. Gleichwohl erklärte ich in den ersten Sampling-Runden, dass ich Freundschaftspaare suchte, in denen die Personen unterschiedlichen Geschlechts wären, und in späteren Sampling-Runden, dass ich gleichgeschlechtliche Dyaden suchte. Effekte dieser Rahmung sind nicht auszuschließen; daher habe ich bewusst in den Transkripten nach ihnen gesucht und die entsprechenden Textstellen intensiver Analyse unterzogen. Viele der Interviewten gingen relativ früh im Interview auf das Thema Geschlecht ein und adressierten das, was sie mir vermutlich als implizite Vorannahmen zu ungleichgeschlechtlichen Freundschaften zuschrieben. Hier zeigte sich, mit welchen Konzeptionen von Freundschaft die Interviewten sich oft konfrontiert sahen.

Ferner verzichtete ich darauf, Cis-Geschlechtlichkeit oder sexuelle Orientierung als Sampling-Kriterien anzulegen. Auch gab ich keine exmanente Freundschaftsdefinition vor, sondern fragte die Interviewten, was Freundschaft *für sie* bedeute. Im Interview selbst stellte ich offene Fragen, damit die Interviewten die Inhalte und ihre sprachliche Gestaltung in ihrem eigenen Relevanzsystem entfalten konnten. Gezielte Nachfragen zur Bedeutung von Geschlecht erfolgten nur falls die Interviewten das Thema nicht von sich aus relevant gemacht hatten (und auch dann erst gegen Ende des Interviews, um nicht den gesamten Gesprächsverlauf zu beeinflussen). Bei der Interpretation lag mein Fokus außerdem auf den Prozessen der *Unterscheidung* von Geschlecht und Freundschaft, sowie auf solchen, in denen auf Unterscheidungen verzichtet oder diese verhandelt werden. Dies entspricht dem grundsätzlichen Fokus der Grounded Theory auf Phänomene und Prozesse statt auf Personen mit askriptiven Eigenschaften.

Nicht zuletzt war auch ein inhaltlicher Grund ausschlaggebend für meine Entscheidung, die Datengewinnung auf Dyaden jenseits von ungleichgeschlecht-

lichen Konstellationen auszuweiten: Die Analyse der ersten Fälle ergab eine rasche theoretische Sättigung hinsichtlich der Verhandlung normativer Barrieren für ungleichgeschlechtliche Freundschaften und warf gleichzeitig neue theoretische Fragen zur Herstellung von Freundschaft und Geschlecht auf. Bei allen ungleichgeschlechtlichen Fällen zeigte sich ein impliziter Druck, die eigene Freundschaft als genuin zu legitimieren. Dies erfolgte meist über intensive Grenzziehungsarbeit zu Paar- und Familienbeziehungen, wobei sich die Deutungsmuster im Material ähnelten und wiederholten. Unklar war jedoch, ob es sich bei dieser Form der Abgrenzung um ein Spezifikum des gewählten Samples handelt oder andere Freundschaftspaare ihre Beziehung ähnlich umreißen und gegenüber impliziten Referenzfolien abgrenzen (und wenn ja, welchen). Das Material warf auch nicht antizipierte Fragen auf, etwa welche Relevanz ‚kompatible‘ sexuelle Orientierungen (im Sinne eines potenziellen Begehrens) besitzen, und wie sich Bedeutung und Konzepte von Freundschaft im Lebensverlauf wandeln. Ich entschied daher, den Fokus der Datengewinnung auszuweiten und interviewte in späteren Sampling-Runden drei gleichgeschlechtliche Dyaden, darunter auch zwei Dyaden, die aus zwei schwulen Männern bestanden, sowie ein jüngeres Freundschaftspaar (Ende 20) und ein älteres Freundschaftspaar (Mitte 40).

Ein weiteres zentrales Sampling-Kriterium war, dass die Interviewten sich in der sogenannten ‚Rush Hour‘ des Lebens im mittleren Erwachsenenalter befinden und konkret zwischen 28 und 48 Jahren alt sein sollten. In dieser Lebensphase durchlaufen viele Menschen signifikante Statuspassagen im beruflichen und privaten Leben (z.B. Berufseinstieg, Kinderkriegen) oder müssen sich zu den damit verknüpften gesellschaftlichen Erwartungen verhalten. Diese können Auswirkungen auf ihre persönliche Beziehungen haben; oft entsteht in dieser Phase ein zeitlicher Konflikt zwischen den verschiedenen Lebensbereichen. Wie die einzelnen dies erleben, deuten und verhandeln, war für die Untersuchung von besonderem Interesse. Ausgeschlossen vom Sample waren daher junge Erwachsene, die sich noch in der (primären) Berufsausbildung befanden, da ich davon ausging, dass im Rahmen verlängerter Ausbildungszeiten ggf. noch eine ähnliche Lebensweise wie im Jugendalter praktiziert werden kann und zeitliche Konflikte zwischen verschiedenen Lebensbereichen unter Umständen schwächer sind.

Durch das offene theoretische Sampling ergab sich eine hohe Varianz der Fälle, wie ich hier anhand ausgewählter Kontrastierungsdimensionen darstelle.

Berufliche Charakteristika und Arbeitsverhältnisse:

- Menschen mit Hochschulabschluss oder qualifizierter Berufsausbildung
- Vielfalt an Berufen und Professionen
- Unterschiedliche Arbeitsverhältnisse (Vollzeit / Teilzeit, angestellt / selbstständig / freiberuflich)

Geschlecht und Sexualität

- Ungleichgeschlechtliche und gleichgeschlechtliche Dyaden (alle cisgeschlechtlich)
- Heterosexuelle, bisexuelle und homosexuelle Orientierung

Region und Urbanität

- Unterschiedliche Bundesländer: Baden-Württemberg, Berlin, Hamburg, Nordrhein-Westfalen
- Interviewte aus Großstädten, mittelgroßen Städten und Kleinstädten, aber leben alle in Großstädten (Fokus auf urbanes Mittelschichtsmilieu)

Paar- und Familienkonstellation:

- Menschen mit und ohne Partnerschaft
- Mit Partner_in zusammenlebend, in Wohngemeinschaft lebend, alleinlebend
- Menschen mit und ohne Kind(ern)
- Menschen, die ehemals (k)ein Liebespaar waren
- Menschen, die miteinander (nicht) verwandt sind

Dreigliedriger Kodierprozess

Theoretische Analysen entwickelte ich vornehmlich durch den Prozess des *Kodierens*, der in der Grounded Theory Methodologie die zentrale Form der Datenanalyse darstellt. Er gliedert sich in das *Offene*, *Axiale* und *Selektive Kodieren* (Strauss, 1991; Strauss und Corbin, 1996) und zielt darauf ab, Konzepte „in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material“ (Strübing, 2014, 16) zu entwickeln. Ähnlich wie die übergeordneten Prozesse der Datenerhebung, Datenanalyse und Theoriebildung gestaltet sich auch das Kodieren als dreigliedriger, iterativ-zyklischer Prozess, bei dem die Forschenden immer wieder zwischen den drei Schritten hin und her wechseln.

Zunächst wird das Datenmaterial *offen* kodiert. Dabei werden die Daten gewissermaßen ‚aufgebrochen‘, um einzelne Phänomene und ihre Eigenschaften herauszukristallisieren und abstrahierende Begriffe zu finden, die diese beschreiben. Hierbei spielen abduktive Prozesse eine wichtige Rolle: Abstrakte Konzepte werden gewissermaßen ‚erfunden‘. Dabei geht es stets um die Frage „Was steckt dahinter?“ (Breuer et al., 2019, 270). Die betrachteten Ausschnitte aus dem Datenmaterial werden hier als Indikatoren für ihnen zugrunde liegende Konzepte und Zusammenhänge betrachtet, auch wenn diese Konzepte auf der Ebene des Phänomens nicht sichtbar sein mögen (Breuer et al., 2019, 7). Durch detaillierte Analysen einzelner Sequenzen – Wort für Wort bzw. Satz für Satz – entwickelte ich erste Konzepte wie die Grenzziehungsarbeit zwischen Freundschaft und Partnerschaft, Marker und Formen des Freundschaftsverlaufs, sowie die (Ir-)Relevantmachung von sexuellem Begehren. Im Anschluss suchte ich nach Eigenschaften und Merkmalsausprägungen derjenigen Konzepte, die für

eine weitere Auswertung von Interesse sein könnten (Breuer et al., 2019). Dieser auch als ‚Dimensionalisierung‘ bezeichnete Vorgang markiert den Übergang vom Offenen zum Axialen Kodieren.

Beim Axialen Kodieren werden die bereits entwickelten Konzepte zueinander ins Verhältnis gesetzt. Oder in den Worten von Strauss und Corbin: „Axiales Kodieren fügt [die durch Offenes Kodieren aufgebrochenen] Daten auf neue Art wieder zusammen, indem Verbindungen zwischen einer Kategorie und ihren Subkategorien ermittelt werden.“ (Strauss und Corbin 1996, 76, s. auch Breuer et al. 2019, 280). Hier wird ein Phänomen in seinen Kontext eingebettet; es werden die Beziehungen von Kategorien und Subkategorien entwickelt, ihre jeweiligen Eigenschaften erforscht sowie die Merkmalsausprägungen entlang dieser Eigenschaften fokussiert (Strauss und Corbin, 1996, 76, 86). Während der Blick beim offenen Kodieren gewissermaßen geweitet auf das gesamte Material gerichtet war, kodiert die Forscherin nun um die ‚Achse‘ spezifischer Konzepte herum. Freilich sind beiden Schritte nicht immer trennscharf oder zeitlich aufeinander folgend. Juliet Corbin (2008) gibt daher in der von ihr herausgegebenen Neuauflage von *Basics of Qualitative Research* auch die dreigliedrige Unterscheidung auf. Da jedoch weiterhin dieselben Arbeitsschritte grundlegend für das Entwickeln einer Grounded Theory bleiben, habe ich die analytische Unterscheidung der Kodiermodi als hilfreiche Orientierung für den Arbeitsprozess beibehalten.

In meiner eigenen Forschungsarbeit waren beim Offenen und Axialen Kodieren zwei Vorgänge von besonderer Relevanz. Zum einen habe ich innerhalb jedes Falls offen und axial kodiert, um die Analysen der Einzel- und Paarinterviews systematisch aufeinander zu beziehen. Daraus resultierten drei ausführliche Fallanalysen, aus denen der Fokus auf die Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort, die Dezentrierung von Freundschaften im Lebensverlauf, sowie die alltägliche Grenzziehungsarbeit zu Paar- und Familienbeziehungen führten. Zum anderen habe ich das Material fallübergreifend kodiert, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen heraus zu arbeiten. Dabei habe ich mich der Methode des ständigen Vergleichs bedient, die grundlegend für die Grounded Theory ist. Bei der ‚constant comparative method‘, die zuerst von Glaser (1965) und in ähnlicher Form von Glaser und Strauss (1967) in *The Discovery of Grounded Theory*, dem Ursprungswerk der Grounded Theory, beschrieben wurde, werden beständige Vergleiche unterschiedlichster Art herangezogen, um die Analyse voranzutreiben. Vergleichen kann man etwa zwei Sequenzen innerhalb desselben Interviews, verschiedene Interviews desselben Falls bzw. derselben Dyade, verschiedene Fälle (Individuen oder Dyaden) innerhalb des gesamten Samples, oder – gedankenexperimentell – eine Textstelle oder ein Fall mit einem hypothetischen Gegenfall, der zur Kontrastierung dient.

Beim *Selektiven Kodieren* wird schließlich ein „konzeptuelles Zentrum der Theorie“ (Breuer et al., 2019, 284) – eine Schlüssel- oder Kernkategorie – ausgewählt. Andere relevante Konzepte und Kategorien werden um diese Kategorie her-

um angeordnet. Durch einen Prozess der kontinuierlichen Abstrahierung, soll auf diese Weise eine umfassende Erklärung für ein spezifisches Phänomen entstehen: eine in der Empirie begründete Theorie – eine „grounded theory“.

Modellbildung

Im Idealfall kommt es beim Schritt des Axialen Kodieren zu einer Art *Modellbildung*, bei der über das logische Strukturierungsprinzip der entstehenden Theorie entschieden wird. Oft kommt hier das von Strauss (1991) sowie Strauss und Corbin (1996) vorgeschlagene *Kodierparadigma* zur Anwendung: Dieses setzt ein Phänomen ins Verhältnis zu seinen ursächlichen und intervenierenden Bedingungen, seinem Kontext, den Konsequenzen und den Handlungs- und interaktionalen Strategien der Akteure. Allerdings kann die Modellbildung auch auf ein anderes mögliches Handlungsmodell hinauslaufen oder eine gänzlich andere Form annehmen, etwa eine Typenbildung, eine Verlaufskurve oder ein topografisches Modell. Franz Breuer gibt in diesem Zusammenhang zu Bedenken, dass die „Modellierungslogik bei der Konstruktion einer Grounded Theory eine Wahlentscheidung des Forschenden darstellt, die er aus einem breiten Repertoire von Möglichkeiten bzw. Angeboten selbstverantwortlich und reflexiv zu treffen hat.“ (Breuer et al., 2019, 313)

In meinem Fall erwies sich das Strauss'sche Kodierparadigma als anregende Heuristik für die Modellbildung, jedoch nicht als umfassend geeignete Modelllogik. Die Konzepte, Verläufe und Funktionen der untersuchten Beziehungen waren zu idiosynkratisch und komplex, als dass sich simple kausale Zusammenhänge zwischen ihnen hätten identifizieren lassen – etwa zwischen einem bestimmten Verlauf und dem Freundschaftskonzept einer Person. Ebenso wenig kristallisierten sich eindeutig verschiedene Typen von Freundschaft heraus. Viele der Interviewten pflegten ganz unterschiedliche Freundschaften und auch innerhalb einer Freundschaft konnte es unterschiedliche Freundschaftskonzeptionen geben, entweder weil beide Personen unterschiedliche Auffassungen der Beziehung hatten oder diese sich im Zeitverlauf veränderte.

Ich richtete mein Augenmerk deshalb zunächst auf das, was allen Fällen gemein war: die Kategorisierung (oder Klassifizierung) der jeweiligen Beziehung als Freundschaft. Allein durch meine thematische Rahmung und das Sampling-Kriterium, dass die Interviewten (laut Selbstauskunft) eine Freundschaft führen sollten, waren Interessierte ja gewissermaßen gezwungen, zwischen Menschen, mit denen sie eine Freundschaft pflegen, und solchen, mit denen sie dies nicht tun – zwischen Freundschaft und Nicht-Freundschaft –, zu unterscheiden. Auch in ihren Eingangserzählungen markierten die Interviewten (mehr oder weniger prononciert) den Übergang zwischen einem früheren Zustand der Nicht-Freundschaft und der zu irgendeinem Zeitpunkt erfolgten Freundschaftswerdung. Bei dieser Unterscheidung kamen (implizit oder explizit, bewusst oder

unbewusst) bestimmte Kriterien zur Anwendung, die auf dahinter liegende Bedingungen verwiesen, die für die Einzelnen erfüllt sein müssen, damit sie eine Beziehung als Freundschaft klassifizieren. Diese Kriterien erwiesen sich in der Rekonstruktion einerseits als höchst individuell. Andererseits griffen die Interviewten stets auf bereits vorhandene, gesellschaftlich akzeptierte Vorstellungen von Freundschaft zurück, zu denen sie sich in irgendeiner Form verhielten, etwa indem sie sie bestätigten, ablehnten oder modifizierten. Hier zeigte sich ein komplexes Wechselspiel zwischen den individuellen Freundschaften und gesellschaftlichen Normen und Institutionen.

In der weiteren Analyse zeigte sich, dass bei der Kategorisierung von Beziehungen als Freundschaften der Prozesscharakter dieser Klassifikation berücksichtigt werden muss. In den Erzählungen über den Verlauf der verschiedenen Freundschaftsbiografien wurde deutlich, dass die Interviewten ihre Beziehungen immer wieder aufs Neue kategorisierten, ihre Zuschreibung des Etiketts „Freundschaft“ bekräftigten, abänderten oder in Frage stellten. Solche Veränderungen fanden meist im Kontext konkreter Aushandlungen statt, wobei hier keinesfalls nur explizit verbale Praktiken wie Gespräche oder Diskussionen gemeint sind. Auch durch nicht-verbale Praktiken, wie Gesten, Blicke oder Körperhaltung, kommunizieren Menschen miteinander. Eine geteilte Vorstellung davon, was Freundschaft ist und wie man die Beziehung miteinander gestalten möchte, entwickelte sich oft durch solch mikroskopische Aushandlungen, bei der die eine Person der anderen – durch einen genervten Blick, ein Stöhnen oder das Ignorieren einer Frage – die eigene Befindlichkeit und die eigenen Vorstellungen von der gemeinsamen Freundschaft zu verstehen gab.

Diese ersten Ergebnisse prägten schließlich die Bildung meines Modells, das die Herstellung von Freundschaft im Spannungsfeld individueller Wünsche und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen als iterativ-zyklischen Prozess beschreibt. Ich deute diesen Herstellungsprozess vor dem Hintergrund einer starken Sehnsucht nach einem Ort jenseits der Anforderungen der Erwerbssphäre und den übersteigerten Erwartungen der romantischen Liebe – einem Sehnsuchtsort jenseits von Arbeit und Liebe – und zeichne im Material nach, wie sich diese Sehnsucht in den Konstruktionsprozessen der Freundschaft materialisiert. Mason (2002) zufolge beantworten qualitative Untersuchungen unterschiedliche Typen von Fragen (18): Zugrunde liegt ihnen etwa ein „mechanical puzzle“ (wie etwas funktioniert), ein „developmental puzzle“ (wie etwas zustande kommt), ein „comparative puzzle“ (wie und warum sich etwas von etwas anderem unterscheidet) oder ein „causal puzzle“ (wodurch etwas verursacht wird, wobei sich insbesondere hier die schwammigen Grenzen zu den standardisierten Methoden zeigen). Mein Modellentwurf kann als Antwort auf ein „mechanical puzzle“ verstanden werden, da ich darin beschreibe, wie intime Zweierfreundschaften in der von mir untersuchten Gruppe ‚funktionieren‘ – sprich: was sie konstituiert und wie sie sich konstituieren. Fragen nach ihrer Entstehung und den Ursachen

für ihre Funktionsweise diskutiere ich am Rande bzw. im Fazit. Sie stehen jedoch nicht im Zentrum der Modellbildung.

Da Aushandlungen sich als wichtiger Aspekt in der Analyse herausstellten, habe ich eine der formalen *Grounded Theories* aus der Stauss'schen Forschungswerkstatt (Breuer et al., 2019, 291) als handlungstheoretische Heuristik mit einbezogen: In einer der grundlegenden Arbeiten der Grounded Theory Methodologie theoretisierten Strauss et al. (1963) die Organisation eines Krankenhauses als *ausgehandelte Ordnung* („negotiated order“), die nicht durch einen externen Zweck bereits vorstrukturiert sei, sondern erst aus dem Wechselspiel individueller und kollektiver Aushandlungen zwischen unterschiedlichen Gruppen (Ärzt_innen, Patient_innen, Krankenkassen, Pfleger_innen etc.) entstehe. Strauss bezeichnet Aushandlungen daher auch funktionalistisch als „one of the possible means of „getting things accomplished“ when parties need to deal with each other to get those things done“ (Strauss, 1978, 234) und betonte, dass sie eine zentrale Rolle in der Herstellung, Aufrechterhaltung und Veränderung sozialer Ordnung spielen (Strauss, 1993, 255). Später plädierte Strauss in *Continual Permutations of Action* dafür, von „processual“ statt „negotiated order“ zu sprechen, um die flexible, wandelbare Natur sozialer Ordnung sichtbar zu machen.²³ So versuchte er eine Verbindung zwischen Mikro- und Makrosoziologie zu schlagen und das Verhältnis von Struktur und Handlung neu zu denken (vgl. Joas und Knöbl, 2004, 217f.): „Structure is not ›out there‹; it should not be reified. When we talk about structure we are, or should be, referring to the structural conditions that pertain to the phenomena under study“ (Strauss et al., 1963, 257). Er begriff Strukturen also als Bedingungen von Handlung – und Handlungen als Voraussetzung für strukturelle Veränderungen – sprich beide als wechselseitig aufeinander bezogen. Diese Perspektive hat auch meine Modellbildung beeinflusst und mir gestattet, den Doppelcharakter von Freundschaft als (mehr oder minder rigiden) gesellschaftlichen Code und als höchst flexible individuelle Praxis zu fassen.

Nicht zuletzt war meine Modellbildung geprägt von der Auffassung, dass Kategorien meist nicht ‚in Reinform‘ im Material zu finden sind, sondern *mögliche* Ausprägungen entlang eines Kontinuums beschreiben. Anders als etwa in der Objektiven Hermeneutik oder bei psychoanalytischen Verfahren zielt das Kodieren in der Grounded Theory nicht darauf ab, den ‚tatsächlichen‘ Bedeutungsgehalt von Äußerungen aufzudecken. Stattdessen steht das Sammeln unterschiedlicher *möglicher* Lesarten im Vordergrund, um ein Phänomen entlang des Spektrums seiner Varianten möglichst aufschlussreich zu beschreiben und zu erklären. Dementsprechend ist auch die relative Häufigkeit eines Phänomens im Material, einer

23 Er spricht in diesem Kontext auch von „ordering“ statt von „order“, (Strauss, 1993, 254f.), blieb jedoch der grundlegenden interaktionistischen Perspektive treu, dass soziale Ordnung erst durch menschliches Handeln hergestellt, stabilisiert und modifiziert wird (Strauss, 1993, 257f.).

Kategorie oder eines Kodes, nicht bedeutsam für ihre Relevanz in der entstehenden Theorie. Ganz im Gegenteil: Seltene, singuläre oder abwesende Dinge können die Theoriebildung stärker anregen als häufig wiederkehrende (Breuer et al., 2019, 262). Ziel der Theoriebildung ist die Entwicklung eines möglichst allgemeinen (und daher eher schematischen) Modells, welches das untersuchte Phänomen in seinen vielfältigen möglichen Ausprägungen dicht beschreibt und aufschlussreich erklärt. Für den einzelnen Fall werden dabei keine zweifelsfreien Deutungen festgelegt. Anders als bei fallrekonstruktiven Verfahren ist dies wie gesagt auch gar nicht Anspruch einer Grounded Theory (Breuer et al., 2019, 262). Zur Schärfung der analytischen Kategorien habe ich jedoch punktuell auf fallrekonstruktive Methoden zurückgegriffen, um allgemeine Kategorien an konkreten Lesarten zu einzelnen Fälle abzugleichen. Über den Sättigungsgrad des entstandenen Modellentwurfs reflektiere ich abschließend im Fazit.

Interpretieren in Gruppe und Memos

Für meinen gesamten Auswertungsprozess spielte außerdem das *gemeinsame Interpretieren* mit anderen eine große Rolle. Wenn Forschung als Arbeit verstanden wird – und dementsprechend als verkörperter Prozess, bei dem die Forschenden auch sich selbst, ihre Erfahrungen und ihr Wissen einbringen, überdenken und revidieren – so ist auch das Produkt der Forschungsarbeit stets spezifisch und an die forschende(n) Person(en) gebunden. Um die eigenen, subjektiven Deutungen nicht nur intersubjektiv zu validieren, sondern auch um möglichst vielfältige Perspektiven zu ergänzen, ist daher das Interpretieren und Kodieren in sogenannten Interpretationsgruppen unabdingbarer Bestandteil der Grounded Theory Methodologie.

Seit Beginn meiner Arbeit an diesem Projekt habe ich daher in einer Arbeitsgemeinschaft mit einer anderen Doktorandin, sowie in wechselnden Interpretationsgruppen mit jeweils drei bis vier anderen Promovierenden gemeinsam interpretiert, kodiert, Memos und Modellentwürfe diskutiert. Das gemeinsame Interpretieren ist nicht nur für die intersubjektive Nachvollziehbarkeit des Forschungsprozesses wichtig und dadurch für die Sicherung der Qualität der Analyse (Steinke, 2005), sondern leistet auch einen Beitrag zur, für die Grounded Theory so zentrale, *theoretische Offenheit*.

Darüber hinaus ist auch das Schreiben und Diskutieren von sogenannten *Memos* ein weiterer wichtiger Bestandteil der Datenanalyse und Theoriebildung. Sie dienen einerseits der Ergebnissicherung, z.B. beim offenen Kodieren, wenn Interpretationssitzungen mit anderen Ko-Forschenden protokolliert werden. Andererseits findet beim Memo-Schreiben ein Großteil der Theoretisierungsarbeit statt: In „rekursiven Schleifen“ (Breuer et al., 2019, 175) greifen die Forschenden immer wieder auf Memos zurück, schreiben sie fort, neu oder um. Dabei werden manche Memo-Linien zu einer „sprudelnden Quelle weiterführender Überlegun-

gen“, während andere „austrocknen“ (Breuer et al., 2019, 180). Das hochfrequente Schreiben – die zentrale Idee des Memo-Schreibens – dient der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit dem Forschungsprojekt, den vorliegenden Daten und gesammelten Eindrücken, der eigenen Person und dem Vorgehen als Forschende, sowie der Genese von Kategorien und der Herausbildung der zwischen ihnen bestehenden Zusammenhänge (Breuer et al., 2019, 180f.).

Ich nutzte Memos um die unterschiedlichsten Aspekte des Forschungsprozesses zu reflektieren. So fertigte ich etwa klassische Feldnotizen unmittelbar nach den Gesprächen an, um meine Beobachtungen, Gefühle und ersten Reflexionen zum Interview festzuhalten, über meine Effekte im Feld nachzudenken oder Verknüpfungen zu bereits vorhandenen Fällen oder Kategorien herzustellen. Ich fertigte zahlreiche Memos zu meinem operativen Vorgehen an, etwa zur Reihenfolge meiner Arbeitsschritte, zu meinen Sampling-Entscheidungen und zu allen Interaktionen mit Interessierten und Interviewten. Auch Diskussionen mit Kolleg_innen und Freund_innen, das Feedback meiner Betreuer_innen und Präsentationen meines Arbeitsstandes im Kolloquium waren Gegenstand meiner Memos. Nicht zuletzt fertigte ich Memos zu meinen persönlichen Berührungspunkten mit dem Thema an – zu meinen eigenen Freundschaften, ihren Entwicklungen, den geendeten und neu geknüpften Freundschaften sowie zu meinen eigenen Präkonzepten zum Thema Freundschaft. Am Wichtigsten erwies sich das Memo-Schreiben zur Theoriebildung: Ich formulierte meine Gedanken zu Codes und Kategorien, zu ihrer sprachlichen Benennung und zu den Zusammenhängen zwischen ihnen, entwickelte Ideen zur Systematisierung und Darstellung der Ergebnisse sowie zur Einordnung der Ergebnisse in die wissenschaftliche Fachliteratur.

Reflexiver Umgang mit Vorwissen

Der *Umgang mit der Fachliteratur* und den eigenen (Vor-)Annahmen wird in der Grounded Theory Methodologie kontrovers diskutiert. Schließlich steht eine allzu rigide Orientierung an existierenden Theorien, empirischen Befunden und den eigenen Überzeugungen im Gegensatz zum Gebot der theoretischen Offenheit: Eine solche Haltung kann die Analyse blockieren und den Blick verstellen für wichtige Aspekte eines Phänomens. Andererseits ist die Glaser'sche Devise – „no preconceptions“ (vgl. Glaser, 2012, 2013) – erkenntnistheoretisch kaum haltbar, da es gar nicht möglich ist, sich des eigenen Vorwissens vollständig zu entledigen. Eine zentrale Herausforderung besteht deshalb darin, die eigenen Präkonzepte und Metatheorien, welche die analytischen Grundbegriffe für die praktische Forschungsarbeit bereit stellen, zu reflektieren und im Forschungsprozess zu explizieren.

Einem solchen Umgang mit Vorwissen entspricht die von Blumer (1954) entwickelte Idee der *sensibilisierende Konzepte*. Anstatt existierende Theorien definitiv auf das zu untersuchende Phänomen anzuwenden, plädiert Blumer dafür,

den offenen Charakter sozialer Phänomene anzuerkennen und vorab keine eindeutigen Kriterien zu identifizieren, anhand derer die individuellen Instanzen eines Phänomens als solche identifiziert werden können. Dies ist vielmehr die Aufgabe explorativ-rekonstruktiver Forschung. Stattdessen sollen existierende Theorien als sensibilisierende Konzepte verwendet werden: Sie stellen keine zu testenden Hypothesen bereit, sondern schärfen vielmehr den Blick auf das empirische Material: „Whereas definitive concepts provide prescriptions of what to see, sensitizing concepts merely suggest directions along which to look“ (Blumer, 1954, 7).

Die theoretischen Konzepte und empirischen Befunde, die meine eigene Herangehensweise in diesem Sinne geprägt haben, habe ich in Kapitel 2 dargelegt. Sie haben mein Vorgehen bei der Gewinnung und Auswertung der empirischen Daten informiert und die Theoriegenese entscheidend angeregt und bereichert. Im Interpretationsprozess habe ich diese Konzepte gewissermaßen beiseite gelegt, „um nicht der Versuchung zu erliegen, das vorgefundene Material lediglich subsumtionslogisch bereits vorhandenen Kategorien zuzuordnen“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2014, 30). In Theorie-Memos habe ich mich in späteren Schritten dann mit diesen Konzepten auseinandergesetzt und versucht, sie zu erweitern und zu entwickeln, anstatt sie lediglich anzuwenden oder zu verwerfen. Außerdem sind im Interpretationsprozess neue Themen von Relevanz geworden, sodass ich mir in diesem Schritt auch neue theoretische Konzepte erarbeitet habe, über die ich zuvor nicht verfügte. Darüber hinaus habe ich immer wieder versucht, meine eigene Perspektive auf Literatur und Material zu reflektieren – etwa in meinen Interpretationsgruppen, in persönlichen Memos zu meinen eigenen Freundschaften und Erfahrungen im Forschungsprozess sowie durch gezielte Verfremdungstechniken. Auf diese Weise habe ich versucht, eine Balance zwischen gedanklicher, theoretischer Offenheit und einem bewussten, expliziten Umgang mit den eigenen Präkonzepten und zentralen theoretischen Einflüssen auf das eigene Arbeiten herzustellen.

Eine solche (*selbst-*)*reflexive Haltung*, die nicht nur die vermeintlich ‚fremden‘, sondern auch die eigenen Sichtweisen, Haltungen, Aktivitäten und Rollen zu erklären versucht, ist Grundlage der *Reflexiven Grounded Theory* nach Breuer et al. (2019). Diese Variante der Grounded Theory Methodologie geht davon aus, dass sowohl Forschende als auch Beforschte (*selbst-*)*reflexive Fähigkeiten* besitzen und über ihr Denken und Handeln nachdenken und Auskunft geben können (Breuer et al., 2019, 4f., 10). Ferner wird unterstellt, dass die Selbst- und Weltwahrnehmungen der einzelnen eine wichtige Rolle für ihr Handeln spielen – und Auskünfte hierüber deshalb von Interesse für wissenschaftliche Erkenntnisgewinne sind (Breuer et al., 2019, 76f.). Die interviewten Personen werden folglich als Gesprächspartner_innen, statt als Proband_innen oder Versuchspersonen begriffen, weil davon ausgegangen wird, dass Objekt und Subjekt, Beforschte und Forschende, sich nicht grundsätzlich unterscheiden (Breuer et al., 2019, 77). So wie die

Forscherin machen sich auch die Interviewten Gedanken über das Thema Freundschaft. Und nicht nur sie sind vom Thema persönlich berührt – ich als Forschende bin es ebenfalls. Diese Haltung hat auch meine Forschungspraxis maßgeblich geprägt.

Theoretische Sättigung

Wird im Forschungsprozess nun ein Punkt erreicht, an dem neue Fälle oder Daten ins bereits entwickelte Modell passen, wird von einem Zustand der *theoretischen Sättigung* gesprochen. Zusätzliches Material oder weitere Auswertungen bestehenden Materials können dann keine signifikanten neue Kategorien oder Verfeinerungen der existierenden Kategorien mehr hervorbringen. Damit stellt das Prinzip der theoretischen Sättigung das Gegenstück zum theoretischen Sampling dar: Es gilt als „Kriterium, um zu beurteilen, wann mit dem Sampling (je Kategorie) aufgehört werden kann“ (Glaser und Strauss, 1998, 69). Ein solches Abbruchkriterium ist gerade deshalb sinnvoll, weil es in der Grounded Theory Methodologie nicht um statistische Repräsentativität, sondern um *konzeptuelle Repräsentativität* geht (Strübing, 2014, 32f.): Ziel ist es, ein empirisches Phänomen anhand von theoretischen Konzepten und Kategorien möglichst umfassend und detailliert zu beschreiben (Strübing, 2014, 32f., 83).

Fraglos ist die Feststellung, dass eine Kategorie oder ein Modell theoretisch gesättigt ist, „eine subjektive und riskante Entscheidung der Forscherin bzw. des Forschungsteams“ (Strübing, 2014, 33). Ob neues Material und neue Analysen keine neuen Ergebnisse mehr erzeugen, ist auslegungsbedürftig und kann nicht einfach aus den Daten abgelesen werden. Dies erhöht jedoch nur den Begründungsbedarf der Forschenden für ihre Entscheidung und stellt nicht das Kriterium der theoretischen Sättigung grundsätzlich in Frage (Strübing, 2014). Oftmals spielen auch andere limitierende Faktoren wie eine auslaufende Finanzierung, Vorgaben der Universität oder Betreuung oder private Verpflichtungen eine Rolle bei der Entscheidung, die Analyse zu beenden. In meinem Fall erwies sich eine Kombination verschiedener Faktoren als ausschlaggebend: Einige Kategorien (insbesondere zur Herstellung von Geschlecht) schienen bald als gesättigt, während andere noch neue Theoretisierungen und ‚sprudelnde‘ Memo-Quellen produzierten; diesen ging ich in einem längeren Analyse-Prozess gegen Ende der Forschungsprozess nach. Nichtsdestotrotz haben mich auch pragmatische Gründe bewogen, meine Forschungsarbeit schließlich zu Ende zu bringen.

Der Zustand der theoretischen Sättigung kann vor diesem Hintergrund also als idealtypischer Reifungspunkt einer Theorie angesehen werden. Da ich eine sehr spezifische Gruppe (gebildetes, urbanes Mittelschichtsmilieu) und einen spezifischen Freundschaftstypus (dyadische, enge, langjährige Beziehungen) untersucht habe ist mein Theorieentwurf bereits begrenzt. Darüber hinaus erwiesen sich die individuellen Freundschaftsbiografien und Bezüge der jeweiligen Freund-

schaftskonzepte als so vielfältig, dass die von mir entwickelte Modellierung zur Herstellung von Freundschaft keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit und Abgeschlossenheit erheben kann. Nichtsdestotrotz erwies sich das von mir entwickelte Modell in vielerlei Hinsichten an Hinsichten als anschlussfähig. Insgesamt halte ich den Sättigungsgrad meines Theorieentwurfs daher für sehr zufriedenstellend. Im Fazit resümiere ich, unter welchen Gesichtspunkten sich die Modellierung als anschlussfähig erwies, wo sie weiter ausgereift, weiterentwickelt und verdichtet werden könnte und welchen Perspektiven und Forschungsfragen in künftigen Projekten nachgegangen werden könnte.

3.4 Kurzdarstellung des Samples

Arne Andersen und Dora Deuter (#1)

Arne Andersen (41 Jahre) und Dora Deuter (39 Jahre) wohnen in einer ostdeutschen Großstadt und sind seit über 20 Jahren befreundet. Sie wachsen in unterschiedlichen Teilen Deutschlands auf und lernen sich kurz nach dem Abitur bei einem Ausflug mit gemeinsamen Freunden kennen. Als Arne einige Jahre später in die Stadt zieht, in der auch Dora wohnt, gründen sie eine Zweier-Wohngemeinschaft und wohnen vier Jahre lang zusammen. Nach einer Ausbildung als technischer Zeichner absolviert Arne ein Grafikdesign-Studium, während Dora im Call-Center jobbt und eine Ausbildung zur Physiotherapeutin macht. Schließlich lösen sie die Wohngemeinschaft auf, als Arne für einige Jahre ins Ausland geht und Dora mit ihrem Partner zusammenzieht.

Inzwischen wohnen beide wieder in derselben Stadt: Arne mit seiner Partnerin und seinen beiden Kindern (1 und 3 Jahre), Dora mit ihrem Partner und ihrer Tochter (8 Jahre). Beide haben sich inzwischen mit einer eigenen Praxis bzw. einem eigenen Büro selbstständig gemacht und arbeiten in Vollzeit. Ihrer Freundschaft messen sie noch immer große Bedeutung bei, auch wenn sie über akuten Zeitmangel klagen und feststellen, dass sich die Räume und Praktiken ihrer Freundschaft durch Familiengründung und Partnerschaft radikal verändert haben.

Björn Bauer und Erika Ebert (#2)

Björn Bauer (35 Jahre) und Erika Ebert (38 Jahre) wachsen in derselben ostdeutschen Kleinstadt auf. Als Jugendliche verlieben sie sich ineinander und ziehen gemeinsam als Paar in die Großstadt. Zunächst machen beide eine Ausbildung, Erika als Altenpflegerin, Björn als Industriekaufmann, ehe sie auf dem zweiten Bildungsweg die Hochschulreife erlangen und noch einmal studieren: Björn BWL und Erika Erziehungswissenschaften. Während dieser Zeit wohnen sie zusammen und führen eine nicht-monogame Paarbeziehung, in der Björn, der sich als bisexuell bezeichnet, regelmäßig Affären mit Männern hat. Während Björn die Offen-

heit der Beziehung genießt, leidet Erika zunehmend darunter. Nach zehn Jahren trennen sie sich und entscheiden, gute Freunde zu werden – oder es zu bleiben. (Seit wann sie genau befreundet sind beziffern sie unterschiedlich.)

Heute arbeitet Björn in Vollzeit in einem Versicherungsunternehmen, Erika ist in Teilzeit im Altenheim beschäftigt und arbeitet freiberuflich in einer Beratungsstelle. Sie wohnen inzwischen getrennt – Björn in einer Wohngemeinschaft, Erika allein – aber haben weiterhin fast täglichen Kontakt, fahren gemeinsam in den Urlaub und übernachten gelegentlich bei einander. Sie sind in vielen Lebensbereichen füreinander da und unterstützen einander z.B. bei Krankheit oder Konflikten auf der Arbeit. In den letzten Jahren haben sie erwogen, gemeinsam ein Kind zu bekommen, Erika hat dies aber letztlich verworfen. Zum Zeitpunkt des Einzelinterviews ist Erika erneut in einer heterosexuellen Partnerschaft, während Björn berichtet, dass er zum ersten Mal einen Mann zum Partner habe.

Christian Cadek und Frieda Fröhlich (#3)

Christian Cadek (40 Jahre) und Frieda Fröhlich (38 Jahre) sind seit über fünfzehn Jahren befreundet. Sie lernen sich zu Beginn ihres Studiums in einer ostdeutschen Großstadt über eine gemeinsame Freundin kennen. Sie jobben eine Zeit lang in derselben Kneipe und gehen oft zusammen auf Parties und in Clubs, auch wenn sie nicht die gleiche Musik mögen und unterschiedliche Interessen haben. Die Freundschaft zur gemeinsamen Freundin geht letztlich bei beiden in die Brüche, ihre Freundschaft zueinander bleibt bestehen.

Heute arbeiten sie in unterschiedlichen Bereichen, aber wohnen weiterhin in derselben Stadt. Frieda arbeitet, seitdem sie ihr Diplom in Geschichte erworben hat, 20 Stunden pro Woche in der Universitätsbibliothek, wo sie Kurse zum Thema Literaturrecherche anbietet. Daneben besucht sie noch regelmäßig historische Archive und verfolgt private Rechercheprojekte. Christian hat sein Psychologiestudium abgeschlossen und arbeitet seither als Sozialarbeiter in einer Einrichtung des betreuten Wohnens. Neben seinem Job ist er auch politisch aktiv. In den vergangenen Jahren hat Frieda zwei mal geheiratet und sich wieder scheiden lassen. Seit Kurzem ist sie wieder liiert und wünscht sich Kinder mit ihrem Partner. Christian hat, wie er selbst sagt, nur einmal in seinem Leben den „Versuch“ einer Partnerschaft gewagt. Beide wohnen zum Zeitpunkt der Interviews allein.

Dominik Degner und Gina Gerhard (#4)

Dominik Degner (29) und Gina Gerhard (27) kennen sich seit ihrer Schulzeit, die sie in einem norddeutschen Dorf verbringen. Sie lernen sich kennen, als Dominik in der Oberstufe in Ginas Klasse kommt und sie mit einem seiner engsten Freunde ausgeht. Dominik und Gina freunden sich an und halten auch im jungen Erwachsenenalter Kontakt, als Dominik für seine Ausbildung als Zimmerer in eine nahegelegene Kreisstadt zieht. Im Anschluss zieht Dominik für eine Festanstellung in

eine größere Stadt. Auch Gina zieht es zwei Jahre später in eine Großstadt, wo sie eine Ausbildung als Hotelfachfrau abschließt.

Beruflich bedingt wohnen beide heute in unterschiedlichen Städten, versuchen sich aber regelmäßig zu besuchen, sofern es ihre sonstigen Verpflichtungen erlauben. Dominik ist verheiratet. Er und seine Frau wohnen zusammen und erwarten zum Zeitpunkt des Paarinterviews ihr erstes Kind. Nach längerer Zeit ohne Partner ist Gina zum Zeitpunkt des Einzelinterviews seit Kurzem in einer Partnerschaft mit einem alten Bekannten. Gina wohnt allein.

Emil Eichler und Hanna Habicht (#5)

Emil Eichler (39 Jahre) und Hanna Habicht (38 Jahre) lernen sich mit Anfang 30 über gemeinsame Freunde kennen. Sie verlieben sich einander, werden ein Paar und führen fortan eine nicht-monogame Partnerschaft. Beide sind zu der Zeit im Umweltschutz aktiv und schlagen einen ähnlichen beruflichen Weg ein: Sie beenden fast zeitgleich ihr Studium, promovieren im Anschluss – Emil in Physik, Hanna in Agrarwissenschaften – und treten anschließend zeitlich befristete Stellen als wissenschaftliche Referent_innen an.

Nach vier Jahren trennen sich Emil und Hanna. Heute verstehen sie sich als beste Freunde und haben fast täglichen Kontakt. Allerdings haben sie auch Konflikte, weil sie unterschiedliche Lebensentwürfe verfolgen und im Job konkurrieren. Zum Zeitpunkt des gemeinsamen Interviews wohnen beide allein. Hanna zieht kurze Zeit später mit ihrem neuen Partner zusammen, von dem sie zum Zeitpunkt des Einzelinterviews ein Kind erwartet. Auch Emil führt zu diesem Zeitpunkt eine neue Partnerschaft und wohnt weiterhin allein.

Felix Feldberg und Yanik Yost (#6)

Felix Feldberg (35 Jahre) und Yanik Yost (38 Jahre) lernen sich als Jugendliche in einer westdeutschen Kleinstadt kennen. Sie besuchen dieselbe Schule und sind Teil derselben Clique. Doch erst nach einem besonderen Ereignis werden sie zu engen Freunden: Beide sind schwul und vertrauen sich zum allerersten Mal der jeweils anderen Person an. Das wechselseitige Outing schafft Nähe und Vertrauen; sie entwickeln einen ähnlichen Musikgeschmack, gehen zusammen auf Konzerte und erkunden auf Reisen und in der nahegelegenen Großstadt das schwule Nachtleben.

Nach dem Abitur ziehen beide in eine westdeutsche Großstadt und schreiben sich für verschiedene Studiengänge ein. Yanik bricht sein Philosophie-Studium ab und bestreitet seinen Lebensunterhalt mit verschiedenen Nebenjobs. Aktuell arbeitet er in einem Restaurant, wo er fest angestellt ist. Er wohnt allein und ist aktuell nicht in einer Partnerschaft. Felix macht sein Diplom in Sozialwissenschaften und ist seitdem festangestellt bei einem Ministerium. Er ist seit zehn Jahren in

einer festen Partnerschaft und wohnt mit seinem Partner zusammen. Felix und Yanik verstehen sich als „Best Friends“.

Greta Gerken und Jasmin Jabal (#7)

Greta Gerken (29 Jahre) und Jasmin Jabal (28 Jahre) kennen sich seit ihrer Kindheit: Sie sind Cousinen und wachsen in derselben westdeutschen Kleinstadt auf. Im Jugendalter werden sie zu Freundinnen und teilen einen Freundeskreis. Jasmin macht nach der mittleren Reife eine Ausbildung im Einzelhandel und beginnt mit 16 Jahren in Vollzeit zu arbeiten. Greta besucht hingegen das Gymnasium. Nach dem Abitur geht sie für ein Jahr lang ins Ausland und zieht im Anschluss in eine Großstadt in der Nähe, um dort Kulturwissenschaften zu studieren. Da Jasmin unzufrieden mit ihren Job-Perspektiven im Einzelhandel ist, wechselt sie in den Vertrieb und zieht ebenfalls in die Großstadt, in der auch Greta wohnt. Dort macht sie noch einmal eine Ausbildung zur Immobilienkauffrau.

Greta und Jasmin wohnen weiterhin in derselben Großstadt und treffen sich regelmäßig. Greta macht inzwischen ein Volontariat bei einem kleinen Rundfunksender, Jasmin arbeitet als Immobilienmaklerin. Auf der Arbeit lernt Jasmin ihren Partner kennen, mit dem sie zeitnah zusammen ziehen und Kinder bekommen möchte. Greta ist zum Zeitpunkt des gemeinsamen Interviews nicht in einer Partnerschaft. Zum Zeitpunkt des Einzelinterviews führt sie seit kurzem eine Fernbeziehung. Beide wohnen zum Interview-Zeitpunkt allein.

Henry Hunter und Klemens Klein (#8)

Henry Hunter (46 Jahre) und Klemens Klein (44 Jahre) sind seit neun Jahren befreundet. Klemens kommt aus einer ostdeutschen Kleinstadt und zieht nach dem Abitur in eine Großstadt nach Süddeutschland, wo er Henry kennenlernt. Dieser ist in einem Fischerdorf an der walisischen Küste aufgewachsen. Über einen Schüleraustausch kommt er als Jugendlicher zum ersten Mal nach Deutschland und entwickelt ein starkes Interesse für Sprache und Kultur. Nach seinem Schulabschluss zieht er zum Studieren in eine mitteldeutsche Stadt, wo er auch seinen ersten Lebenspartner kennenlernt. Sie bleiben 19 Jahre lang zusammen und ziehen aus beruflichen Gründen in eine süddeutsche Großstadt. Dort lernt Henry in einem Café Klemens kennen, der gerade mit seiner Familie am Brunchen ist, als Henry ihn anspricht. Henry verliebt sich in Klemens, doch dieser ist nur freundschaftlich an ihm interessiert. Spätestens als Klemens seinen Partner Andi kennenlernt, verflüchtigen sich Henrys Gefühle der Verliebtheit.

Inzwischen hat Henry sich von seinem langjährigen Partner getrennt und ist seit drei Jahren in einer neuen Partnerschaft mit Bob, der aus England stammt. Klemens ist noch immer mit Andi zusammen; zusammen mit einer engen Freundin erwarten sie in Bälde ein Kind.

Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort

4

4.1 Entwicklung der Schlüsselkategorie

Für gewöhnlich stellt die Kern- oder Schlüsselkategorie in der Grounded Theory das Herzstück der Modellbildung dar (Strauss und Corbin, 1998). Sie erlaubt es, „die am Material entwickelte analytische Struktur auf ein zentrales Konzept hin zu fokussieren und damit die verschiedenen Elemente zu einer in sich verbundenen Theorie zu integrieren“ (Strübing, 2014, 72). Somit soll sie „einen Schlüssel zum Verständnis des fokussierten Problems“ (Breuer et al., 2019, 132) bieten – und Antworten auf grundlegende Fragen geben: „If my findings are to be conceptualized in a few sentences, what do I say? What does all the action/interaction seem to be about?“ (Corbin und Strauss, 1990, 14).

Nicht immer können Forschende die *eine* Schlüsselkategorie identifizieren. Überhaupt ist die Idee, dass das Finden einer Schlüsselkategorie Ziel einer jeden Grounded Theory sei, eine „apriorische Setzung, die sich nicht mit der Idee der Datenbegründetheit (Emergenz) rechtfertigen lässt“ (Breuer et al., 2019, 286). Je nach Modelllogik kann dieses Postulat unpassend erscheinen. Nichtsdestotrotz raten Strauss und Corbin (1996, 1990) ebenso wie Glaser (1978) dazu, sich so stark wie möglich bei der Auswahl der im Zentrum des Modellentwurfs stehenden Kategorien zu beschränken. Oft bedeutet das Finden mehrerer Kernkonzepte nämlich, dass die identifizierten Kategorien jeweils unterschiedliche Untersuchungsfragen beantworten und die Forschungsfrage weiter zugespitzt werden könnte (Strübing, 2013, 123).

Auch mein Weg zur Schlüsselkategorie „Konstruktion von Freundschaften als Sehnsuchtsort“ führte zunächst über die Fokussierung verschiedener Teilphänomene. Immer wieder rückte ich beim axialen Kodieren andere Aspekte in den Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit: Grenzziehungen vis-à-vis anderer Beziehungen, (Ir-)Relevantmachungen von Sexualität, unterschiedliche Freund-

schaftsverläufe, die Zentrierung von Paarbeziehungen bzw. die Dezentrierung²⁴ von Freundschaften im Lebensverlauf, das Knüpfen und Herstellen von Freundschaft, Metaphern des Räumlichen, das Verhältnis von Ideal und Praxis. Wie in einem Kaleidoskop fügten sich die Elemente meines Materials zu immer wieder neuen Bildern zusammen, je nachdem welchen Aspekt ich in den Mittelpunkt rückte. Hieraus ergab sich die Frage, was all diese scheinbar disparaten Phänomene verbindet.

Ein wesentliches Phänomen, welches sich im Material und in meinem eigenen Denken und Schreiben über Freundschaften entdecken ließ, war die äußerst positive Perspektive auf das Phänomen. Im Allgemeinen sowie in Bezug auf konkrete Beziehungen lobten die Interviewten die Freundschaft und schrieben ihr eine Reihe positiver Eigenschaften zu, anhand derer sie sie von anderen Begriffen und Beziehungsformen abzugrenzen versuchten. Hier zeigte sich, dass der normative Begriff von Intimität, der meine Herangehensweise sensibilisiert hatte, auf entscheidende Weise die Konzepte der Einzelnen prägte. Freundschaft entpuppte sich in ihren Erzählungen als eine Art verkörpertes Ideal: als eine durch und durch gelingende Beziehung, die von wechselseitiger Anerkennung, Vertrauen, Fürsorge, Freiwilligkeit und Autonomie gekennzeichnet ist. Missachtung, Differenzen und Brüche wurden zwar auch erzählt, aber dabei in einen Gegensatz zur Freundschaft gestellt. Sie wurden etwa als Gründe für eine Beendigung der Freundschaft erzählt oder als Offenbarung, dass eine Freundschaft gar nicht mehr vorliegt. Ich beschrieb dieses Phänomen der überaus positiven Betrachtungsweise zunächst als *Ideal(isierung) von Freundschaften*.

Auch meine eigene Sichtweise auf Freundschaft ist von Idealvorstellungen geprägt. Entsprechend den Postulaten der Reflexiven Grounded Theory nahm ich in einem nächsten Schritt meine eigenen Erfahrungen und Einstellungen zu Freundschaft in den Blick. Ich stellte fest, dass meine eigenen Präkonzepte das Schöpfen neuer Ideen und Konzepte zunächst behinderten, da ich an einem positiven Bild von Freundschaft festhalten wollte. Dies verstellte den Blick für konflikthafte und ambivalente Aspekte von Freundschaft sowie die komplexe Verwicklung mit gesellschaftlichen Verhältnissen der Abhängigkeit, Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung. So musste ich erst meine eigene innere Haltung aufgeben, um distanziert und aus einem neuen Blickwinkel auf das Phänomen blicken zu können. Das Loslassen von Präkonzepten, früheren Deutungen und Selbstkonzepten stellte den schwierigsten Schritt in diesem Prozess dar, ermöglichte mir aber gleichzei-

24 Ich verwendete in der Auswertung zunächst den Begriff der ‚Dezentrierung‘ um den Wandel im Lebensverlauf zu markieren, den die Interviewten beschrieben: Hatten Freundschaften in ihrer Jugend und im früheren Erwachsenenalter noch eine zentrale Position eingenommen, rückten sie mit fortschreitendem Alter zunehmend an den Rand des Lebenszusammenhangs. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene kann freilich nicht von einer Freundschaftszentrierung – etwa im Sinne „freundschaftszentrierter Lebensweisen“ (Kruppa, 2013) – die Rede sein, weswegen ich diesen Begriff schließlich nicht zentral setzte.

tig, neue Beobachtungen aufkommen zu lassen, neue Sichtweisen und Perspektiven einzunehmen und so schließlich durch den Gegenstand meiner Arbeit selbst verändert zu werden.

Ein weiteres Phänomen regte meine Überlegungen an. Trotz der überaus positiven Bewertung ihrer Freundschaften ordneten die meisten Interviewten sie in der praktischen Lebensführung der Familie, der Partnerschaft und der Erwerbsarbeit unter. Ich bewertete dies zunächst als *Widerspruch zwischen diskursivem Ideal und tatsächlicher Praxis*. Doch bei näherem Hinsehen zeigte sich, dass die Interviewten diese Depriorisierung mit der Klassifikation der Beziehung als Freundschaft begründeten. Dass man mit jemandem ‚nur‘ befreundet ist, schien etwa zu legitimieren, dass man dieser Beziehung weniger Zeit oder Wichtigkeit einräumt, als einer Partnerschaft. Hier wurde gewisse Zirkularität deutlich: Die Depriorisierung und Dezentrierung von Freundschaften im Lebensverlauf entpuppte sich als Implikation der Freundschaftskonzeption der Interviewten, in der die Begrenzung von Wünschen, Ansprüchen und Verpflichtungen bereits angelegt war. Die Klassifikation der Beziehung anhand von Konzepten und die tatsächliche Beziehungspraxis stehen in einem komplexen Wechselverhältnis, welches mich an die Rückkopplungseffekte denken ließ, die in philosophischen Arbeiten zu Sozialkonstruktivismus beschrieben werden (s. Abschnitt 2.3.1).

Was ich zuvor als Diskrepanz von Ideal und Praxis bewertet hatte, konnte nun als ein Spannungsfeld rekonstruiert werden, das der Freundschaft immanent ist. Außerdem zeigte sich, dass Freundschaft in wechselseitiger Abhängigkeit und gleichzeitig mit anderen Beziehungen hergestellt wird: Familie, Liebe, Bekanntschaft und Arbeit stellten Bezüge dar, vor deren Hintergrund die Einzelnen die Freundschaft erst als eigenständig erzählen, positiv bewerten oder ihnen praktisch unterordnen konnten. Obwohl die Unterordnung der Beziehung in der Freundschaftskonzeption meist schon angelegt war, bedauerten die Interviewten, dass sie mit steigendem Alter und wachsender Einbindung in Familie und Beruf immer weniger Zeit für ihre Freundschaften aufbringen konnten. Und so fand sich auch das Ideal bzw. die Idealisierung von Freundschaften in meinem neuen Kernkonzept wieder: Ich rekonstruierte diese Spannung als eine Sehnsucht nach Freundschaften. Ganz gleich wie unterschiedlich die jeweiligen Konzepte und Praktiken von Freundschaft waren, alle einte eine solche Sehnsucht.

Diese Gedanken- und Analyseschritte führten schließlich zur Kernkategorie der *Sozialen Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort*. Sie erlaubt es, die unterschiedlichen Stränge meiner vorherigen Analyse zusammen zu führen, die Idealisierung nicht in der Abweichung zur Praxis, sondern als eine der Konzeption von Freundschaft inhärente Spannung zu begreifen, die Grenzziehungen als Teil eines iterativ-zyklischen Prozesses zu verstehen, der die Depriorisierung von Freundschaft bedingt – und die Sehnsucht nach Freundschaft dabei schließlich in den Mittelpunkt der Analyse der Herstellung von Freundschaft zu rücken. Mit diesem Konzept beantworte ich schließlich die zentrale, meiner Studie zugrunde

liegende Frage, wie Freundschaften in der „neuen Mitte“ hergestellt, gedeutet und erlebt werden.²⁵

4.2 Soziale Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort: Was ist das nun?

Was ist nun gemeint mit der *Sozialen Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort*? Der erste Aspekt der zentralen Kategorie ist die *Soziale Konstruktion*. Fraglos erwerben wir all unsere Konzepte im Zuge gesellschaftlicher Prozesse: Sie werden uns von sozialisatorischen Instanzen vermittelt, etwa von unseren Eltern, Lehrerinnen oder Schulfreunden. Verschiedene Kulturen und Sprachen verfügen über unterschiedliche Konzepte – und diese wandeln sich im Verlauf der Zeit, etwa infolge historischer Veränderungen. Freundschaft ist hier keine Ausnahme. Der Aspekt der sozialen Konstruktion soll also keineswegs bloß darauf verweisen, dass der *Begriff* „Freundschaft“ ein Produkt gesellschaftlicher Praktiken ist und eine Geschichte hat, die sich untersuchen ließe.

Im Gegensatz zu manch anderen Kategorien, ist Freundschaft nicht nur ein Produkt sozialer Prozesse, sondern *selbst* eine soziale Kategorie, da sie ein gesellschaftliches Verhältnis bezeichnet: Dadurch, dass mindestens zwei Menschen in einem *bestimmten* (Nähe-)Verhältnis zueinander stehen, führen sie eine Freundschaft. (Dies unterscheidet Freundschaften etwa von physikalischen Stoffen, die nicht sozial konstituiert sind.) Um dieses spezifische Verhältnis zu markieren, bezeichnen wir jemanden als Freund_in, unsere Beziehung als Freundschaft. Freundschaft ist also beides: ein konkretes zwischenmenschliches Verhältnis und ein Konzept oder Klassifikationsschema zugleich. Die Markierung einer Beziehung als Freundschaft hat wiederum Implikationen: Sie zieht weitere Unterscheidungen nach sich, etwa, wenn ich überlege, wen ich zu meinem Geburtstag einladen soll und dafür auf das Kriterium zurückgreife, mit wem ich befreundet bin. Die Klassifikation wird somit zur Grundlage für bestimmte Handlungen, Motivationen und Legitimationen, die sich wiederum auf meine Beziehungen auswirken. Ausgehend von einer existierenden Definition von *Freundschaft* kann ich etwa versuchen, jemandes Freundin zu werden – oder jemandem die Freundschaft zu kündigen. Ian Hacking (1988) hat diesen zentralen Aspekt der sozialen Konstruktion als Rückkopplungsschleife beschrieben: Demnach gilt etwas dann als sozial konstruiert, wenn es zu erheblichen Teilen so ist, wie es ist, aufgrund dessen, was ihm zugeschrieben wird (s. auch Haslanger 2012, 88 in

25 Wichtige Anregungen für die Identifikation einer Schlüsselkategorie und das Entwickeln eines darauf basierenden Modells verdanke ich Franz Breuer sowie der Dissertation von Anju Giehl 2019 zu weiblichen Sexualbiografien. Die von Giehl gewählte Modelllogik hat entscheidende Grundlagen für das hier vorgestellte Modell und dessen Darstellung geliefert.

Abschnitt 2.3.1). Diese Wechselwirkung trifft auch auf die von mir untersuchten Freundschaften zu.

Die Interdependenz von Beziehung und Bezeichnungspraktiken erwies sich im Material als zentraler Aspekt der sozialen Konstruktion von Freundschaft. Beide Ebenen interagieren auf komplexe Weise miteinander. Im Material zeigte sich etwa, dass die Interviewten in iterativ-zyklischen Prozessen auf bestehende Konzeptionen von Freundschaft zurückgriffen, etwa auf gesellschaftliche Normen über die Freundschaft oder auf ihr eigenes Freundschaftsideal. Dabei mussten sie sich zu diesen Entwürfen von Freundschaft verhalten, sie bestätigen, hinterfragen oder verändern. Durch das eigene Klassifizieren, Abgrenzen, Aushandeln, Hinterfragen und (Um-)Gestalten veränderten sie nicht nur ihre Konzeptionen von Freundschaft – sie partizipierten dadurch auch an der Konstruktion eines gesellschaftlichen Leitbildes Freundschaft. Die eigenen Präkonzepte und der gesellschaftliche ‚Code‘ der Freundschaft fungieren neben den institutionellen Rahmenbedingungen als Strukturen, die die individuelle Praxis rahmen. Diese Praxis wiederum stellt die Voraussetzung von Strukturen und Strukturwandel dar. Diese wechselseitige Bezogenheit von individuellem Handeln, auf der einen Seite, und sozialen Normen und Strukturen, auf der anderen Seite, habe ich im Kernkonzept mit dem Begriff der sozialen Konstruktion gefasst. Obgleich der Begriff aufgrund seiner Nominalisierung suggeriert, dass es sich dabei um etwas Abgeschlossenes oder Statisches handelt, nehme ich im Folgenden vor allem die *Prozesse* in den Blick, die diesem Konstruieren zugrunde liegen.

Die zweite Komponente der zentralen Kategorie ist der *Sehnsuchtsort*. Hiermit beschreibe ich aus der Binnenlogik, als was die Interviewten Freundschaft konstruieren, d.h. mit welchen (Be-)Deutungen sie die Freundschaft aufladen. Der Begriff des Sehnsuchtsortes ist dabei bewusst offen gewählt, um Raum für die Vielfältigkeit der mit Freundschaft verknüpften Deutungen zu lassen. Was alle Fälle eint, ist das Spannungsverhältnis zwischen Ideal und Praxis, zwischen dem, was ist und dem, was sein soll oder sein könnte, zwischen dem, was die Einzelnen sich wünschen und dem, was möglich ist. Sehnsucht ist schließlich immer verknüpft mit der Erfahrung, das Objekt der Sehnsucht nicht erreichen zu können.

In der weiteren Analyse stellten sich vier Dimensionen als zentrale Bezüge der Herstellung von Freundschaft als Sehnsuchtsort heraus, die in jeweils unterschiedlichen Ausprägungen zueinander kalibriert werden mussten. Es ließen sich unterschiedliche Phasen und Ebenen der Herstellung identifizieren. Dabei fanden die Interaktionen der Einzelnen immer vor einer persönlichen und gesellschaftlichen Hintergrundfolie statt. Diese Bestandteile des Modells stelle ich im Folgenden in Abschnitt 4.2.1, Abschnitt 4.2.2 und Abschnitt 4.2.3 kurz vor, ehe ich das Modell noch einmal als Ganzes in Abschnitt 4.2.4 beschreibe.

4.2 Hintergrundfolie: Wollen, Sollen und Können

Die „Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“ findet in den Erzählungen der Interviewten vor einer spannungsreichen Hintergrundfolie statt. Zum einen kommen persönliche Wünsche, Bedürfnisse und Einstellungen sowie frühere Erfahrungen, etwa aus anderen Beziehungen, dabei zum Ausdruck. Diese eigenen Wünsche und Visionen prägen maßgeblich, was für ein Verständnis von Freundschaft die Einzelnen besitzen, welche impliziten Kriterien zur Anwendung kommen, wenn sie eine Beziehung als Freundschaft klassifizieren und was sie in einer Freundschaft voneinander erwarten. Zum anderen greifen die Interviewten im Konstruktionsprozess auf bereits vorhandene, gesellschaftlich akzeptierte Beziehungsnormen zurück und verhalten sich zu ihnen, etwa indem sie sie bestätigen, ablehnen oder modifizieren. Andere gesellschaftliche Normen und Strukturen spielen ebenfalls eine Rolle, etwa die Notwendigkeit, durch Erwerbsarbeit seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, eine auf monogame Partnerschaft fokussierte Sexualmoral oder die sozialstaatliche Begünstigung von paar- und familienorientierten Lebensweisen. Diese gesellschaftlichen Verhältnisse rahmen, welchen Raum Freundschaften in den subjektiven Deutungen der Einzelnen einnehmen (s. Abbildung 4.1).

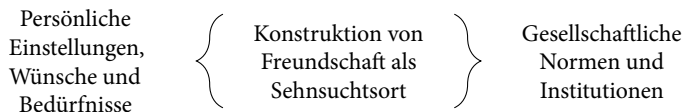


Abbildung 4.1: Hintergrundfolie der Freundschaftskonstruktion

Persönliche Wünsche und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stellen jedoch nicht bloß eine ‚passive‘ Hintergrundfolie dar, auf die die Einzelnen in ihrer Wirklichkeitskonstruktion zurückgreifen. Vielmehr wird im Material auch das Wechselspiel von individuellem Handeln und gesellschaftlichen Strukturen deutlich: Indem die Einzelnen vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normen und Institutionen ihr eigenes Konzept von Freundschaft entwerfen und dieses zur Kategorisierung ihrer Beziehungen anwenden, nehmen sie an der gesamtgesellschaftlichen Konstruktion von Freundschaft teil. Die Einzelnen haben damit auch Einfluss auf das gesellschaftliche Leitbild von Freundschaft, auch wenn dieser im gesamtgesellschaftlichen Maßstab vergleichsweise gering ist. Auch die eigenen Wünsche und Bedürfnisse kommen nicht lediglich zur Anwendung: Vielmehr führen die Aushandlungen in den Freundschaften oft erst dazu, dass die eigenen Vorstellungen formuliert, in Frage gestellt oder verworfen werden können. Erst in Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen – mit Familie, Partner_innen oder Freund_innen – entwickelten die Interviewten eine Vorstellung, davon, wie sie handeln wollen, was ihnen wichtig ist und was ein gelungenes Leben für sie ausmacht. Im Folgenden illustriere ich anhand von Sequenzen aus dem Material, wie

sich die Konstruktion von Freundschaft vor dem Spannungsfeld von persönlichen Vorstellungen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vollzieht.

Die Verhandlung der Hintergrundfolie der Freundschaft zeigt sich etwa in den Gesprächen mit Erika Ebert und Björn Bauer (#2). Im Paarinterview erzählen sie, dass sie eine Zeit lang nach ihrer Trennung erwogen, gemeinsam ein Kind zu bekommen. Schon während ihrer Paarbeziehung hatten sie einen Kinderwunsch gehegt, konnten diesen jedoch nicht realisieren. Einige Jahre nach der Trennung schlägt Björn Bauer vor, es erneut und dieses Mal per künstlicher Befruchtung zu probieren. Der Freundeskreis unterstützt die Idee und will Erika Ebert, so sagt sie im Paarinterview, „Kinder andichten (...) mit ihm“ (2g/318). Während Björn Bauer meint, er könne sich „dieses Rollenverständnis durchaus (...) vorstellen (...) sehr gute Freunde sein und auch trotzdem Eltern eines gemeinsamen Kindes“ (2g/331), erläutert Erika Ebert ihre Zweifel:

„Da haben wir viel geredet und und] das ist halt ich /B: mhm/ bin da halt immer sehr mh zwiegespalten. (.) Weil ähm für mich ist halt immer die Frage stell ich mein persönliches Glück – /I: mhm/ ähm in den Hintergrund um ein Kind zu haben? Weil äh äh es ist ja wunderschön dass wir uns beide das vorstellen können. Und dass das ne Akzeptanz von unserem Freundeskreis hat aber mh ich bin ja auch noch eine Frau und habe ein Liebesleben. Und und äh – und äh ähm mh habe ne Partnerschaft und wie geht der Partner also also ähm mit da mit der Sache um und da müssen wir sch- schon ganz ehrlich sagen das sind die wenigsten (.) äh Menschen die äh damit äh mit diesem Konzept umgehen können. (.) Das ist ein so eigentlich so ein Hauptgrund ähm (.) dass ich mir AN SICH das SO /I: mhm/ wirklich als Konzept vorstellen könnte und das denke dass es funktioniert. Und dass wir als F- Familie funktionieren würden. /I: mhm/ Aber dann denk ich immer aber wo bleibe ICH? (.) Ganz persönlich ICH als als Frau – einfach. (.) So /I: mhm/ mein also bin ich bereit mein persönliches Glück dann für eine Familie in den Hintergrund zu stellen? Weil das ist klar wir werden kein Liebespaar mehr. /I: mhm/ /B: mhm/ Also das ist GANZ definitiv getrennt und klar. Und da wird's auch kein Revival und nichts mehr geben.“ (2g/332)

Erika Ebert beschreibt hier eine fundamentale Ambivalenz zwischen zwei sich für sie als unvereinbar darstellenden Lebensentwürfen: Sie ist zerrissen zwischen dem Wunsch, eine Familie zu gründen, und dem Wunsch, eine gelingende Paarbeziehung einzugehen, zwischen ihrer Offenheit, als Freund_innen ein Kind groß zu ziehen, und der Sorge, dass ein solches Familienmodell gesellschaftlich wenig Akzeptanz finden und ihre Chancen auf eine erfüllte Partnerschaft mindern könnte. Das Spannungsfeld, vor dessen Hintergrund Erika Ebert und Björn Bauer die Gestaltung ihrer Freundschaft – ob sie ein Kind bekommen oder nicht – im Paarinterview aushandeln, besteht dabei nicht nur aus gesellschaftlichen Moralvorstellungen, die Kinder ausschließlich in einer auf paarförmiger Liebe basierenden Familie vorsehen, sondern auch aus Erika Eberts eigenen Wünschen nach

einem „Liebesleben“. Die Idee, als Freund_innen ein Kind zu bekommen, rahmt Erika schließlich als Verzicht auf ihr „persönliches Glück“. Dieses verortet sie stattdessen in einer Partnerschaft.

Auch im Paarinterview mit Emil Eichler und Hanna Habicht (#5) lässt sich die wechselseitige Bedingtheit von individuellen Wünschen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen rekonstruieren. Für sie ist das Thema Kinderwunsch ebenfalls Gegenstand wiederholter Auseinandersetzungen. Zwar erwägen sie nicht, gemeinsam ein Kind zu bekommen, sie verfolgen jedoch grundsätzlich verschiedene Lebensentwürfe, wie Hanna Habicht im Paarinterview erläutert:

„Also ich würd gern ein Kind haben und Emil findet Kinder halt doof. Und /E: (lacht leise)/ /I: (lacht leise)/ und keine Ahnung wenn ich irgendwie im nächsten Jahr ein Kind kriegen sollte dann ä- verändert es sicherlich mein auch ein bisschen mein mein Lebensinhalt oder meine Themen oder so und ich könnt mir vorstellen dass das auch dann noch also ich hab da also eine Angst die ich auch hab ist dass es irgendwie bei uns dann (.) mit uns irgendwie äh ausei- also bei manchen Ebenen auseinander driftet und so.“ (5g/218)

Nachdem Hanna Habicht unmittelbar vor dieser Sequenz das Zusammenfallen der inneren „Ebenen“ als das Besondere an ihrer Freundschaft mit Emil Eichler herausgestellt hatte – nur mit ihm könne sie über ihre Gefühle reden und sich gleichzeitig „politisch sofort verstanden“ (5g/217) fühlen – äußert sie hier Zweifel, dass diese Ebenen künftig auseinander fallen könnten, falls sie ein Kind bekommt. Dass ihr Kinderwunsch tatsächlich ein Problem für Emil Eichler darstellt, bestätigt dieser im Einzelinterview: „Ich bin grad total in Panik von dem ganzen Kinderthema“ (5E/79) – und erläutert: „Für mich ist äh Kinder einfach Bedeutung ich verlier Leute (.) das ist mein klares Gefühl“ (5E/85). Dass viele seiner Freund_innen aktuell Familien gründeten, mache ihm Angst, dass er seinen „jugendlichen Lebensstil“ (5E-EN) aufgeben müsse, erzählt er im Anschluss an die Aufzeichnung.

Wieder stoßen zwei verschiedene Lebensentwürfe aufeinander: ein Leben mit und ein Leben ohne Kinder, der Wunsch nach Familiengründung und die Ablehnung eines bürgerlichen Familienmodells. Diese divergierenden Lebensentwürfe stellen grundsätzlich in Frage, was Emil Eichler und Hanna Habicht verbindet, wie sie sich selbst verstehen und füreinander da sein wollen. Vor diesem Hintergrund müssen sie ihre Freundschaft neu aushandeln und womöglich neu definieren, was Freundschaft für sie heißt.

Zum Zeitpunkt des Einzelinterviews, circa ein einhalb Jahre später, ist Hanna Habicht schwanger. Im Gespräch artikuliert sie von ihren Sorgen, was das für ihre Freundschaften bedeutet:

„Ich hab dann Angst dass ich irgendwie in Vergessenheit gerate oder (.) Leute sich entfernen. Ähm (.) ich hab auch Angst also zwei gute Freundinnen von mir

sind jetzt auch gerade schwanger und (.) /I: ((zustimmend)) Mhm/ ich irgendwie auch Angst hab dass das dann so zentraler Aspekt unserer Freundschaft wird /I: ((zustimmend)) Mhm/ und das will ich GAR nicht so. [...] Also so ich hab gar nicht so BOCK immer über (.) Schwangerschaft zu reden und ich hab später auch kein bestimmt kein Bock immer über BABYS zu reden / I: lachen / und so. Ähm (.) naja und dann so dann das andere sind halt meine Friends die (.) damit nichts anfangen können. /I: ((zustimmend)) Mhm/ (.) Wo ich dann aber trotzdem weiß ja ich (.) wwerd halt Sorgearbeit machen müssen und /I: ((zustimmend)) Mhm/ [...] Ich werd einfach nächstes Frühjahr relativ viel mit so nem (.) Blag (.) hier rumlaufen (lachend) also wenn alles gut läuft und wenn dann Emil mit mir ein Eis essen will dann (.) kann ich nicht dafür garantieren dass es dass es ungestörte Gespräch also dass es nicht UNUNTER also die Gespräche nicht unterbrochen werde und ich weiß /I: ((zustimmend)) Mhm/ selber dass das super nervig ist also ich weiß das auch als jemand die Kinder früher ganz schön doof fand.“ (5H/23)

Hanna Habicht antizipiert einen tiefgreifenden Umbruch in ihrem Leben durch die Geburt ihres ersten Kindes. Einerseits fürchtet sie, dass Freundschaften erodieren könnten, weil sie selbst stark in die Kinderbetreuung eingespannt sein wird und manchen Freund_innen das Verständnis hierfür fehlen könnte. Andererseits befürchtet sie, dass diejenigen, die auch Eltern sind, sie auf die neue Rolle reduzieren und Schwangerschaft und Elternschaft überthemenisieren könnten. Die Elternschaft versetzt sie in dieser Erzählung in eine gewissermaßen dilemmatische Situation, in der auch ihre Freund_innen es kaum richtig machen können, weil sie entweder zu viel oder zu wenig von Kindern sprechen und schwärmen könnten. Implizit scheint klar zu sein, dass Elternschaft vor allem eines bedeutet, nämlich Sorgearbeit, und dass diese Arbeit von ihr, Hanna Habicht, geleistet werden muss. Hier wird nicht nur die Feminisierung von Fürsorge deutlich, sondern auch die Tatsache, dass Elternschaft gesellschaftlich als Belang der privaten Lebensführung gerahmt ist. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen begrenzen somit auch Hanna Habichts Aushandlungs- und Gestaltungsräume für ihre Freundschaften.

Die individuellen Wünsche, Bedürfnisse und Visionen der Einzelnen rahmen den Konstruktionsprozess ebenso wie vielfältige gesellschaftlichen Normen und materielle Rahmenbedingungen, z.B. Moralvorstellungen oder die zur Gestaltung der Freundschaft zur Verfügung stehenden Ressourcen (wie Zeit, Einkommen oder Wohnraum). Wie die Interviewsequenzen verdeutlicht haben, stehen beide oft im Konflikt miteinander. Das Spannungsfeld zwischen den Polen – dem individuellem ‚Wollen‘ und dem sozialem ‚Sollen‘ und ‚Können‘ – bildet die Hintergrundfolie des Modells, vor der die Einzelnen (ihre) Freundschaft(en) herstellen.

4.2 Ebenen der Freundschaft: Code, Praxis, Konzept

Im Material ließen sich vier verschiedene Ebenen von Freundschaft unterscheiden (s. Abbildung 4.2). Die beiden Pole der Hintergrundfolie kommen dabei auch im Vordergrund zum Tragen. So ließen sich individuelle Freundschaftskonzepte, auf der einen Seite, und das gesellschaftliche Leitbild, der ‚Code‘ von Freundschaft, auf der anderen Seite unterscheiden. An dritter Stelle zeigte sich Freundschaft als konkrete, alltägliche Beziehungspraxis, wie sie nacherzählt wurde oder im Interview beobachtet werden konnte. Diese drei Ebenen greifen ineinander und bedingen sich gegenseitig. Das jeweilige Freundschaftskonzept der Einzelnen setzt etwa konkrete praktische Erfahrungen voraus, die den eigenen Blick auf Freundschaft geprägt haben. Andererseits gibt das subjektive Freundschaftskonzept vor, wie die Einzelnen sich in ihren aktuellen Freundschaften zueinander praktisch verhalten (wollen).

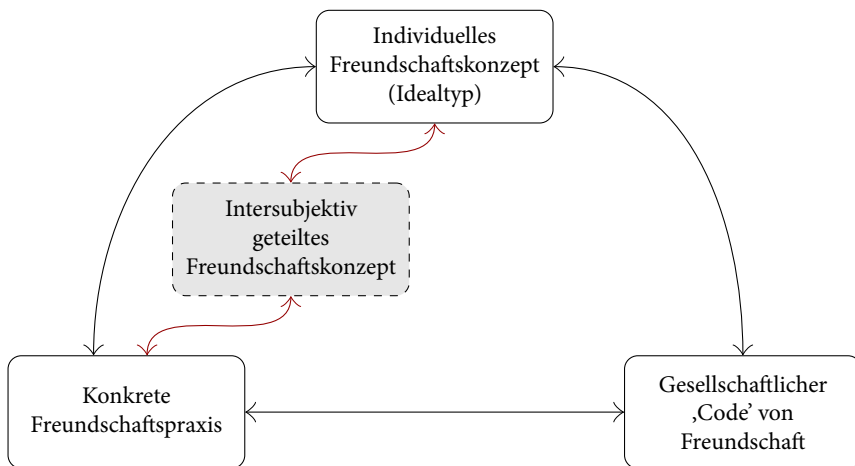


Abbildung 4.2: Ebenen der Freundschaft

Im Vermittlungsprozess zwischen individuellem Konzept und geteilter Praxis ließ sich daher an vierter Stelle – in Abbildung 4.2 in der Mitte abgebildet – eine weitere Ebene ausmachen: ein intersubjektiv geteiltes Freundschaftskonzept. Es besteht aus begründeten Erwartungen und impliziten Regeln der Freundschaft, die nur selten offen ausgehandelt werden. Dieses meist implizite, intersubjektiv geteilte Konzept ist eine Art Sediment der alltäglichen Praxis, gleichzeitig nicht mit dieser identisch, weil es in der Gegenwart ja zu Verstößen gegen einmal implizit etablierte Erwartungen aus der Vergangenheit kommen kann.

Das individuelle oder subjektive Freundschaftskonzept ist meist als Idealtyp formuliert. Oft wird es in den Erzählungen vom gesellschaftlich dominanten Leitbild von Freundschaft abgegrenzt. Schließlich muss das subjektive Konzept nur

dann expliziert werden, wenn es von diesem abweicht. Dies zeigt sich etwa im Paarinterview mit Emil Eichler und Hanna Habicht (#5), in dem Hanna Habicht ihre persönlichen Vorstellungen von Freundschaft darlegt:

„Ich hab son sehr rigides Konzept von Freundschaften. Also ich hab so (.) pff vielleicht so äh acht so Leute die ich so ganz klar als so Freunde und Freundinnen bezeichnen würde und dann hab ich noch sehr viele gute und auch viele so lose Bekannte. (...) Und bei meinen Freundinnen hab ich aber einen anderen Anspruch. Da hab ich ein also da hab ich son Anspruch dass ich so sehr nah und sehr kontinuierlich an deren Leben dran bin. Also ich bin so voll so /I: mhm/ Kontaktperson - also ich bin so voll so Kontaktperson und hab so ganz viele so auch so Alltagskontakt und ich will so und ich hab so nen Anspruch an so ne Beziehungsebene. Das heißt man macht auch manchmal so Metagespräche Erklärungsgespräche und man kümmert sich um wie sind wir eigentlich grad miteinander. Also ich glaub so das was bei manch- also was manche Leute nur als Anspruch in Liebesbeziehung haben.“ (5g/201–205)

Hanna Habicht hat klare Vorstellungen davon, wie viele Freundschaften sie führt, wo die Grenzen zu anderen Beziehungen verlaufen und was sie von anderen und sich selbst in einer Freundschaft verlangt. Intensiver, alltäglicher Kontakt ist für sie nicht nur eine Erwartung, sondern ein Anspruch. Als Besonderheit hebt sie hervor, dass sie in Freundschaften „Metagespräche“ führe, um die Gestaltung der Beziehung explizit auszuhandeln. Dabei sollen Wünsche und Erwartungen formuliert und miteinander abgeglichen werden, sodass gemeinsame Vereinbarungen getroffen werden können. So soll das intersubjektiv geteilte Freundschaftskonzept expliziert werden. Diese Form von Beziehungsarbeit schreibt Hanna Habicht der romantischen Liebe und Paarbeziehung zu und stellt ihr eigenes Freundschaftskonzept herkömmlichen Vorstellungen von Freundschaft gegenüber, in denen das explizite Aushandeln der Beziehung als untypisch gilt.

Auch im Austausch mit der jeweils anderen Person formulieren die Einzelnen ihre subjektiven Freundschaftskonzepte. Dies ist besonders dann der Fall, wenn beide Personen unterschiedliche Auffassungen von Freundschaft haben; das eigene Ideal gewinnt durch den Vergleich mit der anderen Person an Kontur. Dies zeigt sich etwa bei Arne Andersen und Dora Deuter (#1):

- A: Ich hab tatsächlich nen sehr großen Freundeskreis und ein noch viel größeren Bekanntenkreis. Den ich halt auch versuche tatsächlich gut zu pflegen. Weil äh also mir ist es auch eben besonders wichtig – nicht nur unbedingt enge enge Freunde zu haben sondern halt auch einfach so (.) ja Leute mit denen man sich mal so treffen kann [...]
- D: [...] Mein Freundeskreis funktioniert anders [...] denn ich hab halt sehr viel sehr viel weniger Freunde. /I: mhm/ (.) Was heißt denn hier sehr viel weniger Freunde? Eigentlich nicht. Aber wenige Bekannte. /I: mhm/ (.)

Ähm – ich hab nicht so (leicht lachend) viel Energie wie du. So abends noch Zeit für Bekannte hatt ich einfach [jetzt nicht mehr

- A: Ja du ha-] beziehungsweise du hast da schon eher so die die Qualitätsmerkmale gl- also du hast irgendwie so den den exquisit ausgewählten Freundeskreis /D: ja/ vor dem – äh eher etwas ausufernden wo wo halt die sagen wir wo die äh Übergänge zwischen Freundschaft und Bekanntschaft auch eher fließend sind. (1g/259–262)

Arne Andersen und Dora Deuter stellen einander hier ihre jeweiligen Freundschaftskonzepte gegenüber. Sie grenzen nicht nur Freundschaft und Bekanntschaft unterschiedlich voneinander ab, sie messen ihnen auch unterschiedlich viel Bedeutung bei. Ihre Freundschaftskonzepte spiegeln somit die Debatte um einen engen oder breiten sozialwissenschaftlichen Begriff von Freundschaft und verdeutlichen die Heterogenität der Freundschaftskonzepte. Arne Andersens Darstellung zeigt außerdem, dass nicht allen freundschaftlichen Beziehungen dasselbe Ideal zugrunde liegen muss. Vielmehr beinhaltet *sein* Freundschaftskonzept unterschiedliche Typen von Freundschaft:

„Also es gibt so für mich ganz viele ich sag jetzt mal unterschiedliche Arten von Freundschaft. – Die ich alle äh eigentlich gleich zu schätzen weiß. Ne? Und trotzdem weiß ich also es gibt eben so die – die engen familiären Freunde aber es gibt genauso gut auch Freunde ähm mit denen hab ich ganz wenig zu tun. Das sind eigentlich auch dann quasi eher Arbeitskollegen aber trotzdem kenn ich sie jetzt auch schon seit (.) zehn Jahren. /I: mhm/ Und wir treffen uns paar Mal im Jahr wo ich dann auch sagen kann okay eigentlich kann ich nicht mehr sagen das ist ein ehemaliger Arbeitskollege sondern eigentlich sind wir auch befreundet. In in gewisser Weise auch wenns ganz anders ist. Und ich find halt einfach diese grad auch diese Unterschiedlichkeit in den diesen Freundschaften DAS find ich halt auch so spannend ne?“ (1g/525)

Freundschaft ist für Arne Andersen ein graduelles Phänomen mit verschiedenen Abstufungen der Intimität. Enge Zweierfreundschaft ist aus dieser Perspektive nur eine von vielen Formen der Freundschaft. Deutlich wird außerdem, dass die Grenzen zu anderen Begriffen und Beziehungsformen unscharf sein können, aber dennoch markiert werden. Freundschaft, Bekanntschaft und Arbeit sind gewissermaßen Pole, entgegengesetzte Enden eines dennoch kontinuierlichen Spektrums, auf dem sich auch schwer zu klassifizierende Fälle finden.

Durch die Unterscheidung der verschiedenen Ebenen von Freundschaft lässt sich konzeptualisieren, dass das individuelle (idealtypische) Freundschaftskonzept, das intersubjektiv geteilte (meist implizite) Freundschaftskonzept und das gesellschaftliche Leitbild von Freundschaft immer schon handlungsrahmen- de Strukturen darstellen und die konkrete Freundschaftspraxis begrenzen oder befähigen können. Umgekehrt kristallisieren sich Routinen, Rituale und Selbstverständlichkeiten im Zeitverlauf aus der gelebten Praxis heraus; sie gerinnen zu

intersubjektiv geteilten Freundschaftskonzepten, die dann wieder als Struktur der künftigen Praxis gegenüberreten, die subjektiven Freundschaftskonzepte und letztlich auch das gesellschaftliche Leitbild prägen (können).

4.2 Dimensionen und Phasen der Herstellung

In den bislang diskutierten Auszügen zeigt sich bereits, dass eine Vielfalt an Themen in den Freundschaften der Interviewten von Bedeutung sind. In wiederholten Kodierprozessen konnten daraus vier zentrale Bezüge rekonstruiert werden (Abbildung 4.3): Fürsorge („Füreinander da sein“), Authentizität („Man selbst sein“), Flexibilität („Anpassungsfähig sein“) und Autonomie („Frei sein“) stellen vier grundlegende Werte in den Freundschaftskonzeptionen der Einzelnen dar, die miteinander in Einklang gebracht werden sollen.

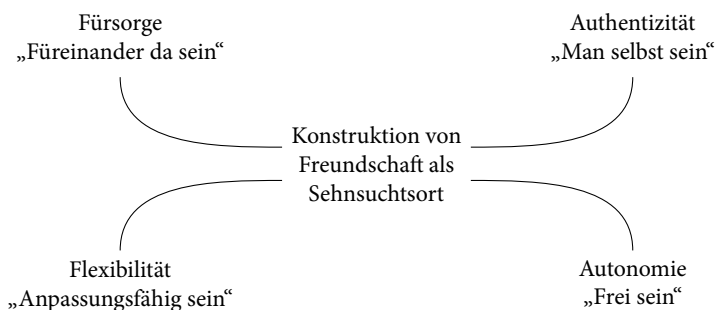


Abbildung 4.3: Dimensionen der Freundschaft

Zwischen den Fällen, innerhalb der Dyaden und im Zeitverlauf gab es erhebliche Variation, was unter jedem dieser Bezüge zu verstehen ist, in welche Subkategorien sich jeder dieser Werte ausdifferenzieren lässt und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen (sollten). Aufgrund dieser Variation betrachte ich die zentralen Bezüge der Freundschaftskonstruktion als Dimensionen, entlang derer Freundschaft auf vier verschiedenen Ebenen – als gesellschaftliches Leitbild, als individueller Idealtyp, als intersubjektives Konzept und als konkrete Praxis – hergestellt und kalibriert wird. Im Abschnitt 4.3 gehe ich näher auf jede dieser einzelnen Dimensionen ein.

Außerdem kam es im Prozess beständig zu Veränderungen auf allen Ebenen. So wie die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und individuellen Wünsche keinesfalls statisch waren, so veränderten sich auch die Freundschaften. Dabei ließen sich verschiedene Phasen rekonstruieren, in denen sie ihre Freundschaft von anderen Beziehungen abgrenzten, ihre bisherigen Konzepte und Praxis aushandelten und hinterfragten, und sich schließlich neu orientierten und ihre Freundschaft (um)gestalteten. Ich unterscheide im Folgenden vier verschiedene Phasen, in die sich der Konstruktionsprozess gliedern lässt: Abgrenzen, Aushandeln, Hinterfra-

gen und Gestalten (s. Abbildung 4.5). Diese Prozesse bedingen sich wechselseitig in einem iterativ-zyklischen Prozess, dessen einzelne Phasen in Abschnitt 4.4 näher erläutert werden.

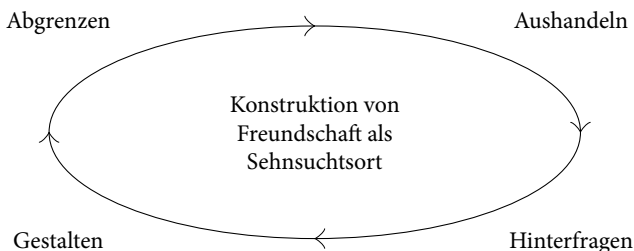


Abbildung 4.4: Phasen der Herstellung von Freundschaft

4.2 Kurzbeschreibung des Modells

Das Modell beschreibt vereinfacht, wie die Einzelnen intime Zweierfreundschaft in einem iterativ-zyklischen Prozess als Sehnsuchtsort konstruieren. In Abbildung 4.5 stelle ich dies beispielhaft an der Freundschaft von zwei hypothetischen Personen A und B aus Perspektive von A dar.

Die Hintergrundfolie bildet das Spannungsfeld aus gesellschaftlichen Normen und Institutionen, auf der einen Seite, und den persönlichen Einstellungen, Wünschen und Bedürfnissen, auf der anderen Seite. Vor diesem Hintergrund konstruieren die Einzelnen Freundschaft, im Sinne einer ausgehandelten Ordnung, in einem spiralförmigen Prozess. Dieser beginnt bei den Gelegenheitsstrukturen für die Freundschaftsbildung (unten rechts), in deren Kontext eine zunächst nicht näher bestimmte Beziehung zwischen A und B zu Zeitpunkt t_0 entsteht. Basierend auf As bisherigem Freundschaftskonzept klassifiziert A nun diese Beziehung (erstmalig) als Freundschaft, wenn bestimmte, aus As Freundschaftskonzept resultierende Kriterien erfüllt sind. (Wie beschrieben müssen dabei keine einheitlichen Kriterien vorliegen, die über alle Freundschaften hinweg gleich sind, wenn das Freundschaftskonzept vielmehr verschiedene Typen von Freundschaft vorsieht.) Dieser Prozess erfolgt meist implizit. Er resultiert in der ex-post Feststellung einer Freundschaft zu Zeitpunkt t_1 .

Die Freundschaft zwischen A und B ist in der Mitte des Modells zu sehen. Sie gestaltet sich als dynamischer Prozess, in dem beide Personen die Deutung, Gestaltung und Gewichtung der vier zentralen Dimensionen Fürsorge, Authentizität, Flexibilität und Autonomie miteinander verhandeln. Diese vier Dimensionen werden zu jedem Zeitpunkt (t_1, t_2, \dots) unterschiedlich gewichtet und gestaltet – sodass auch die Freundschaft zu jedem Zeitpunkt eine unterschiedliche Form

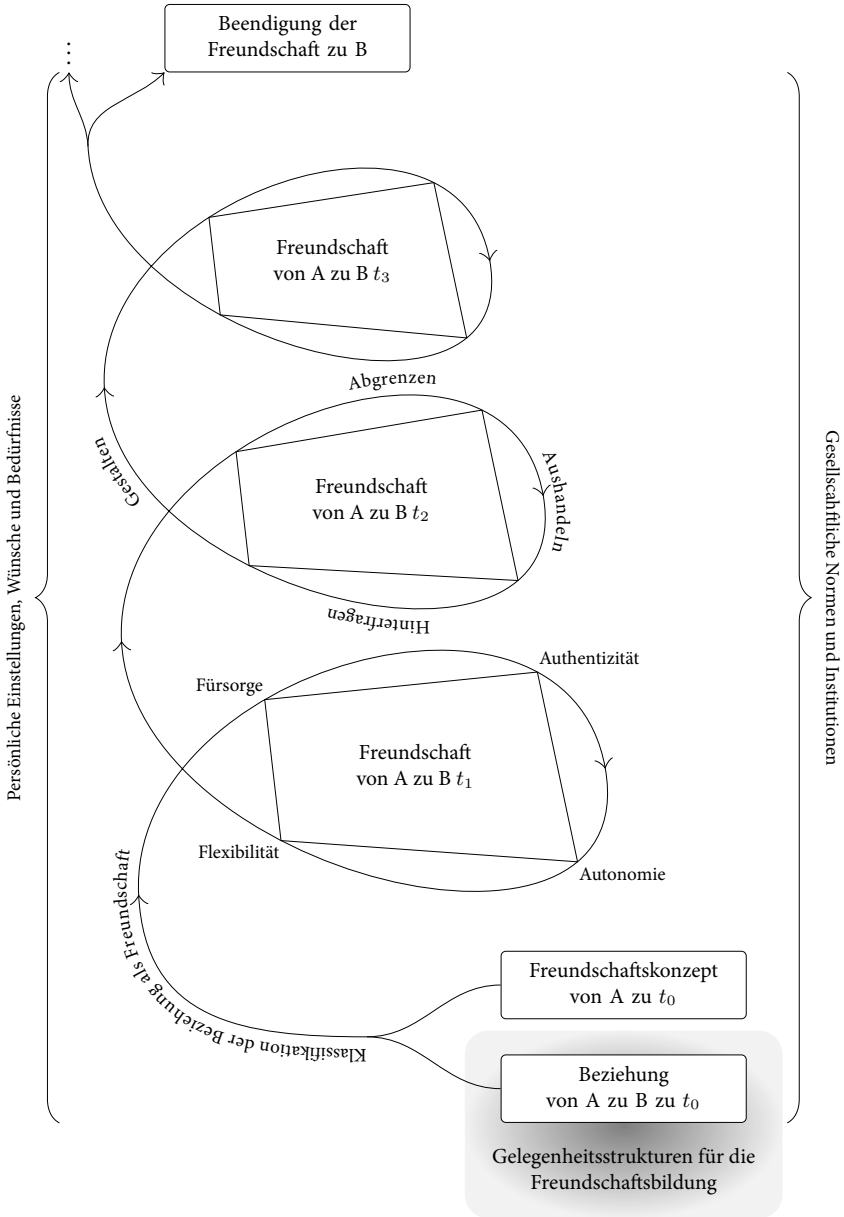


Abbildung 4.5: Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort

annimmt; dies ist im Modell bildlich dargestellt. Das Freundschaftskonzept von B kommt dabei genauso zum Tragen wie jenes von A; aus Platzgründen wird es jedoch nicht separat in Abbildung 4.5 dargestellt. Ebenfalls nicht mitabgebildet werden der fortdauernde Prozess der wechselseitigen Beeinflussung zwischen allen drei bzw. vier Ebenen, in dem die Freundschaftspraxis kontinuierlich von den (inter-)subjektiven (expliziten und impliziten) Freundschaftskonzepten sowie dem gesellschaftlichen Leitbild geprägt wird – und im Umkehrschluss sich auf diese auswirkt.

Vier Phasen wiederholen sich in jeder Iteration dieses Prozesses. Erstens grenzen A und B ihr Verhältnis von anderen Beziehungen und Begriffen ab (wie Bekanntschaft, Liebe oder Arbeit); welche Begriffe die relevante Referenzfolie darstellen, variiert von Fall zu Fall. Zweitens handeln A und B im Kontext wichtiger, beziehungsbiografischer Ereignisse (wie Partnerwechsel, Ortswechsel oder dem Eingehen einer Elternschaft) aus, wie sie ihre Beziehung gestalten wollen und welche Bedeutung und Gewichtung jede der vier Dimensionen dabei erhalten soll. Drittens hinterfragen A und B in der Konsequenz dieser Aushandlungen ihre eigenen Konzepte und Praktiken sowie das gesellschaftliche Ideal von Freundschaft. Viertens kommt es zu Veränderungsprozessen, in denen A und B die Beziehung im Anschluss an diese Aushandlungen und Reflexionen (um-)gestalten. Die Freundschaft von A zu B verändert sich also beständig. Die Phasen der Herstellung sind nicht nur zirkulär, weil sie sich immer wieder wiederholen, sondern auch, weil sie sich gegenseitig bedingen: So kann eine einmal erfolgte Abgrenzung zur Legitimation von bestimmten Aushandlungen und (Um-)Gestaltungsprozessen werden – was wiederum die vorherige Abgrenzung verstärken kann. Denkbar ist freilich nicht nur die unendliche Fortsetzung dieses Prozesses, sondern auch eine Beendigung der Freundschaft (oben links).

4.3 Dimensionen der Freundschaft

4.3 Fürsorge – füreinander da sein

Eine zentrale Dimension von Freundschaften – und der „Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“ – ist der Bereich der Fürsorge. Hiermit ist emotionale und praktische Unterstützung genauso gemeint wie die Herstellung einer als unmittelbar empfundenen Nähe. Die reziproke Bereitschaft zur verlässlichen Fürsorge – „füreinander da zu sein“ – stellt einen wichtigen Bezugspunkt der rekonstruierten Freundschaftskonzeptionen dar. Dabei wird vor allem die Verfügbarkeit der anderen Person in hypothetischen Notlagen betont. Das Ausmaß der imaginierten oder tatsächlich geleisteten Fürsorge variiert genauso wie ihr Geltungsbereich, also welche Formen von Unterstützung als legitimer Bestandteil einer Freundschaft erachtet werden (und welche nicht). Insgesamt haben die Erzählungen über die Bedeutung von Fürsorge eine stark affektive Dimension.

Verlässliche Fürsorge

Im Paarinterview mit Dominik Degner und Gina Gerhard (#4) klingt an, welche Bedeutung Fürsorge für die Freundschaftskonzeption hat. Auf die Frage, was „Freundschaft im Allgemeinen“ für sie bedeute, reagieren Arne und Gina wie folgt:

- D: Immer jemanden zu haben der für einen da ist im Notfall. (.)
 G: Ja. (2) Und das egal wann zu welcher Tages- oder Nachtzeit dass man (.) eben [weiß
 D: Außer] an Feiertagen. (lacht)
 G: Außer an (leicht lachend) Feiertagen. (lacht) /I: (lacht)/ (.) Dass man sich auf den anderen – blind verlassen kann und weiß ja der ist für mich da und und lässt mich nicht im Stich. (.) Ja. /I: mhm/ (.) Und auch die Bereitschaft für den anderen da zu sein. (4g/274–277)

Es scheint zwischen Dominik Degner und Gina Gerhard einen selbstverständlichen Konsens darüber zu geben, dass Freundschaft die grundsätzliche und vollumfängliche Verfügbarkeit und gegenseitige Unterstützung in Notlagen bedeutet. Gleichzeitig bricht die eingeschobene Scherzkommunikation (dass der Anspruch auf Erreichbarkeit, wie im Arbeitsleben, auf Werkstage begrenzt ist) mit der überspitzten Formulierung dieses Anspruchs und entlarvt ihn als Mythos. Frei nach dem Motto: Selbstverständlich sind wir nicht zu jeder Tages- und Nachtzeit füreinander erreichbar – genauso wenig wie wir nur an Werktagen Kontakt haben. Schon in der Formulierung des Ideals wird deutlich, dass das grundsätzliche Versprechen auf verlässliche Fürsorge durch seine Beschränkung als Spannungsfeld konstituiert ist.

Die zentrale Bedeutung von verlässlicher Fürsorge findet sich auch in den Gesprächen mit Björn Bauer und Erika Ebert (#2):

- „Und auch egal wie platt das klingen mag [...] so dieses füreinander da sein ist zum Beispiel für mich auch son Inbegriff wenns mir wirklich mal wirklich schlecht geht und ich mich meinen /I: (hustet)/ (.) Freunden gegenüber öffne – und sage dass es mir schlecht geht ähm (.) und das formulier ich dann auch so dann möchte ich zum Beispiel auch dass sie erreichbar sind für mich auch in der Nacht. /I: mhm/ Ne? Also dieses so – ja es ist halt ähm (1) dann erst bezeichne ich ähm die Leute auch tatsächlich als FREUNDE. So. (.) In dem Sinne.“ (2g/171)

Björn Bauer formuliert einen Anspruch auf umfängliche Verfügbarkeit – telefonische Erreichbarkeit zu jeder Tages- und Nachtzeit – und erklärt diese zur notwendigen Bedingung und gar zum „Inbegriff“ einer Freundschaft. In seiner Erzählung können individuelle Bedürfnisse und Erwartungen offen aushandelt werden: Die Fürsorgeverfügbarkeit der anderen setzt voraus, dass er selbst sein eigenes Befinden thematisiert und sich seinen Freund_innen anvertraut. Hier zeigt sich

bereits eine weitere zentrale Dimension: der Anspruch auf Authentizität durch kommunikative Selbstoffenbarung (s. Abschnitt 4.3.2).

Doch nicht immer erwarten die Befreundeten eine vollumfängliche Fürsorgeverfügbarkeit voneinander. Je nach Freundschaftskonzeption variiert die Gewichtung und Ausgestaltung der verschiedenen Dimensionen. Für manche Freundschaften spielt verlässliche Fürsorge eine untergeordnete Rolle, wie Erikas Einwurf auf Björns obige Formulierung deutlich macht:

- E: Und das muss man auch erst lernen. /B: ja ja ja/ – Find ich. So das ist nicht selbstverständlich. Und es gibts auch Freunde die – also so sagen so oh nee. /B: mhm/ (1) /I: (räuspert sich)/ Also das ist so äh /I: (hustet)/ mir dann dann zu nah oder so. Oder die sind so erzogen /I: mhm/ oder oder oder so. [...] es gibt auch Leute die nicht so gut damit umgehen /B: mhm/ (.) können. (1)
- B: Ja das stimmt. (.) (3g/172–173)

Erika Ebert markiert Björn Bauers fürsorgliches Freundschaftsideal hier als untypisches Freundschaftskonzept, das man sich aktiv aneignen muss, da es der eigenen Sozialisation womöglich entgegensteht. Andere Menschen scheinen ein solches fürsorgliches Freundschaftskonzept hingegen abzulehnen und dies verschiedentlich zu begründen. Erika Ebert nimmt damit auch Bezug auf Björn Bauers Markierung eines Gemeinplatzes (bzw. die Sorge, dass sein Freundschaftsideal „platt [...] klingen“ könnte): Während die diskursive Betonung von Fürsorge zwar zur abgedroschenen Phrase geworden sein mag, ist die gelebte Praxis einer umfanglichen Fürsorglichkeit alles andere als selbstverständlich.

In den Erzählungen über Care wird deutlich, dass die Einzelnen von einem prekären Subjekt ausgehen, das sich gegenüber etwaigen Notlagen absichern muss. Was diese Notlagen charakterisiert, ist oftmals unklar; deutlich wird nur, dass es sie aus Sicht der Interviewten gibt oder geben kann und Freundschaften ein geeignetes Gegenmittel darstellen.

Unmittelbare Nähe

Eine wichtige Rolle spielt ferner die Unmittelbarkeit von Nähe in der Beziehung. In zahlreichen Passagen machen die Interviewten deutlich, dass sie sich sofort verbunden fühlen, wenn sie sich – nach längerer Kontaktpause – wieder sehen. So sagt Dominik Degner über seine Freundschaft zu Gina Gerhard (#4): „Wenn man sich jetzt ne längere Zeit nicht gesehen hat oder so dann ist es so als ob man (.) ja sich jeden Tag sieht sozusagen.“ (4g/295). Frieda Fröhlich (#3) beschreibt die empfundene Intimität mit Christian Cadek ganz ähnlich: „Also bei mir zumindest ist es jedes Mal so als würden wir uns äh gestern erst gesehen haben“ (3g/67).

Im Paarinterview machen Arne Andersen und Dora Deuter (#1) deutlich, dass diese empfundene Nähe verknüpft ist mit dem grundsätzlichen Anspruch auf Fürsorgeverfügbarkeit:

- D: Aber] was man was was IMMER geht was einfach wirklich immer geht [...] auch immer das Wissen dafür da – wenn wenn Not am Mann ist /A: mhm/ – und es war grade akut bei mir Not am Mann – dann zu sagen (klatscht leise) please. Ich – brauch jetzt mal /I: mhm/ ganz dringend Support. [Dann
- A: Ja] beziehungsweise man kann halt immer irgendwie relativ nahtlos dort anknüpfen wo man mal war ne? Also es ist nicht so dass man sich erst trifft – und erst mal mit so Small Talk oder also sich erst mal wieder aufwärmen muss sondern man kann immer gleich (.) äh voll einsteigen. Also als hätte man sich grade erst gesehen. Auch wenn man tatsächlich anderthalb Jahre lang wenig Persönliches ausgetauscht hat und sich auch lange nicht gesehen hat. /I: mhm/ (.) Dann setzt man sich zusammen an nen Tisch und äh fängt im Prinzip äh genauso an als hätte man sich grade vor nachm Frühstück verabschiedet und sieht sich am Ende des Tages abends wieder. (1g/128–131)

Hier wird ersichtlich, dass die umfängliche Fürsorgeverfügbarkeit in der Not an die Unmittelbarkeit von Nähe geknüpft ist: Gerade weil Arne Andersen und Dora Deuter nicht immer wieder aufs Neue Intimität herstellen müssen, weil sie – auch bei unregelmäßigem Kontakt – „nahtlos (...) anknüpfen“ können, ist es jederzeit möglich, Unterstützung einzufordern. Oder zumindest hat Dora den Eindruck oder gar das „Wissen“, dass sie dies tun könnte. Hinter der Vorstellung einer unmittelbar gegebenen Intimität, die nicht erst hergestellt werden muss, verbirgt sich außerdem ein Anspruch auf Authentizität durch eine tiefe Kenntnis der jeweils anderen Person: Man muss nicht unpersönlichen Small Talk führen und sich verstellen, weil man einander so gut kennt. Auf diesen Aspekt komme ich in Abschnitt 4.3.2 zurück.

Auch Erika Ebert (#2) stellt die Unmittelbarkeit von Intimität in den Kontext wechselseitiger Fürsorge:

„Also dass man auch äh (.) so ähm füreinander da ist und ähm das muss nicht täglich sein also das mein ich gar nicht also mir ist auch wichtig in Freundschaft also was ich wirklich als Freundschaft empfinde mittlerweile – ist auch für Leute mit denen man s- wenn man sich lange nicht gesehen hat ich hab ne Freundin ne SEHR SEHR gute Freundin die lebt in Fernstadt und wir sehen uns nur einmal im Jahr. (.) Aber wenn wir uns sehen knüpfen wir sofort aneinander an. Als /I: mhm/ hätten wir uns (.) gestern wieder gesehen und das ist mir total wichtig. Also dieses ähm (1) ähm::: das ist dann für mich wirklich Freundschaft.“ (2g/168)

Die Bedeutung unmittelbarer Nähe findet sich in wiederkehrenden, floskelhaften Formulierungen im Material: Freundschaft bedeutet für die Interviewten, dort anknüpfen zu können, wo man aufgehört habe, sich so nah zu fühlen, als hätte man sich gestern erst gesehen, sich nicht erst ‚aufwärmen‘ zu müssen, sondern di-

rekt ‚einsteigen‘ zu können. Diese Erzählungen stehen in einem Kontrast zu anderen Erzählungen, in denen deutlich wird, dass Intimität nicht einfach gegeben ist, sondern immer wieder aufs Neue – und oftmals unter erschwerten Bedingungen – hergestellt werden muss. Auf diese Erfahrungen komme ich in Abschnitt 4.4.4 zurück.

Primat des Gefühls

Wie erwähnt haben die Erzählungen über Fürsorge in der Freundschaft eine stark affektive Dimension: So sagen die Interviewten meist, sie hätten vor allem das *Gefühl*, füreinander da zu sein oder nach einer längeren Kontaktpause nahtlos anknüpfen zu können, wo sie zuletzt aufgehört haben. Christian Cadek formuliert seine Auffassung von Freundschaft im Paarinterview mit Frieda Fröhlich (#3) wie folgt:

„Freundschaft ist für mich (.) auf jeden Fall (.) dass man in bestimmten Situationen MEINT man könnte die Person kontaktieren. Also ne gewisse Art von Verlässlichkeit oder so was.“ (3g/370)

Er macht hier deutlich, dass es ihm vor allem um seine subjektive Wahrnehmung geht und nicht darum, die andere Person *tatsächlich* kontaktieren (oder gar erreichen) zu können. Verlässlichkeit ist für Christian Cadek zunächst eine Art empfundener Konjunktiv: der Eindruck, man könnte es im hypothetischen Notfall tun. Dennoch ist dieses Gefühl nicht völlig losgelöst von der Praxis. So erzählt er an anderer Stelle: „Ich hatte halt den Eindruck dass wenn Not am Mann ist dass ich kann sie anrufen. Punkt. (...) Ich hatte auch mal ne schwierige Phase wo ich im Krankenhaus war und da war sie da“ (3g/81). Die tatsächlich erfolgte Unterstützung in einer früheren Notlage wird als Beleg herangezogen, um die Gültigkeit des eigenen Gefühls zu untermauern – was aber noch nicht bedeutet, dass das Gefühl tatsächlich (allein) hierher rührt.

Auch Björn Bauer (#2), der von seinen Freund_innen umfängliche telefonische Erreichbarkeit erwartet, betont wenig später das Primat seines Gefühls:

„Es muss jetzt nicht bei jedem sein und ich brauch jetzt auch nicht komme selten in so /E: (hustet)/ Krisen wo ich – auch nur im Ansatz dann vielleicht zwei drei Freunde brauche aber so von der Sache an sich ne? So (.) wenn man einfach vom Gefühl her weiß (.) ich kann ein paar Leute (leicht lachend) anrufen sozusagen /I: mhm/ ist das für mich schon etwas ähm Wichtiges und auch wirklich Ausdruck von Freundschaft.“ (2g/171)

Er macht ebenfalls den hypothetischen Charakter seines Fürsorgeideals sichtbar: Meist ist die Inanspruchnahme der freundschaftlichen Fürsorge gar nicht nötig – und selbst dann genügt ihm oft schon das Gefühl, er *könnte* sie in Anspruch nehmen. Allein dieses Gefühl ist für Björn Bauer bereits „Ausdruck von Freundschaft“ (2g/171).

Verschiedene Erzählungen verweisen auf das Primat des Gefühls in der freundschaftlichen Fürsorge. Es scheint, als kämen die Interviewten selten in die von ihnen imaginierten Notlagen – und selbst dann griffen sie oft auf Paar- und Familienbeziehungen als primäre Unterstützungsquellen zurück. Das liegt nicht zuletzt daran, dass manche Formen des Fürsorglichen, wie etwa finanzielle Unterstützung, in vielen Freundschaften tabuisiert sind. Doch handelt es sich bei dem Wunsch nach wechselseitiger Fürsorge keineswegs um ein hohles Ideal. Bereits die Formulierungen des Ideals sind gerahmt durch die Beschränkung ihrer Realisierung: als ein Wunsch nach einer hypothetischen Fürsorge*verfügbarkeit* in imaginierten Notlagen. Diese Fürsorge*verfügbarkeit* zeigt sich vor allem in affektiven Zuständen und zielt keinesfalls auf die spiegelbildliche Umsetzung des Ideals in der Praxis ab.

Parteilichkeit erleben

Parteilichkeit und Loyalität werden als wichtige Aspekte von Fürsorge erzählt: Für einander da zu sein, bedeutet für die Interviewten auch, dass die andere Person zu ihnen stehen und sich für ihre Belange einsetzen soll. Christian Cadek (#3) erzählt im Paarinterview:

„Dass Frieda sich (2) immer Mühe gibt n n – gutes Gefühl zu geben. Also wenn man irgendwas mal erzählt wenn man mit jemandem Stress hat dass man trotzdem immer den Eindruck hat (1) dass sie eigentlich auf (.) meiner Seite ist sozusagen. /F: mhm/ Hab ich bei Frieda immer den Eindruck. Auch /I: mhm/ auch wenns vielleicht nicht immer ihre Meinung ist oder so. /I: mhm/ was ich vertreten hab /F: doch/ oder so (lacht). – Aber dass sie trotzdem also man merkt sie ist halt trotzdem okay sie ist da.“ (3g/498)

Für Christian Cadek impliziert Parteilichkeit keinesfalls zweifelsfreie Zustimmung: Vielmehr kann Frieda Fröhlich ihm – selbst bei divergierenden Meinungen – das Gefühl vermitteln, dass sie ihn dennoch unterstützt und zur Seite steht. Parteilichkeit wird nicht mit blinder Zustimmung gleichgesetzt, sondern als Wohlwollen für die andere Person verstanden, als Versuch, sich in ihre Lage einzufühlen und als Bereitschaft, für ihre Belange mit einzustehen. Ehrlichkeit und Offenheit, auf der einen, und Parteilichkeit und Loyalität, auf der anderen Seite, gehen deshalb nicht auf Kosten voneinander, sondern stehen in einem produktiven Spannungsverhältnis.

Parteilichkeit und Loyalität zeigen sich in den Erzählungen oft in praktischer Unterstützung. Dies bringt Gina Gerhard im Interview mit Dominik („Daggi“) Degner (#4) etwa zum Ausdruck:

G: Also ich mag tatsächlich an Daggi dass ich mit ihm über alles reden kann und dass er – ähm (1) immer für mich da ist. Und mir hilft. Sei es jetzt in persönlichen Angelegenheiten dass ich jemanden zum Reden brauch

oder wenn ich mir eine – Anlage gekauft hab die (leicht lachend) ich nicht installieren /D: (lacht leise)/ kann alleine so mit

D: Oder dir ein Ladekabel bestellen was die (leicht lachend) Katze kaputt /G: (lacht leise)/ gemacht hat. /I: (lacht leise)/

G: Ja so – aber auch so so Kleinigkeiten dann. So ähm – auch als wir da auf der Osterwiese waren in Dortstadt. – Wollt ich für meinen Freund ähm ein Kuschtier gewinnen beim Losen und da hat Daggi auch Lose gekauft um für mich mitzulosen. /D: (lacht leise)/ Und das fand ich /I: (lacht leise)/ schon sehr sehr süß. So einfach so (.) irgendwie dabei sein im Leben. (.) Auch ja (.) ohne sich da irgendwie in den Vordergrund zu spielen. Aber er ist dann halt irgendwie da und (.) gehört dazu. (4g/375–377)

In Gina Gerhards Erzählung ist die Freundschaft zu Dominik Degner eine wichtige Quelle von emotionaler und praktischer Unterstützung. Dies impliziert das parteiliche Einstehen für die Belange und Wünsche der anderen Person impliziert – etwas, was Gina Gerhard konkret erlebt in Dominik Degners Bereitschaft, um ihretwillen kostenpflichtige Lose zu erwerben, ohne an den damit verknüpften Gewinnchancen teilzuhaben. Parteiliche Fürsorge bedeutet also auch eine gewisse Selbstaufgabe, eine Dezentrierung der eigenen Person: „dabei sein im Leben (...) ohne sich (...) in den Vordergrund zu spielen“.

Arenen der Unterstützung

Welche Formen von Unterstützung die Interviewten voneinander erwarten – und auf welche Bereiche sich die freundschaftliche Fürsorge erstrecken soll – variiert dabei von Person zu Person, von Dyade zu Dyade oder gar innerhalb derselben Freundschaft oder im Zeitverlauf. Dabei verhandeln die Interviewten auch die Grenzen der Freundschaft: Was ist der legitime Geltungsbereich der Beziehung? Folgende Arenen der Unterstützung ließen sich im Material identifizieren:

1. Emotionale Unterstützung (z.B. in Form von Gesprächen oder Ablenkung, etwa im Fall von Trennung oder Konflikten in Partnerschaft oder Familie, Veränderungen im Berufsleben, Konflikten mit anderen Freund_innen)
2. Praktische Unterstützung (z.B. Hilfe bei Umzügen, Schlafplatz zur Verfügung stellen)
3. Finanzielle Unterstützung (z.B. Geld leihen oder schenken, sich in finanziellen Belangen beraten)
4. Inhaltlicher und fachlicher Austausch (z.B. bei ähnlichen Berufen oder Interessen)
5. Leibliche Fürsorge (z.B. Pflege im Alter oder im Krankheitsfall)
6. Übernahme formaler Rollen (z.B. Trauzeugenschaft, Patentante/-onkel)

Im Folgenden illustriere ich anhand exemplarischer Sequenzen, was mit den wichtigsten dieser Arenen der Unterstützung jeweils gemeint ist und wie sie in den Interviews verhandelt werden.

Emotionale Unterstützung

Emotionale Unterstützung in Bezug auf Liebesbeziehungen stellt das zentrale Moment der freundschaftlichen Fürsorge dar: „Liebe“ (5g/168), das „Beziehungsleben“ (8g/265), „Beziehungsfragen“ (4g/82), „Beziehungsgeschichten“ (8g/83) und „beziehungsbedingte Notsituationen“ (1g/462) werden von den Interviewten als wichtigster Gegenstand der emotionalen Unterstützung erzählt. Wichtiger noch als Unterstützung bei der Anbahnung von Partnerschaften scheint die Auseinandersetzung mit paarinternen Konflikten, bei denen die Interviewten einander die Rolle eines Informanten für das jeweils andere Geschlecht zuweisen, wie Dominik Degner im Paarinterview erklärt:

„Alltägliche Sachen wo man dann (.) was weiß ich zum Partner vielleicht ne andere Ansicht hat oder so (...) weil es ja immer Sachen gibt wo man mit dem Partner vielleicht nicht gleich drüber sprechen will oder so. Wo man dann – wiederum dass ich kann jetzt für Männer sprechen sie kann dann wieder für Frauen sprechen. Diese Denkweise dann. (.) Son bisschen (.) /I: mhm/ nahebringen“ (4g/236)

Die Interviewten adressieren sich hier als vergeschlechtlicht und weisen der Freundschaft eine quasi-therapeutische Beraterfunktion zu, da Probleme in der Paarbeziehung im Gespräch be- und verarbeitet werden sollen: Beide sollen dabei (zumindest theoretisch) die Rolle der beratenden Person einnehmen, die sich in die andere Person einfühlt, ihr zuhört und zu neuen Erkenntnissen und Verhaltensmustern in Bezug auf ihre Probleme verhilft.

Allerdings kann emotionale Unterstützung auch andere Formen als die des (quasi-therapeutischen) Gesprächs annehmen:

A: Wenns einem schlecht geht geht's ja gar nicht nur unbedingt immer darum dann Probleme zu wälzen sondern vielleicht genau das Gegenteil eben auch Ablenkung von dem /D: genau/ zu erhalten. Also /I: mhm/ genau eben dass man sich trifft um zu sagen komm hier äh lass mal kochen lass mal keine Ahnung – ne Runde tanzen gehen aufs Festival gehen was auch immer. Genau das Gegenteil zu tun. Dass eben nicht einer – ne? Sei es jetzt irgendwie ne Trennung oder irgendwelche Beziehungsprobleme einem die ganze Zeit mit mitleidigen Augen anguckt und sagt so ach du Ärmster. Sondern dass man eben eigentlich das Leben so – entspannt weiter lebt ohne ohne also jeder weiß darum aber man muss da nicht drüber reden sondern mh genau das Gegenteil von Probleme wälzen eigentlich in dem Moment zu tun. Und damit eigentlich auch wesentlich bess- aber es kommt sehr auf die Situation drauf an. /I: mhm/

D: Ja vielleicht auch einfach mitm] vielleicht auch einfach mitm Ratschlag oder mit nem /A: ja/ mit nem – Kopf waschen oder mal mit nem /A: mhm/ mit ner Ansage oder /I: mhm/ so mit (.) also /A: ja/ ne? (1g/472–474)

Wie Arne Andersen und Dora Deuter (#1) hier erzählen, können Ablenkung oder ein konfrontatives Gespräch ebenfalls Mittel der Wahl sein. Sie machen deutlich, dass das Schweigen über bestimmte Themen gleichermaßen einen Wert in ihrer Freundschaft besitzt, wie die offene verbale Kommunikation.

Auffällig ist, dass emotionale Unterstützung im Material oft geschlechterdifferenzierend bewertet wird. Gina Gerhard zufolge ist Dominik Degner (#4) ihr wichtigster „Ansprechpartner in allen Liebesdingen“ (4g/83), da es bei ihr mit der Anbahnung neuer Partnerschaften lange Zeit nicht so recht klappen wollte. Er selbst brauche hingegen „nicht ganz so viel Hilfe“ (4g/200); seine bisherigen Partnerschaften seien alles „kleine Selbstläufer“ (6g/202) gewesen. Dieses Muster findet sich auch in anderen Fällen: Während Dora Deuter (#1) und Frieda Fröhlich (#3) erzählen, dass sie vom Rat der Männer profitieren – oder gar auf ihn angewiesen sind –, erzählen sich Arne Andersen (#1) und Christian Cadek (#3) hingegen als relativ autonom. Sie sind in ihren Erzählungen nicht auf Unterstützung angewiesen. Hier werden vergeschlechtlichte Subjektivitäten und Freundschaftskonzeptionen und ihr Ineinandergreifen sichtbar: Wie die Freundschaft imaginiert und gestaltet wird, hängt zu großen Teilen davon ab, wie die Einzelnen sich selbst verstehen.

Auch die Freundschaft selbst kann, nebst der Paarbeziehung, zum Gesprächsthema werden. So erzählt Hanna Habicht (#5) im Paarinterview, dass sie mit ihren Freund_innen „Metagespräche“ über ihre Beziehungen führe (s. Abschnitt 4.2.2). Andere Interviewte erzählen nicht von solchen expliziten Aushandlungen. So antwortet etwa Christian Cadek im Paarinterview mit Frieda Fröhlich (#3) auf die Nachfrage, ob sie auch über ihre Beziehung miteinander sprächen: „Nicht so wirklich. Hab ich gar nicht den Eindruck“ (3g/229). Bei vielen werden Aushandlungen erst durch Konflikte ausgelöst, etwa wenn implizite Erwartungen verletzt werden. Auf diese komme ich im Abschnitt 4.4.2 zurück.

Praktische Unterstützung

Neben der emotionalen Unterstützung erwies sich praktische Unterstützung im Alltag als zentrale Arena der freundschaftlichen Fürsorge:

- H: Ich glaub das find ich auch noch so ein Element unserer Freundschaft. Dass mh dass wir uns so unterstützen bei so Alltagsorga. Also son keine Ahnung also ich find dass wir schon uns auch so viel so beraten haben die letzten Jahre. Also (leicht lachend) sei es bei so was wie (.) wechselt man den Stromanbieter. /I: (lacht)/ (lacht) (...)
- E: Ich wechsel jeden Tag (..) äh jedes Jahr einmal den Stromanbieter und hab zum Beispiel (...) ein Plus durch den Stromanbieter weil ich immer hundertfünfzig Euro mach und es kostet nur hundert ja- pro Jahr /H: ja/ hab ich fünfzig plus. Das ist /H: ja/ toll. Gell?
- H: Oder Emil hatte Stress mal in seiner alten Wohnung mit seinem Vermieter.

- /E: ja/ Und dann hab ich da irgendwie so die Kommunikation mit dem Vermieter abgenommen. Oder also so
- E: Das hat sie zwei Mal schon gemacht. (...) Wenn ich in so Abhängigkeiten bin macht mir das (...) wahnsinnig Angst und ich wusste einfach das kann ich einfach Hanna geben. /I: mhm/ Und die wird das abcheckern und andersrum wärs genauso. (...) Ich stell auch meine Wohnung zur Verfügung wenn sie ein (.) ein Techtelmechtel hat. /I: (lacht leise)/ (lacht) (...) Ich sammel Zeitungen wenn sie äh [wieder
- H: Für meinen] Kohleofen. Ja.
- E: Ja weil sie wohnt noch /I: mhm/ äh im neunzehnten Jahrhundert.
- H: Mhm. (.) Ähm (1)(.) ich sammel Bahnkomfortpunkte /E: oh ja/ wenn ich Bahntickets /I: (lacht)/ kaufe. Damit Emil (...) in der Bahnounge sitzen [kann
- E: Das] ist sehr wichtig.
- H: Wenn das mal keine /I: (lacht leise)/ Freundschaft ist. (lacht) (5g/255–293)

Emil Eichler und Hanna Habicht (#5) erzählen hier von zahlreichen praktischen Belangen, in denen sie einander helfen und sich gegenseitig unterstützen. Viele davon scheinen wie von selbst zu geschehen. Es sind Dinge, die sie ohnehin tun: Bahntickets kaufen, Zeitung lesen, den Stromanbieter wechseln – nur dass sie die andere Person beständig mitdenken und an ihrem Wissen und ihren Ideen teilhaben lassen. Im Vordergrund stehen dabei die höchstindividuellen Bedürfnisse der jeweils anderen Person – sowie die eigene Fähigkeit, sie bei der Befriedigung dieser Bedürfnisse zu unterstützen. Auch wenn hier kein klarer Tausch, im Sinne von Ware gegen Ware, vorliegt, wird an der Struktur der Erzählung, in der beide sich in der Deklarierung ihrer eigenen Unterstützungsleistung abwechseln, deutlich, dass eine gewisse Reziprozität erwartet wird. Durch die komplementäre Passung ihrer jeweiligen Bedürfnisse und Handlungen – weil Hanna Habicht Bahn fährt, ohne Bahnbonuspunkte zu benötigen, und Emil Eichler Zeitung liest, aber keinen Ofen hat – verhilft die Freundschaft ihnen zu einem Vorteil, den sie nicht hätten, wenn sie diese Bedürfnisse wie gewöhnlich über einen Markt befriedigten. Hier werden also auch die gesellschaftlichen Verhältnisse deutlich, in denen die Befriedigung von Bedürfnissen kein zentrales Organisationsprinzip ist.

Dies wird auch deutlich in Passagen, in denen die Interviewten erzählen, wie sie einander in Notlagen praktisch unterstützt haben, wie etwa bei Trennung oder schweren Konflikten in der Partnerschaft:

- C: Ja Frieda kann immer in meiner Wohnung sein.
- F: Genauso umgekehrt. Also äh ja und oder oder (.) irgendwie ja ich weiß wenn ich um drei Uhr nachts Christian anruf das hatt ich zum Beispiel m- meinem letzten Freund mal dann – hatt ich mich so doll mit dem gestritten dass er mich im Grunde rausgeschmissen hat und dann hab ich

Christian ich weiß nicht um eins oder zwei Uhr oder oder kei- ist ja [auch egal jedenfalls ziemlich spät

C: (unverständlich) ja ja]

F: angerufen und gesagt du ich muss jetzt bei dir schlafen und /I: (lacht leise)/ geheult und Christian /C: (räuspert sich)/ sagt komm. /I: mhm/ Will gar nicht groß diskutieren jetzt am Telefon. Sa- sagt einfach nur komm. Und das find ich einfach äh (.) das ist das würden bestimmt auch andere Freunde machen. Aber ich finds äh (.) also bei bei Christian fühl ich mich wohl das dann auch zu machen so. Ohne dass ich dann am nächsten Tag denke ich müsst ihm was zurückgeben oder oder das bezahlen irgendwie oder erklären. /I: mhm/ Auch wenn [ichs dann erkläre aber genau

C: Stundenlang erklären musstes mir nich] Also

F: Also nur wenn man möchte so und – das fand ich schon (.) also das hab ich immer das Gefühl. (3g/380–385).

Auch hier wird eine umfassende Verfügbarkeit für die wechselseitige Unterstützung vermittelt: Christian Cadeks Angebot, Frieda Fröhlich bei sich aufzunehmen, ist zeitlich nicht eingeschränkt („immer“); umgekehrt weiß sie, dass sie auch „um drei Uhr nachts“ bei ihm anrufen könne. Zentraler als die tatsächlich erfolgte Unterstützung ist dabei für Frieda Fröhlich jedoch, dass sie sich am nächsten Tag weder erklären noch etwas zurückgeben oder bezahlen muss: Christian Cadeks Unterstützung versetzt sie nicht in ein Verhältnis der Schuld. Hier zeigt sich eine Marktlogik, in die die Praktiken der Interviewten eingebettet sind und von der sie sich gleichzeitig abgrenzen: Weil Frieda Fröhlich hier – anders als in marktformigen Tauschbeziehungen – Unterstützung erfahren kann, ohne sie bezahlen zu müssen, ist ihre Freundschaft zu Christian Cadek etwas so Besonderes für sie.

Finanzielle Unterstützung

Finanzielle Unterstützung ist umstritten als Gegenstand freundschaftlicher Fürsorge, da das explizite Einbeziehen von Geld die Grenzen zu aus- und abgegrenzten Marktbeziehungen wieder einreißt. Während manche der Interviewten einander in finanziellen Fragen beraten oder sich gegenseitig Geld leihen, lehnen Arne Andersen und Dora Deuter (#1) bereits das Sprechen über Geld grundsätzlich ab:

A: Also jetzt so was wie äh finanzielle oder sonstige Notsituationen gabs in der Form eigentlich /I: mhm/ nicht beziehungsweise (.) nee also das da

D: Nee da würden wir auch glaub ich beide irgendwie andere Lösungen (1) also weiß nicht /A: ja/ was da passieren müsste dass w- dass /A: ja/ ne? (.)

A: Also wir sind beide auch Menschen die sich /D: (räuspert sich)/ nicht gerne Geld leihen von andern. (.) / D: Nee. / Und genauso wenig gerne Geld VERleihen an andere. Ne? Weil halt einfach so dieses Problem ist [genau

D: das ist] ja

- A: Also das das sind so Dinge also äh äh hab ich auch jetzt nicht nur in der sondern grundsätzlich in Freundschaften immer versucht außen vor zu lassen weil – äh das ich finde das hat in ner /D: nein/ Freund- also darüber muss man auch nicht reden ne?
- D: weil wenn] der andere dann einfach das NICHT zurückgeben könnte /A: ja/ und selbst das wird IRGENDWIE immer zwischen /A: ja/ also es (.) aber das ist auch nie ein Thema /A: ja/ (1g/462–469)

Geld wird hier klar als Tabu in der Freundschaft gerahmt. Dora Deuter begründet dies über die Gefahr gegenteiliger Interessen, die entstünden, wenn eine Person der anderen etwas schuldig bliebe – und die ausstehende Schuld ‚zwischen‘ den befreundeten Personen stünde. Die Freundschaft soll hier provisorisch immunisiert werden vor der Gefahr, dass ökonomische Logiken auf sie übergreifen – dass Arne Andersen und Dora Deuter einander als Schuldner und Gläubiger statt als Freund_innen gegenüberstehen. Deutlich wird hier dennoch eine Hierarchisierung der Beziehungsformen, denn implizit scheint Dora Deuter anzunehmen dass sie – anders als Paare oder Familien – nicht über gemeinsames Geld verfügen, es teilen oder einander schenken könnten.

Hanna Habicht und Emil Eichler (#5) hingegen sprechen im Interview offen über ihre ökonomischen Ressourcen. So erzählt Hanna Habicht im Paarinterview, dass ein „unterschiedlicher Klassenhintergrund“ (4g/559) in Freundschaften ein wichtiges Thema für sie sei. Sie selbst geht davon aus, von ihren Eltern später eine Immobilie zu erben, während eine andere Freundin „wahrscheinlich Altersarmut“ (4g/559) erfahren werde. Mit Emil Eichler gebe es dieses Problem nicht, da beide aus ähnlichen Verhältnissen stammen und ein ähnliches Einkommen erwirtschaften. Außerdem hegt Hanna Habicht „schon den Anspruch in Freundschaften (.) dass man sich gegenseitig auch perspektivisch und finanziell unterstützt und auch vielleicht in größeren Summen wenn man die mal hat“ (4g/559). In der Rekonstruktion zeigte sich jedoch, dass es sich dabei um ein auf die Zukunft gerichtetes, perspektivisches und höchst spekulatives Ideal handelt, statt eine in der Gegenwart gelebte Praxis. Sowohl die besagte Freundin als auch Emil Eichler haben aktuell weniger Einkommen zur Verfügung als Hanna Habicht, doch veranlasst das Hanna Habicht nicht, eine Einkommensgemeinschaft mit ihnen zu gründen.

Leibliche Unterstützung

Leibliche Unterstützung – sich um den Körper des anderen zu kümmern – stellt ein weiteres umstrittenes Feld der freundschaftlichen Fürsorge dar. Erika Ebert (#2) erzählt im Paarinterview, wie sie vor einigen Jahren aufgrund eines Bandscheibenvorfalles „mehr oder weniger bettlägerig“ (3g/173) gewesen sei, woraufhin Björn Bauer für vier Wochen bei ihr einzog und sie pflegte. Für den Fall, dass sie im Alter dauerhaft auf Pflege angewiesen sein könnte, entwirft Björn Bauer eine „Art Vision“ (2g/243), die schon im Freundeskreis diskutiert wurde:

„Dass wir schon sagen irgendwie gut dann raufen wir uns halt alle zusammen. Weil so viele Jahre Unterschied sind das auch meistens gar nicht in dem Sinne /I: mhm/ und dann – machen wir halt quasi unser eigenes Altersheim auf und /I: (lacht)/ holen uns die Unterstützung die wir brauchen. Aber sonst /I: (räuspert sich)/ eben so (leicht lachend) selbstständig so weit jeder das eben auch noch kann und will so nach dem Motto also auch ne? Es ist aber /M: ja/ auch so ne Situation das kann ich mir auch wirklich gut vorstellen. (.) So das äh wenn sich die Situation – so ergibt dann (lacht leise) /I: mhm/ (.) wir das auch tatsächlich machen werden so.“ (2g/238–243)

Die Angewiesenheit auf Unterstützung und Pflege im Alter ist in Björn Bauers Erzählung genauso gesetzt, wie der Unmut hierüber. Freundschaften sollen Abhilfe schaffen: Mit seinen Freund_innen imaginiert Björn Bauer ein selbstbestimmtes Altern im Zusammenleben mit anderen. Gleichzeitig bleibt diese Idee vage – ihr Zustandekommen wird nicht aktiv verfolgt – und die benötigte körperliche Unterstützung soll von außen, etwa durch professionelle Pflegerkräfte, eingeholt werden. Dass Freund_innen sich *nicht* um den Leib des jeweils anderen kümmern, scheint hier also ebenfalls selbstverständlich, trotz divergierender diskursiver Position.

Emil Eichler und Hanna Habicht (#5) sprechen im Paarinterview ebenfalls über das Altern und die Möglichkeiten der leiblichen Unterstützung in ihrer Freundschaft. Am Ende des Interviews knüpft Hanna noch einmal an die Frage an, wie die beiden ihre Freundschaft in 20 Jahren sehen (5g/509):

„Ich also ich hab denk da erst jetzt dran also weil als ich eben ins über zwanzig Jahre nachgedacht hab denk ich ja irgendwie ah wir sind irgendwie gesund mal einfach zwanzig Jahre ÄLTER. Aber jetzt so also (.) jetzt denk ich grad noch mal na ja der Anspruch wär für mich schon auch so Pflege- und Sorgearbeit zu leisten. Also keine Ahnung wenn /I: mhm/ irgendwie Emil dann ein Pflegefall wird oder (.) (unverständlich) oder / I: (lacht) E: (lacht) / vielleicht auch einfach nur länger krank ist oder so dass mein Anspruch ja schon wäre ich würd irgendwie alles in Bewegung setzen um / E: Ich will son Schmuseroboter / da zu sein.“ (5g/571–576)

Ihre vorherige Annahme, dass sie in 20 Jahren gesund und lediglich um 20 Jahre gealtert sein werden, problematisiert Hanna Habicht hier und stellt zur Disposition, dass einer von beiden auf Pflege angewiesen sein könnte. Wie selbstverständlich imaginiert sie sich selbst in der Rolle der Sorgenden und Emil Eichler als potenziellen Pflegefall. Ihre Bereitschaft zur leiblichen Unterstützung wird hier als Selbstverständnis – als Anspruch an sich selbst – formuliert und bezieht sich auf eine hypothetische, abstrakte Zukunft. Ferner wird deutlich, dass Hanna Habicht zwar bereit wäre, körperlich für Emil Eichler zu sorgen, doch dies von ihm gar nicht erwünscht ist: Während sie maximale Selbstaufopferung imaginiert, um

für ihn da zu sein, wünscht er sich einen „Schmuseroboter“. Anstatt abhängig von ihr möchte er autonom sein und sein Bedürfnis nach körperlicher Nähe – ein nur schwer kodifizier- und automatisierbaren Aspekt von Fürsorge – lieber von einem Roboter befriedigen lassen.

So wie die Gewichtung und Gestaltung der vier Dimensionen von Dyade zu Dyade, von Person zu Person, von Zeit zu Zeit variieren können, so werden auch – innerhalb der Dimension „Care“ – die Arenen der Unterstützung unterschiedlich bewertet und ausgelegt. Emotionale und praktische Unterstützung sind im Material die wichtigsten Arenen der freundschaftlichen Fürsorge. Oft beziehen sie sich auf Probleme in den Paarbeziehungen der Interviewten. Die Freund_innen nehmen dabei eine quasi-therapeutische Rolle ein und helfen einander, Konflikte in Bezug auf die Partnerschaft zu verstehen, vor- und nachzubereiten, ihre Effekte abzumildern. Obwohl viele der Interviewten einen umfänglichen Anspruch auf die Fürsorgeverfügbarkeit der anderen Person formulierten, zeigte sich gleichermaßen, dass dieser Anspruch sich vor allem auf ein Gefühl bezieht und weniger auf eine ebenso umfängliche Fürsorgepraxis abzielt. Hier wird bereits eine Hierarchisierung von Beziehungsformen deutlich: Insbesondere dann, wenn die Unterstützung von Partner_innen oder Familienangehörigen nicht in Anspruch genommen werden kann – etwa weil es um sie geht – bemühen die Interviewten ihre Freundschaften. Andernfalls sind Familien- und Paarbeziehungen die Primärquelle jeglicher Unterstützung, Freundschaften hingegen die Unterstützungsquelle der letzten Instanz, die Absicherung gegenüber dem Versagen dieser priorisierten Beziehungsformen bietet.

4.3 Authentizität – Man selbst sein

Eine zweite zentrale Dimension der Freundschaften – und der „Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“ – ist Authentizität, oder das Gefühl „Man selbst sein“ zu können. Das Gefühl, im eigenen Sosein angenommen zu werden, wird in den Erzählungen der Interviewten hergestellt durch wechselseitige Kenntnis und emotionale Kommunikation einer inneren Wahrheit: dem eigenen Gefühlsleben. Gleichzeitig drückt es sich auch in den Erzählungen über die wechselseitige Selbstgestaltung aus: Während die Interviewten an manchen Stellen von einem statischen Selbst ausgehen, das bereits existiert und in der Freundschaft nur bestätigt und angenommen werden muss, machen sie an anderen Stellen deutlich, dass genau dieses Selbst sich erst in und durch Freundschaften konstituiert.

Angenommen werden im Sosein

Im Paarinterview mit Arne Andersen und Dora Deuter (#1) wird deutlich, dass Authentizität eine wichtige Rolle für beide spielt. Dora Deuter beschreibt die Bedeutung ihrer Freundschaft wie folgt:

„Also die größte Stütze so für den Alltag tatsächlich und für die /A: mhm/ All-

tagssituation in denen es auch schon einfach mal Scheiße läuft ist die schiere Tatsache dass es Menschen wie Arne gibt. – /I: mhm/ Also einfach das Wissen darum. – Dass es Leute gibt die (.) /A: ja/ – einen so gut kennen. Die einem:: – auch helfen also die einfach da sind die wissen – da kann ich sein wie ich will ich muss mich nicht verstellen. Ich kann scheiße sein ich kann blöd sein ich kann alles mögliche sein und das ist trotzdem in Ordnung. Und ich werd trotzdem (.) nicht ver- verstoßen.“ (1g/493)

Für Dora Deuter sind Freundschaften ein Ort – sie benutzt das Adverb „da“ –, an dem sie sich in ihrem authentischen Sosein angenommen fühlt. Alle möglichen Facetten ihres Selbst – einschließlich der negativ bewerteten – haben hier Platz und sind „in Ordnung“. Dora Deuter fühlt sich in ihrem Sosein von Arne Andersen angenommen und wird nicht verstoßen. Implizite Kontrastfolie der Erzählung sind gesellschaftliche Verhältnisse, in denen das nicht der Fall ist und vor deren Hintergrund diese Qualität ihrer Beziehung als etwas Besonderes erscheint (etwa in der Arbeitswelt, wo Fehlverhalten zu einer Kündigung führen kann). Arne Andersen ist in dieser Erzählung vor allem von stellvertretender Bedeutung: Nicht die Tatsache, dass es *ihn* gibt, sondern dass es Menschen *wie ihn* gibt – enge Freund_innen – verschafft Dora Deuter Erleichterung in den erwähnten Notsituationen. Außerdem macht sie hier Care relevant – Freund_innen sind Menschen die einem helfen – (s. Abschnitt 4.3.1) sowie wechselseitige Kenntnis (s. Abschnitt 4.3.2): Freund_innen sind Menschen, die einen besonders gut kennen. Hier zeigt sich, dass die verschiedenen Dimensionen der Herstellung in der „Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort“ eng miteinander verwoben sind.

Kenntnis und Kommunikation der inneren Wahrheit

Doch was bedeutet es, im eigenen Sosein angenommen zu werden? Wie wird Authentizität hergestellt? Wechselseitige Kenntnis und offene Kommunikation des eigenen Innenlebens werden von den Interviewten als entscheidende Mechanismen von Authentizität erzählt: Das Teilen der eigenen Gefühle und Gedanken – einer Art inneren ‚Wahrheit‘ – führt zur wechselseitigen Kenntnis des eigenen authentischen Soseins. Immer wieder wird in den Interviews die Vorstellung evokiert, dass man in einer engen Freundschaft über alles reden könne. Wie in Abschnitt 4.3.1 diskutiert, sind die als zulässig erachteten Arenen der Unterstützung und Gesprächsthemen tatsächlich jedoch oft beschränkt. Nichtsdestotrotz wird zumindest die *Möglichkeit* zur kommunikativen Selbstoffenbarung als zentral bewertet für den Eindruck einer tiefen wechselseitigen Kenntnis des authentischen Selbst.

Die Relevanz von verbaler Kommunikation als Form der Selbstoffenbarung zeigt sich etwa im Paarinterview #4. Auf die Frage, wie sich ihre Freundschaft seit der Schulzeit entwickelt habe, führt Gina Gerhard aus:

„Man hat dann eben irgendwann gemerkt das ist nicht einfach nur so – ja (.) n

Kumpel in dem Sinne sondern wirklich ein vertrauter Mensch dem man ähm alles anvertrauen kann und ü- wo man über alles reden kann.“ (4g/79)

Sie macht hier allein die Möglichkeit zur umfänglichen Kommunikation zu einem Kriterium der Unterscheidung zwischen Kumpelbeziehung und tiefer Freundschaft: Durch die retrospektive Feststellung, dass Dominik Degner zu jemandem geworden sei, dem sie „alles anvertrauen“ könne, realisiert sie, dass die beiden zu engen Freund_innen geworden sind. Auch hier zeigt sich das Primat des Gefühls: Nicht die tatsächliche Selbstoffenbarung sondern allein die empfundene *Möglichkeit* sich einander anzuvertrauen, wird als zentral bewertet.

Die wechselseitige Kommunikation einer inneren ‚Wahrheit‘ wird auch in Paarinterview #6 betont. Doch Felix Feldberg und Yanik Yost betonen dabei, dass es dabei vor allem um die Kenntnis dieser inneren Wahrheit ginge. Nachdem sie von ihrer Freundschaft zu Jugendzeiten erzählt haben, ziehen sie ein Resümee aus heutiger Perspektive:

- F: Also und das ist auch bis heute was bleibt einfach äh ga- ganzheitlich so dass ich weiß also dass man weiß man kann sich ähm schon eigentlich alles veran- (.) anvertrauen und der eine also (.) ich mein du weißt eigentlich auch alles von mir. Du weißt auch genau wie ich ticke und und ich weiß äh auch viel von dir.
- Y: Ja natürlich.
- F: Und vielleicht auch (1)
- Y: Sachen [ja klar
- F: So die wichtigsten] Sachen. Ne? (.) Also da kann man sich (1) auch ne? Wenn sich diese Freundschaft also in in der Kontakt- in der Intensität wie oft man sich jetzt sieht oder so klar natürlicherweise über die Jahre verändert hat. Man kann sich auch nix vormachen oder so ich mein man ken- /I: mhm/ wir kennen uns einfach. Ne? (6g/190–94).

Das, was für Felix Feldberg – auch nach all den Jahren und unabhängig von ihrem Kontakt – geblieben ist, ist, dass beide sie selbst sein und folglich einander nichts vormachen und einander alles anvertrauen können, weil sie einander so gut kennen. „Wir kennen uns einfach“, ist Felix’ Resümee der Eingangserzählung über die Freundschaftswerdung.

Umfängliche, emotionale Kommunikation – über alles miteinander reden können – ist demzufolge auch etwas, das Freundschaften von Familienbeziehungen unterscheidet. So behaupten zumindest Arne Andersen und Dora Deuter (#1), als sie auf die Rückfrage reagieren, ob es denn auch Dinge gebe, über die sie *nicht* miteinander sprächen:

- D: Also] ich wüsste nix.
- A: Nee. Ich überleg grade obs irgendwann mal was [gab wo es

- D: Also so Themen] die unangenehm wären wären ja zum Beispiel Geld oder Sex aber über so was können wir auch reden.
- A: Ja. (.) Nee ja eben also ich hab überleg jetzt grade obs irgendwann mal die Situation gab dass einer von uns gesagt hat boah da will ich aber nicht drüber reden.
- D: Nee.
- A: Ich glaube nicht. Nö. /I: okay/ (.)
- D: (lacht)
- A: (Also)
- D: (lacht) wir unterhalten (lachend) uns sogar mit über dein (lachend) Stuhlgang. (lacht) (...)
- A: Ich meine das ist natürlich auch genau so der der wesentliche Unterschied zwischen dann wiederum also auch wenn man sagt das ist wie Familie der wesentliche Unterschied zwischen Familie und Freundschaft weil mit Familie unterhält man sich eben NICHT über alles. /I: ja/
- D: Ja das stimmt.
- A: Mit Freunden schon. (1g/438–452)

In dieser Sequenz bezieht sich Arne Andersen auf eine frühere Interviewsequenz, in der die beiden ihre Freundschaft mit Familie verglichen hatten: Während sie zuvor Ähnlichkeiten von Familie und Freundschaft herausgestellt hatten, grenzen sie sie hier anhand des Grades der kommunikativen Offenheit voneinander ab. Der implizite „Common Sense“ scheint dabei zu sein, dass es in Familien klare Tabus gibt: Geld, Sex oder Stuhlgang, etwa.

In den hier nur exemplarisch vorgestellten Sequenzen wird deutlich, dass die Interviewten auf einer diskursiven Ebene das offene Gespräch und die wechselseitige Selbstoffenbarung zu einer zentralen Eigenschaft enger Freundschaft kürten, weil sie nur durch die wechselseitige Kenntnis und Kommunikation ihrer inneren Wahrheit in ihrem authentischen Sosein angenommen werden können. Dabei grenzen sie Freundschaften etwa von Familienbeziehungen ab und befinden, dass diese das Ideal der offenen Kommunikation besser realisiere, als die Familie.

Orientierung bei der Gestaltung des Selbst

Authentizität wird in den Interviews auch im Hinblick auf die Selbstgestaltung *in* der Freundschaft relevant gemacht: Das authentische Selbst ist demzufolge kein Statisches, das vorab bereits existiert und in einer Freundschaft nur nach Bestätigung sucht, wie die vorherigen Erzählungen suggerieren. Vielmehr konstituiert und wandelt sich das Selbst in der und durch die Freundschaft. Dabei spielen geteilte Erfahrungen in der früheren Freundschaftsbiografie oft eine zentrale Rolle. Viele der Interviewten kennen sich bereits seit ihrer Kindheit oder Jugend und haben wichtige biografische Ereignisse gemeinsam erlebt oder bearbeitet, woraus

starke Gefühle der Verbundenheit bis hin zu einer geteilten Identität erwachsen sind.

Gerade Erfahrungen des ‚Anderssein‘, die mit Stigmatisierung und Ausgrenzung verbunden sind, verstärken in den Erzählungen die Bedeutungen, die die Freundschaft als Raum der individuellen Selbstentfaltung und -gestaltung bieten kann. Manche der Interviewten haben eine solche Erfahrung geteilt. So erzählen Yanik Yost und Felix Feldberg (#6) im Paarinterview, welchen zentralen Stellenwert Schwulsein bereits in der Jugend für die Bedeutung ihrer Freundschaft im Kontext einer weitläufigeren Clique besaß:

„Unser Verbindungspunkt. Super also was das hat Vertrautheit geschafft ne? /Y: ja/ Die gleiche Se- also das (.) sich untereinander outen quasi. /I: mhm/ Also (.) ne? Also voneinander wissen ja okay ähm er ist schwul ich bin schwul ich sag dir das jetzt und wir haben uns das gegenseitig gesagt. Und das hat dann eigentlich unseren Kontakt innerhalb der Clique noch mal intensiviert /Y: Genau / so dass wir eigentlich dann auch best Friends (.) beste Freunde wurden. Und ähm ja das war echt dann auch seither immer schön fand ich für mich jetzt weil das halt so ne Vertrautheit geschafft hat in diesem ja doch engen dörflichen /Y: genau/ sagen wir mal großzügigerweise kleinstädtischen Setting auch /I: mhm/ in den Schulen ziemlich viele ähm (.) ja ziemlich viel Diskriminierung /Y: ja/ verbal ähm die (.) ja wie das eben so ist phänomenal unbegründet in der Luft liegt gegenüber (lacht auf) andersartigen obwohl wir überhaupt nicht so das gelebt haben.“ (6g/41–44)

Das gegenseitige Outen voreinander – in einem homofeindlichen, dörflichen Umfeld, in dem fast niemand weiß, dass die beiden schwul sind – schafft in der Erzählung ein enges Band zwischen Felix Feldberg und Yanik Yost. Schwulsein wird damit zu einer Art innerer Wahrheit, einem zentralen Aspekt ihres authentischen Selbst, und das wechselseitige Wissen um diese Wahrheit begründet ihre enge Freundschaft. Allen anderen bleibt diese Wahrheit verborgen; von ihnen fühlen sie sich auch nicht auf dieselbe Weise gesehen, wie sie sich voneinander erkannt fühlen. Deutlich wird hier auch das feindselige Außen, dessen Gegnerschaft omnipräsent spürbar „in der Luft liegt“, und das die beiden erst zu Verbündeten macht. Schließlich ist ihre Freundschaft dadurch umso wichtiger, weil sie sich zu zweit unter Umständen besser zur Wehr setzen können. Formen der Ausgrenzung und Unterdrückung schaffen im Gegenzug Freundschaft und Solidarität.

An späterer Stelle sinnen Yanik Yost und Felix Feldberg darüber nach, welche Rolle ihre Freundschaft ganz allgemein als Orientierungsquelle für die eigene Selbstgestaltung im Jugendalter spielte:

F: Dieses Alternativsein oder zusammen sich orientieren sei das irgendwie nicht nur der Musikge- -geschmack vielleicht auch wie man sich anzieht oder wie man sich /I: mhm/ gibt oder so. /I: mhm/ Ähm [(unverständlich)

Y: Haare färben.]

F: Haare färben. Für mich warst du da auch bestimmt auch so ne Inspiration oder auch so ne Orientierungsquelle. Und ähm auch ein Stück Sicherheit. Weil alle anderen ja doch immer irgendwie anders waren oder (.) [das hat halt immer

Y: Ja ja natürlich.]

F: dieses sexuelle Distanz gespürt. /Y: mhm/ Ne? Das hat auch damit zu tun dass es hat mit dem Elternhaus ähm unterschiedlich verhandelt oder eben auch gar nicht verhandelt wurde bis hin vielleicht auch tabuisiert war wurde ne? Also unterschiedlich bei dir noch mal.

Y: Ja ja natürlich.

F: Bei mir immer noch. (.) /I: mhm/ Und äh das ist einfach ein Hal::t. (6g/184–190)

Felix Feldberg erzählt Yanik Yost hier als wichtigen Bezugspunkt in seiner eigenen jugendlichen Selbstgestaltung. In der Freundschaft konnte er Ideen schöpfen und unterschiedliche Versionen eines zu gestaltenden Selbst – Musikgeschmäcker, Kleidungsstile oder Frisuren – relativ geschützt ausprobieren, wieder verwerfen und neue ausprobieren. Das von Außen zugeschriebene ‚Andersein‘ wird damit zum Ausgangspunkt für ein selbstgewähltes und selbstgestaltetes ‚Alternativsein‘ – und verschärft dabei die Bedeutung der Freundschaft als geschützten Raum der Selbstentfaltung. Das homofeindliche Umfeld produziert nicht nur Freundschaft – es potenziert gewissermaßen die Nähe und Geborgenheit, die die Freundschaft den Einzelnen bietet. Im geteilten ‚Andersein‘ ist die relativ sichere Selbstgestaltung ermöglicht.

Doch auch im Erwachsenenalter und auch jenseits von Erfahrungen von Marginalisierung und Unterdrückung wird Freundschaft von vielen als Raum der Selbstgestaltung erzählt. So berichtet Arne Andersen im Paarinterview mit Dora Deuter (#1), welchen Stellenwert der freundschaftliche Rat bei Problemen in der Partnerschaft habe:

„Weil man sich so lange kennt – auch eben durch grade wenns um Beziehungen geht kennen wir uns halt beide auch durch über verschiedene Beziehungen. Also seit wir uns kennen hatte jeder von uns glaub ich drei Beziehungen. Mal [m- mehr mal weniger lang (...)] Aber ähm dadurch dass wir uns halt auch in solchen Situationen gut kennen ist halt so der der Ratschlag was das angeht weil man sich gegenseitig so gut kennt und auch weiß wie der andere funktioniert äh da halt schon auch ganz WICHTIG eigentlich äh sozusagen so ja – du funktionierst ja in ner Beziehung immer so und so dass man /I: mhm/ halt sich dann auch wirklich gegenseitig sagen kann du pass mal auf (.) äh (.) nicht wieder so machen.“ (1g/474–484)

Die andere Person, so Arne Andersens Vorstellung, soll einen hinsichtlich der eigenen typischen Verhaltensweisen in einer Partnerschaft spiegeln und die-

se auch durch das Wissen um die eigene Beziehungsbiografie besser verstehen können. Darüber hinaus soll sie beraten und korrigieren, in dem sie klare Handlungsaufforderung gibt: „Nicht wieder so machen“, ist etwas, was Freund_innen zueinander sagen dürfen – wodurch sie einander verändern (bzw. zur Veränderung verhelfen) können. Typische Verhaltensweisen sollen durch die therapeutische Spiegelung und die gemeinsame Reflexion unterbrochen und durch neue ersetzt werden.

Freundschaft wird nicht nur als Quelle von Bestätigung, sondern auch als Quelle von Orientierung und Stabilität in der eigenen Selbstgestaltung erlebt. Dies verdeutlicht, dass die ‚innere Wahrheit‘, das authentische Ich, aus Sicht der Interviewten kein statisches Gebilde ist, sondern sich erst in der und durch die Freundschaft konstituiert – und dabei konstant verändert. Die Perspektive der anderen Person spielt dabei eine zentrale Rolle, weil ihr ein besonders authentisches Wissen über das Selbst zugeschrieben wird. Die Fremdwahrnehmung ist daher von maßgeblicher Bedeutung für das eigene Selbstbild. Sie kann inkorporiert werden oder sicher geglaubte Selbstverständlichkeiten ins Wanken bringen. Umso unsicherer die Umstände sind, etwa aufgrund von Marginalisierung und Unterdrückung, desto wichtiger wird die Freundschaft oft als Rahmen für eine nach außen geschützte Selbstgestaltung.

Kohärenz herstellen

Schließlich gehört zum Aspekt der Authentizität auch die Bedeutung von Freundschaft als ein Ort, der den Einzelnen gestattet, Kohärenz herzustellen. Um authentisch ‚man selbst‘ sein zu können, muss eine Vielzahl verschiedener und möglicherweise konfligierende Identitäten verknüpft und in ein Ganzes integriert werden. Dies spiegelt sich besonders in Erzählungen, in denen die Interviewten die Bedeutung ihrer Freundschaften im lebensgeschichtlichen Gesamtkontext resümieren.

Im Einzelinterview erzählt Henry Hunter (#8) die Bedeutung seiner Freundschaft mit Klemens Klein vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte:

„Und für mich was (.) also WAS IMMER wichtig in meinem Leben (.) ähm (.) war (3) ich wollte IMMER EGAL (.) was in meinem Leben passiert. Egal Coming Out Brüche oder so wollte ich IMMER eine (.) ähm (.) eine einheitlichem (.) ähm Kontinuität in meine – in meinem Leben – bewahren. Ähm (1) es es war immer wichtig (.) ähm mich zu erinnern woher ich KOMME woher ich herkomme. – WARUM ich so geworden bin. Also ich bin nicht GEGEN meine Eltern schwul geworden. – Ich bin wahrscheinlich ich hab mein Coming Out weil SIE MIR (.) TRÜMPFE in die Hand haben um um das zu (.) zu schaffen. – Ähm und wenn ich jetzt zurück sehe in meinem Leben ich hab (.) unheimlich viele Sachen gemacht. (...) und MIT KLEMENS ähm das war mir zum Beispiel wichtig (.) am Anfang unserer Beziehung dass ER (1) TEIL dieser Kontinuität wird und es

war für mich – SUPER WICHTIG dass er in meine Heimat kommt und meine Familie kennenlernt. /I: (zustimmend) Mhm/ Und er hat sehr schnell MEINE ELTERN kennen kennengelernt. Meinen meinen BRUDER. JETZT wenn meine – wenn meine Eltern nach Hierstadt kommen dann ist es selbstverständlich (.) dass ähm dass ich ihn einlade und GLEICH AUCH mit seinen Eltern. Also (1) ähm (.) wir LEBEN NICHT SO IN EINE (1) es gibt die HIERSTADT SPHÄRE und die Kindheitssphäre und so sondern ähm (.) wir sind EINS (.) und ähm es ist (.) das ist für mich sehr wichtig (3) Selbst mit meinen ehemaligen PARTNERN (.) hab ich noch eine sehr gutes Verhältnis weil ich könnte das nicht (1) also so ein starker BRUCH das wäre (1) das würde bedeuten ok – es ist EIN TEIL meines Leben (.) DER nicht mehr existiert und ähm (1) es ist ein AST des Baumes der ist tot. (.) UND DAS IST – das ist – es ist eine Sache die mich – ANGST MACHEN. – Das das TEILE MEINES Lebens plötzlich nicht [I: (zustimmend) Mhm] mehr ähm (3) ich weiß wo meine Wurzeln sind. Ich weiß wo die große Äste sind. Und ich – will immer dass diese Baum (.) ganz bleibt. (1) Das vielleicht das (3) könnte mein (1) mein Leben zusammenfassen. (lacht).“ (8h/30)

Henry Hunter stellt hier heraus, welch zentrale Rolle die Integration seiner verschiedenen Identitäten für ihn und seine Beziehungen spielt. So möchte er seine Herkunft aus einem walisischen Dorf in Einklang bringen mit seinem heutigen Leben in einer deutschen Großstadt, sein Aufwachsen in einem eher traditionellen Milieu in Kontinuität mit seinem Coming-Out als schwul begreifen. All diese Teilaspekte seiner Identität vergleicht Henry mit „Ästen“, sein Leben mit einem „Baum“, einem lebenden Organismus. Endgültige Brüche von Beziehungen könnten diese Kohärenz ebenso beschädigen wie ein Abspalten seiner Identitäten an verschiedenen Orten und Kontexten. Daher möchte Henry Hunter auch, dass Klemens Klein seine Heimat und Familie kennenlernt – und ihn damit als ganze Person, statt in nur begrenzten Teilbereichen des Lebens begreifen lernt. In der Konsequenz sind Henry Hunters Identitäten in einem kohärenten Ganzen integriert, aber auch Henry Hunter und Klemens Klein zu einer Einheit verschmolzen („wir sind eins“). Die eigene Identität und die Freundschaft werden hier gleich gesetzt, nach dem Motto: Wir sind unsere Freundschaften; sie machen auf fundamentale Weise unsere Identität aus.

In intimen, langjährigen Freundschaften stellen die Einzelnen also nicht nur eine kohärente Identität her – sie finden auch Anerkennung als ganze Person. So erzählt Christian Cadec (#3) im Paarinterview: „Also bei ner richtig guten Freundschaft ist es schon so dass man auch irgendwie son bisschen den Hintergrund kennt. – Also wie war die Schulzeit so was son bisschen zumindest. Oder wie sind die Eltern und die Freunde drauf“ (3g/376). Auch Arne Andersen und Dora Deuter (#1) betonen die Bedeutung einer umfassenden Kenntnis der ganzen Person für ihre Freundschaft:

- A: (lacht leise) Na ist halt so tatsächlich so dieses auch Gegenseitige ne? Dass man dass man sehr sehr drin steckt in dem in der in der Gesamtgeschichte der Gesamtbiographie des andern.
- D: Genau.
- A: Die halt nicht irgendwie erst achtundneunzig angefangen hat sondern halt auch inzwischen weiß man irgendwie alles von (.) von klein auf. Und äh äh also wir kennen ja auch einander der Rest der Familie. Ne? Also – äh so jetzt die jeweiligen Mütter. Also die kennen sich zwar nicht aber /I: mhm/ also ich kenn Doras Mutter äh wir haben uns häufiger gesehen. Und umgekehrt genauso. Wenn meine Mutter da ist die kennen sich halt auch. Und ähm (1)
- D: Ich hab deine Mutter sogar schon mal alleine besucht. (1g/507–510)

Es scheint, als sei die „differenzierte Freundschaft“ (Simmel, 1997, 83), die nur an Teilbereichen der Persönlichkeit anknüpft, nicht das Idealbild der von mir untersuchten Gruppe. Fraglos variierten die Geltungsbereiche der Beziehung und damit auch der Grad, zu dem die ganze Person oder nur Teilaspekte ihrer Identität eine Rolle spielten. Doch das, was die Interviewten in ihren *engen* Freundschaften suchten, war meist eine umfassendere Form der Anerkennung für das eigene, authentische Sosein – für die ganze Person: für den Menschen in seinen inneren und äußeren Konflikten, im Kontext seiner Beziehungen und seiner Lebensgeschichte.

4.3 Flexibilität – Anpassungsfähig sein

Die dritte Dimension der Freundschaft ist *Flexibilität*. Hiermit ist die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit der Beziehung und der Einzelnen an veränderte Kontextbedingungen sowie ein flexibles Verständnis von Freundschaft selbst – vom Innen und Außen der Beziehung – gemeint. Grundlegend für den Aspekt der Flexibilität ist eine relativ individuelle Lebensführung und ein grundlegendes Vertrauen in die Beziehung. Außerdem wird die immer wieder als unmittelbar empfundene Nähe zur anderen Person als Voraussetzung für Flexibilität erzählt. Aufgrund ihrer Flexibilität halten die Interviewten ihre Freundschaften auch für besonders stabil, was in einen Gegensatz zur Paarbeziehung gestellt wird, die als fragil und unsicher gilt.

Flexible Kontaktintensität und Lebensplanung

Eine wandelbare Kontaktintensität wird im Material als wichtige Form von Flexibilität gedeutet. Auf die Frage, ob es seit ihrer Freundschaftswerdung verschiedene Phasen gegeben habe, reagieren Christian Cadek und Frieda Fröhlich (#3) wie folgt:

- C: Ja ist normal oder? (.)
- F: Pff ich find eigentlich [ja das war früher mal

- C: Relativ kontinuierlich]
- F: ja ich finds eigentlich /C: okay/ kontinuierlich. Also wir wir sehen uns nicht jeden Tag. (.) Ähm wir sehen uns auch nicht jede Woche. (1) [(unverständlich)
- C: Also die Sache ist Frieda ist oft] verreist mal für ein zwei Monate. (.) Oder sie hat eine Beziehung ist dann auch mal abgetaucht. (lacht) (.) Das ist /F: das stimmt/ jetzt nicht mehr ganz so glaub ich wenn sie jetzt ne Beziehung hat aber früher war das so (.) /F: mhm/ Und von meiner Seite aus (1) manchmal brauch ich ne Pause dann meld ich mich vier Wochen nicht aber das ist sehr selten. Oder so. So was würd ich sagen.
- F: Ja also also ich bin so mit all mei- fast all meinen Freunden dass man dann einfach wieder längere Zeit sich nicht äh sieht oder so ne? Und ähm Christian hat kein Smartphone. (.) Ähm /C: mhm/ – das heißt man kann auch nicht oder äh ich schreib dann auch nicht mal eben so zwischendurch ne SMS was ich mit andern Freunden mache. Dass man einfach mal kurz äh über WhatsApp oder so was schreibt. Ähm (.) aber sonst find ich eigentlich es war wir sehen uns immer und jedes Mal also bei mir zumindest ist es jedes Mal so als würden wir uns äh gestern erst gesehen haben. (3g/61–67)

Unregelmäßiger Kontakt aufgrund von Reisen, neuen Partnerschaften oder dem Bedürfnis nach einer „Pause“ werden hier als normal herausgestellt, als ganz gewöhnlicher Aspekt einer Freundschaft. Diskontinuierlicher Kontakt wird dabei nicht als solcher empfunden, sondern als „kontinuierlich“ bewertet: Die Regelmäßigkeit besteht in der Unregelmäßigkeit, die Kontinuität in den Unterbrechungen. Unproblematisch empfinden die Freund_innen das deshalb, weil sie sich – bei einem Wiedersehen – einander sofort nahe fühlen (s. Abschnitt 4.3.1). Christian Cadek und Frieda Fröhlich können ihre Freundschaft daher auch nicht in unterschiedliche Phasen unterteilen, da sie die Intimität, die ihre Freundschaft charakterisiert, als gleichbleibend empfinden.

Eine ähnliche Flexibilität hinsichtlich der Kontaktintensität beschreiben Henry Hunter und Klemens Klein (#8), als sie im Paarinterview diskutieren, inwiefern sich Paarbeziehung und Freundschaft unterscheiden. Klemens Klein ist zunächst ratlos – „das wüsst ich ehrlich gesagt nicht“ (8g/340) – ehe den beiden verschiedene Merkmale zur Unterscheidung einfallen:

- H: Na ja wir können schon äh zwei Monate uns nicht sehen und und äh
- K: Ja [gut das stimmt. Ja.
- H: das Leben geht] weiter. Ähm
- K: Ja es ist schon also ich würde mit Andi glaub ich (.) NICHT zwei Wochen oder drei Wochen lang nicht kommunizieren /H: genau/ Dass wir was bei uns ja schon passiert. (1)
- H: Ja
- K: Ja das auf jeden Fall. (1)

- H: [A-
 K: Ist] schon präsenter. (.)
 H: Ja. (3) Ja ist äh (lacht leise) (2)
 K: Ja, die die die die die die Präsenz ist glaub ich das (.) das Augenscheinlichste.
 (.) (8g/341–350)

Der diskontinuierliche Kontakt wird auch hier in einer Freundschaft als normal, in einer Paarbeziehung als ungewöhnlich bewertet: Mit seinem Partner Andi kann Klemens Klein sich nicht vorstellen, zwei Wochen keinen Kontakt zu haben, während mit Henry Hunter auch eine zweimonatige Kontaktpause denkbar wäre. Kopräsens und kontinuierlicher Kontakt spielen in ihrer Freundschaft eine kleinere Rolle als in ihren Partnerschaften, weil sie sich auch weniger stark vergemeinschaften und keine gemeinsame Lebensplanung verfolgen. Dies zeigt sich auch im Anschluss an die obige Passage, als Henry Hunter und Klemens Klein ihre Unterscheidung näher ausführen:

- H: Also wenn ich zum Beispiel zurück nach Großbritannien (.) zurückkommen würde würd ich schon ähm Klemens (.) vermissen und d- äh (lacht leise) wir würden uns wahrscheinlich weiter treffen. /K: ja/ Hier oder in Großbritannien. (.) Das wü- also es es es würde ich würde ich würde das sehr stark vermissen (.) aber bei einer Lieben- b- Liebesbeziehung ist die Thematik ganz anders. /K: ja/ Da würde man [versuchen sein
 K: Da würde man]
 H: Leben zu [umzuorganisieren.
 K: das würde man] aufeinander abstimmen und (.) keine Entscheidung alleine treffen. (.) Ja. /H: Ja/ Also wenn du jetzt zu Bob ziehen würdest nach England oder so und wärs nur für zwei Jahre dann wär relativ (.) müsst ich da nicht mitreden. Ne? /H: mhm/ (.) Dann wärs relativ egal was ich darüber denke. (8g/351–354)

Eine individuelle, nicht mit der anderen Person abgestimmte Lebensplanung ist für Henry Hunter und Klemens Klein in einer Paarbeziehung nicht denkbar, in einer Freundschaft hingegen ganz normal. Hier wird eine klare Grenze gezogen: Die individuelle Lebensplanung ist in einer Freundschaft Privatsache – etwas, worüber die Einzelnen selbstbestimmt und ohne Abstimmung miteinander befinden. In der Konsequenz haben die Befreundeten, wie Klemens Klein konstatiert, auch weniger Mitspracherecht im Leben der anderen Person.

Stabilität durch Flexibilität

Aus der flexiblen Kontaktintensität und der individuellen Lebensplanung resultiert in den Erzählungen der Interviewten eine bemerkenswerte Stabilität. Auch in dieser Hinsicht stellen sie Freundschaften in einen Gegensatz zu Paarbeziehungen, die sie als konflikthaft und fundamental fragil bewerten.

Die besondere Dauerhaftigkeit von Freundschaften wird in zahlreichen Erzählungen verhandelt. Auf die Frage, wie sie ihre Freundschaft in zwanzig Jahren sehen, antwortet Felix Feldberg (#6) im Paarinterview: „noch genauso wie jetzt auch“ (6g/734). Yanik Yost „wollte es eigentlich genauso beantworten“ (6g/735) und begründet dies wie folgt:

„Das find ich halt bei Freundschaften ja auch meistens eh immer noch viel wichtiger wie so ne Freundschaft. Also ne Partnerschaft kann ja praktisch gesehen jederzeit zerbrechen sag ich jetzt /I: mhm/ mal. /F: ja/ Bei so ner Freundschaft find ich immer so (.) (seufzt) weiß ich nicht die ist (.) ja nicht wichtiger das ist ist man kann das nicht miteinander vergleichen /F: mhm/ irgendwie. Aber die laufen einem dann sag ich mal nicht so schnell weg irgendwie. Also so jetzt so ne Partnerschaft kann ja wirklich zerbrechen und im Regelfall [...] ist es ja so [...] dass dann wirklich son Cut ist halt ne? /I: mhm/ Und dann einfach man überhaupt keinen Kontakt mehr hat und (.) ich find irgendwie das (.) ja das hat noch mal so diese Differenz zwischen irgendwie so ner Partnerschaft auch als auch also jetzt (.) im Vergleich zu mit normalen Freunden oder so.“ (6g/738)

Beständigkeit ist für Yanik Yost einer der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale von Freundschaften und Partnerschaften. Letztere beschreibt er als äußerst fragil und potenziell schmerzhaft: Sie können nicht nur „jederzeit zerbrechen“, eine Trennung ist zudem oft schmerzhaft, weil sie an einen Kontaktabbruch und damit einen totalen Verlust geknüpft ist. Obwohl Yanik Yost Freundschaften und Partnerschaften für unvergleichlich hält und bemüht ist, Partnerschaften nicht abzuwerten, wird deutlich, dass Stabilität und Dauerhaftigkeit für ihn einen Wert besitzen, den er in Partnerschaften vermisst, in Freundschaften hingegen realisiert sieht.

Stabilität spielt auch in Gesprächen mit Hanna Habicht (#5) eine wichtige Rolle. Im Paarinterview erzählt sie, was Freundschaft für sie bedeute:

„Ich glaub für mich ist Freundschaft so das (.) stabilisierendste Element in meinem ganzen Leben so. Also ich hab nicht son bin nicht so dicke mit meiner Herkunftsfamilie. Ich hab nicht son Vertrauen dass so Liebesbeziehungen so halten. (1) Und ich hab aber also so auch noch nicht schon im- nicht immer aber ich hab seit zehn Jahren so einige sehr stabile Freundinnen. (.) Und auch also auch in so Zeiten von so Krisen (.) bei denen bei mir. (.) Es einfach son so ne son Fortbestand gibt und (.) und ich irgendwie bei son paar Leuten mittlerweile das Vertrauen hab so ja das wird einfach auch in zehn Jahren noch so sein oder (.) weiß nicht vielleicht wahrscheinlich auch in zwan- also wahrscheinlich bleiben die jetzt einfach so.“ (5g/201)

Stabilität und Stabilisierung sind in Hanna Habichts Erzählung die zentralen Charakteristika von Freundschaften. Partnerschaften hält sie für weniger beständig, ihre eigenen Familienbeziehungen für weniger intim. Insbesondere ihr Pessi-

mismus über die Möglichkeit dauerhafter Paarbeziehungen bildet die Kontrastfolie ihrer Erzählung über ihre Freundschaften, die, besonders in krisenhaften Zeiten, eine stabilisierende Wirkung auf sie hätten. Warum es dieser Stabilisierung überhaupt bedarf, scheint angesichts ihrer Erzählungen über die Instabilität von Paar- und Familienbeziehungen auf der Hand zu liegen: Freundschaften kompensieren also für die durch kontingente Liebesbeziehungen entstandene Instabilität. Darüber hinaus erzählt Hanna Habicht auch, dass sie „keine idealen Arbeitsbedingungen“ (5H/27) habe: Sie und ihr Partner sind in befristeter Teilzeitbeschäftigung, was sie angesichts der bevorstehenden Geburt ihres Kindes beklagt: „ich FÄND'S SCHON AUCH GEIL entfristet zu sein“ (5H/27). Paarbeziehung, Familie und Erwerbsarbeit – sie alle sind Quellen von Unsicherheiten für Hanna Habicht, Unsicherheiten, die ihre langjährigen, stabilen Freundschaften emotional abfedern.

Eine Erklärung für die größere Stabilität von Freundschaften gibt sich Jasmin Jabal, als sie im Paarinterview mit Greta Gerken (#7) diskutiert, was Freundschaft für sie bedeutet:

„Das das (.) äh dieses Bedingungslose und dieses Vertrauen ne? Dass man halt wirklich (1) also das ist Freundschaft für mich wenn man weiß (.) egal was ich mache oder wie ich handel /G: ja/ die Person hinter mir steht. /I: mhm/ Es ist sogar noch krasser als ein äh Lebenspartner glaub ich. Ist ne Freundschaft. (.) Meiner /G: ja/ Meinung nach weil ne? Das kann man /I: mhm/ man auch nicht so vergleichen. Also ne Freundschaft und ein Lebenspartner (.) Familie ist sowieso noch mal was ganz anderes. Ne? Aber auch da hast du oft nicht das Verständnis. (...) Ähm ich find wenn m- wenn man in ner Partnerschaft ist dann sind halt mehr so diese ähm männlich und wei- männliche also (.) Männlein-und-Weiblein-Diskussionen da und nicht Verständnis. Ne? Ähm /G: (Lacht leise)/ Und man hat ja auch ganz andere Streitpunkte. Also das ist ja ein gemeinsames Leben was man mit ner Freundschaft ja nicht führt. Also man /I: mhm/ ne? Hat ja keinen gemeinsamen /I: mhm/ Haushalt oder gemeinsame Kinder oder gemeinsame Investitionen. Oder so. Und da sind die Streitpunkte ganz anders und ich ne ne ist ja nur Thema Scheidung dann schon wieder ne? Dann gehts dann nur um Geld. Das wird in ner Freundschaft wirts halt eigentlich nie passieren wenn man nicht zusammen ne Firma gründet. /I: mhm/ Oder wenn man nicht zusammen äh (.) wenn man nicht doch lesbisch wird und sagt wir lieben uns wir heiraten. Keine Ahnung ne? Also das /I: mhm/ (unverständlich) /G: Lesbisch wird. (lacht)/Das wird halt das würde halt nicht ähm in ner Freundschaft so schnell passieren. Also ich glaub ne Freundschaft zu zerstören (.) braucht man viel mehr als ne Beziehung zu zer- zu zerstören.“ (7g/379–385)

Jasmin Jabals romantischem Blick auf Freundschaften steht eine nüchterne Perspektive auf Paarbeziehungen gegenüber. Während Freundschaften für sie von bedingungsloser Parteilichkeit, wechselseitigem Vertrauen, einem tiefen Ver-

ständnis und dauerhafter Stabilität gekennzeichnet sind (– allesamt Eigenschaften eines romantischen Liebesideals –), sind Paarbeziehungen von vergeschlechtlichten Konflikten („Männlein-Weiblein-Diskussionen“), mangelnder Empathie („Nicht-Verständnis“) und ihrem potenziellen Scheitern („Thema Scheidung“) geprägt. Die Paarbeziehung verfängt sich in Fallstricken und Pathologien der romantischen Liebe; die Freundschaft, hingegen, erscheint als die bessere Liebe. Als Grund hierfür führt Jasmin Jabal die fehlende Vergemeinschaftung in Freundschaften an: Denn während Paare in Kindern, einem geteilten Haushalt und gemeinsamen Finanzen vor allem potenzielle „Streitpunkte“ fänden, bleiben Freund_innen Konflikte um diese Bereiche des Lebens erspart. Gerade das Fehlen einer umfänglichen Vergemeinschaftung, in Form einer gemeinsamen Lebensführung, mache Freundschaften für Jasmin Jabal harmonischer und stabiler.

Die Figur der Paarbeziehung erwies sich im Material als zentrale Abgrenzungsfolie der Freundschaft (s. auch Abschnitt 4.4.1). Während in zahlreichen Sequenzen deutlich wird, dass die Grenzen de facto schwammig sind und die Interviewten ähnliche Werte mit Freundschaft und Paarbeziehung verbinden, zeigte sich gleichzeitig eine Desillusionierung gegenüber der romantischen Liebe und eine Sehnsucht nach dem Freundschaftlichen: Die Hoffnung auf eine dauerhafte Partnerschaft verfolgen die meisten der Interviewten, doch wird das potenzielle Scheitern der Beziehung immer mitgedacht. Im modernen Code der Partnerschaft ist die Reflexivität der Beziehung schließlich aufgewertet und das Dauerhaftigkeitsversprechen aufgekündigt; die Beziehung muss also ständig daraufhin überprüft werden, ob sie noch den eigenen Ansprüchen genügt. Freundschaften hingegen bieten in den Erzählungen der Interviewten einen sicheren Hafen für das Bedürfnis nach Stabilität, Verbindlichkeit und Dauerhaftigkeit – gerade weil sie keine vergleichbare Vergemeinschaftung durch eine gemeinsame Lebensführung für sich beanspruchen. Das Dauerhaftigkeitsversprechen von Freundschaften konstituiert sich also erst durch die Beschränkung des Geltungsbereichs der Beziehung. Gerade weil die Einzelnen, anders als in der romantischen Liebe, im Code der Freundschaft keine totale Vergemeinschaftung anstreben, keine Deckungsgleichheit von emotionaler Zuneigung und sexueller Leidenschaft erhoffen, keine Elternschaft in die Beziehung integrieren, geraten Individualität und Dauerhaftigkeit, Autonomie und Fürsorge in keinen schwerwiegenden Widerspruch.

Differenzakzeptanz

Nicht zuletzt wird Flexibilität in Erzählungen über Differenzakzeptanz verhandelt: Die Interviewten erzählen, dass sie in ihren Freundschaften in besonderem Maße in der Lage seien, Differenzen auszuhalten. Selten käme es dabei zu Konflikten und wenn, dann schnell zur Wiedergutmachung. Dabei sollen die Einzelnen eine emotional distanzierte Haltung zu ihrer Beziehung einnehmen und ihre Differenzen (etwa unterschiedliche Bedürfnisse in Bezug auf Kontakt oder Mei-

nungsverschiedenheiten) nicht als Kränkung der eigenen Person verstehen – so oft der normative Anspruch der Interviewten.

Die Fähigkeit, individuelle Erwartungen pragmatisch und ohne große Konflikte auszuhandeln, gilt den Interviewten dabei als wichtiger Anzeiger einer grundlegenden Differenzakzeptanz. Arne Andersen (#1) beschreibt dies als Anspruch und Besonderheit in seiner Freundschaft zu Dora Deuter:

„Dass halt auch wenn man sich mal länger nicht sieht dass es nicht so ist dass äh der andere einem egal ist sondern dass halt dann – also man darf das auch nicht so persönlich nehmen. Ne? Ich glaube das /I: mhm/ das ist genau der Punkt – oder der Fehler den glaub ich manche Leute machen ist dass wenn man sich halt lange nicht sieht dass das dann häufig persönlich genommen wird oder so ne gewisse Beleidigung dabei ist so hach (.) mh ne? (...) dass man es halt auch ganz gut einfordern kann. Ohne dass man jetzt den andern vorn Kopf stößt. Also es es muss ja gar nicht mal unbedingt so ne – so ne äh (...) persönlich oder familiäre äh Ausnahmesituation sein sondern auch einfach dass man halt sagen kann so hey – du Knalltüte du hast dich drei Monate nicht gemeldet wir setzen uns jetzt hin und gehen einen trinken oder so was. Und dass dann nicht vom andern kommt (spricht mit verstellter Stimme) ja aber du hast dich auch nicht gemeldet. / I & D: lachen / Sondern dass sondern dass man dann sagt so alles klar. Wann? Ja? /I: mhm/ Gut dann kommt der Terminkalender so puh ah gut zweitausendzwanzig hab ich noch was /I & D: lachen/ frei aber zumindest es nicht so dass man sich da in irgendeiner Wei- also man kann das halt problemlos einfordern ohne dass der /I: mhm/ andere sich irgendwie da pikiert reagiert oder umgekehrt ist es aber auch okay wenn man halt mal drei Monate lang nur sporadisch telefoniert.“ (1g/131–147)

Unterschiedliche zeitliche Verfügbarkeiten und divergierende Wünsche und Bedürfnisse werden für Arne in einer guten Freundschaft akzeptiert und ohne wechselseitige Vorwürfe oder persönliche Gefühle der Kränkung lösungsorientiert ausgehandelt. Anstatt über persönliche Befindlichkeiten sollten Freund_innen seiner Meinung nach sachlich das nächste Treffen aushandeln. Gleichzeitig wird in seiner Erzählung auch deutlich, dass das nicht allen gelingt: Manche Freund_innen begehen demzufolge den „Fehler“, von solchen Differenzen verletzt zu sein. Hinter der Auffassung, Freund_innen sollten nicht voreilig „pikiert“ sein, steht einerseits die Vorstellung, dass Freundschaften über Gefühle wie Eifersucht erhaben sein sollten, andererseits die Vorstellung von einer emotional reifen Persönlichkeit mit hohem Strukturniveau, die angemessen zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung unterscheiden kann und sich durch etwaige Enttäuschungen der andern Person daher nicht verletzt fühlt.

Kritikfähigkeit spielt eine zentrale Rolle für die Differenzakzeptanz. Für Jasmin Jabal (#7) ist das Besondere an einer guten Freundschaft – und an ihrer

Freundschaft mit Greta Gerken – dass man einander ehrlich die Meinung sagen kann, selbst wenn diese für die andere Person schmerzhaft ist:

„Und viele Freund- andere Freundinnen sagen dann halt ne? Reden das einem schön. Und können kann das vielleicht nicht so ausdrücken /I: mhm/ was sie halt gerne sagen wollen würden. (.) Weil sie den anderen nicht verletzen wollen und ich find DAS war auch Freundschaft dass man halt da sagen kann was man denkt ohne dass der andere sich aufn Schlips getreten fühlt.“ (7g/219–221)

Im Idealfall sollen Freundschaften in der Lage sein, divergierende Perspektiven aushalten, auch wenn Jasmin Jabal eingesteht, dass das vielen nicht gelingt. Die Fähigkeit, Kritik zu äußern und zu empfangen, wird deshalb als so zentral bewertet, weil sie eine wichtige Voraussetzung für das authentische Sosein in der Freundschaft ist (s. Abschnitt 4.3.2). Nur, wenn die andere Person nicht vorschnell beleidigt ist, kann ich wirklich authentisch Ich sein und sagen, was ich denke oder fühle. Wann Gefühle der Verletztheit zulässig und wann sie voreilig und unbegründet sind, bleibt im Material jedoch unklar.

Differenzakzeptanz wird außerdem als wichtiges Unterscheidungsmerkmal von Freundschaft und Paarbeziehung markiert. Dies erzählt Yanik Yost (#6), als er über seine eigene Beziehungsorientierung reflektiert::

„So bei mir wars zumindest auf jeden Fall mal so dass ich eigentlich mit dem Part- also bei den Partnern (unverständlich) so dass ich da zu fixiert drauf war irgendwie /I: mhm/ also dass ich da halt ähm (1) weiß ich nicht ich sag jetzt mal so Dinge die mich dann an so nem Partner gestört haben mich dann halt viel schneller da irgendwie was zu gesagt habe /I: mhm/ oder dass ich da irgendwie (.) /F: mhm/ ausgerastet bin was ich jetzt bei ihm (.) überhaupt nicht machen würde oder so. /I: mhm/ Weil mir das egal ist.[...] war ja ganz häufig so bei mir dass ich dann mich halt einfach auf diesen Partner dann so fixiert habe dass sobald die Beziehung dann eigentlich gescheitert ist dann bei mir auch alles gescheitert ist /I: mhm/ im Leben oder so. Alles so drum herum.“ (6g/745–756)

Seine Fixierung auf den Partner ist in Yanik Yosts Erzählung gepaart mit seiner Unfähigkeit, Differenzen – zwischen dem was ist, und dem, was er sich wünscht – in einer Paarbeziehung auszuhalten. Während ihm solche Dinge in der Beziehung zu Felix Feldberg gleichgültig seien, würde er sie in einer Paarbeziehung ansprechen oder gar wütend darüber werden, vermutlich im Versuch, die Differenz zu begleichen. Dies macht Paarbeziehungen in Yanik Yosts Erzählung natürlich äußerst vulnerabel: Einerseits sind sie für ihn Dreh- und Angelpunkt eines gelingenden Lebens, andererseits sind sie kaum in der Lage, die Verschiedenheit zweier Menschen auszuhalten und verunmöglichen sich damit selbst. Dank ihrer Differenzakzeptanz sind Freundschaften in Yanik Yosts Erzählung demgegenüber stabiler.

Im Material zeigen sich jedoch auch Grenzen der Differenzakzeptanz in einer Freundschaft. Besonders evident sind sie in Erzählungen über ein mögliches Ende der konkreten Freundschaft. Auf die Frage, was passieren müsste, damit sie nicht mehr miteinander befreundet wären, reagieren Erika Ebert und Björn Bauer (#2) wie folgt:

- E: Oh das das muss schon h- schwerer Grund sein. /B: mhm/ (.)
 B: Also wirklich so in Richtung keine Ahnung so schwerer Betrug oder
 E: Ja wirklich ne schwere Lüge.
 B: Ja ja.
 E: Also jetzt nicht mal (.) vielleicht (.) auch wenn ich das nicht gut heißen würde das könnt ich aber eher verzeihen ne Notlüge /B: mhm/ weil irgendwas ist. (.) Aber äh da muss schon /B: mhm/ äh (.)
 B: Also auch mit Täuschung und so ne? /E: ja/ Keine Ahnung wenn jetzt irgendwie – ich zum Beispiel einfach wirklich jetzt mal so ins Blaue gesprochen mitbekommen würde du hättest auf irgend ne Art und Weise halt ein Doppelleben begangen äh begonnen /E: ja/ als Einbrecherin oder /E: (lacht)/ /I: (lacht)/ oder so etwas. Schieß mich tot ja? /I: mhm/ Aber so wirklich – es geht mir dabei jetzt auch nicht um diese Wertung der Sache so das kann auch irgendwie keine Ahnung vielleicht auch was Künstlerisches sein und sie will das aber vor mir verbergen aus welchen Gründen auch immer /I: mhm/ vielleicht wird das dann nicht zum Bruch kommen mit der Freundschaft aber das wäre zum Beispiel auch etwas glaub ich wo ich auf jeden Fall son Knacks empfinden würde weil die Zeit dieser Unehrlichkeit oder des Verschweigens /E: mhm/ in dem Sinne das würde mich hart treffen. (2g/292–297)

Auch wenn es ihnen schwer fällt, das Ende ihrer Freundschaft – bzw. adäquate Gründe für ein solches – zu imaginieren, meinen sie, dass sie nicht jede Differenz hinnehmen könnten. Eine hinterlistige und umfassende Täuschung, die einen größeren Persönlichkeitsaspekt betrifft, wäre eine schwere Kränkung für Björn Bauer. Verletzt wäre er jedoch nicht aufgrund des konkreten Inhalts der Täuschung, sondern darüber, was das über ihre Freundschaft – und damit folglich auch über ihn – aussagen würde: dass die Beziehung und damit er nicht ausreichend in der Lage wäre, Differenzen auszuhalten, sodass Erika Ebert mit ihm über ihr Doppelleben hätte sprechen können. Die erzählten Grenzen der Differenzakzeptanz verweisen also auf die Freundschaftskonzeption, sprich auf das, was den Interviewten in ihren Freundschaften wichtig ist.

Erzählungen über mögliche Gründe für die Beendigung der Freundschaft verweisen meist auf die Freundschaftskonzeption. So auch bei Arne Andersen und Dora Deuter (#1), die im Paarinterview auf die Frage reagieren, was passieren müsste, damit sie nicht mehr miteinander befreundet wären:

- D: Arne müsste sich schon dafür entscheiden scheiße und böse zu mir zu sein.
- I: (lacht)
- A: Ja ich ich wei- also mir fällt jetzt da nichts wirklich ein. (2) Also was es müsste es ja entweder was sein was da so quasi unverzeihlich ist dass man dem anderen die Freundschaft [aufkündigt
- D: Aber was soll] denn das sein? Also [was sollte so unverzeihlich sein
- A: Oder es müsste so sein ja eben] entweder das oder es müsste es so was sein dass sich jemand so massiv (.) verändert /I: mhm/
- D: Verändert.
- A: Dass man sagt so da mit der Person möchte ich nicht mehr /I: (räuspert sich)/ befreundet sein. /I: mhm/ (1) Ah wenn du die AfD wählst
- D: (lacht)
- A: dann kündige ich dir (leicht lachend) Freundschaft. (lacht)
- D: (lacht)
- I: (lacht)
- A: Fuck you. (lacht)
- D: Stimmt. Stimmt. Ja [genau
- A: Zum Beispiel.] (lacht)
- D: Das gleiche gilt für dich.
- A: Ja. Genau. Also
- D: Aber nee stimmt schon dass man aber auch ich glaube auch wenn [sich jemand so sehr verändern würde
- A: Wobei dann könnt ich immer noch mit der Bratpfanne mit dir] reden (1g/768–797)

Zunächst kommen für Arne Andersen und Dora Deuter nur zwei Umstände in Frage als mögliche Gründe für eine Beendigung der Freundschaft: absichtliche, unverzeihliche Böswilligkeit oder eine tiefgreifende Wesensveränderung. Wenn eine Person willentlich der anderen böse gesinnt wäre oder ihr schaden wollte, verstieße sie damit gegen den grundsätzlichen Wert der Fürsorge (s. Abschnitt 4.3.1); sie würde sich entlarven als Person, die in Wirklichkeit keine Freundin ist, weil sie nicht am Wohlergehen der anderen Person orientiert ist. Wenn eine Person sich so tiefgreifend in ihrem Wesen veränderte, dass man nicht mehr mit ihr befreundet sein wollte, verstieße sie hingegen gegen den Grundsatz der Authentizität (s. Abschnitt 4.3.2); sie würde sich als eine andere entpuppen als diejenige, für die man sie gehalten hatte – und ihr Sosein ist schließlich bedeutsam für die Freundschaft. So wird in Erzählungen über die Grenzen der Freundschaft auch die Freundschaftskonzeption selbst sichtbar.

Als dritten möglichen ‚Trennungsgrund‘ ziehen Arne Andersen und Dora Deuter in Betracht, dass eine Person die „Alternative für Deutschland“ (AfD) wählen könnte. Schwerwiegende politische Differenzen werden in zahlreichen Interviews als Verstoß gegen grundsätzliche, in der Freundschaft geteilte Werte ver-

handelt. Dabei gilt die AfD im liberalen Milieu der „neuen Mitte“ als besonders rotes Tuch. Auch Frieda Fröhlich sagt im Paarinterview (#3), sie wolle, „wenn er die AfD wählt“ (3g/606) nicht mehr mit Christian Cadek befreundet sein, woraufhin dieser einstimmt: „so viel zum Thema Politik“ (3g/607). Die AfD ist für die Interviewten nicht *irgendeine* Partei, sondern eine, die gegen grundlegende bürgerliche Werte verstößt. Anders positioniert sich etwa Hanna Habicht (#5), die sich selbst als Kommunistin bezeichnet: „Wenn Emil nicht mehr (...) linksradikal wär (.) sondern wieder bei den Grünen einsteigt“ (3g/606) – nennt sie als Grund, nicht mehr mit ihm befreundet zu sein. Hier zeigt sich, dass die grundsätzliche politische Einstellung für die Interviewten so sehr zu ihrer Identität gehört, dass ein grundlegender Lagerwechsel einer fundamentalen Wesensveränderung gleich käme.

Freundschaften werden von den Interviewten in verschiedener Hinsicht durch Flexibilität gekennzeichnet: Die Kontaktfrequenz in einer Freundschaft wird als wandelbar verhandelt, die individuelle Lebensplanung als Privatsache und Differenzen als akzeptabel. Diese Formen der Flexibilität verweisen darauf, dass Freundschaften in den Deutungen der Interviewten, im Gegensatz zu Paarbeziehungen, nur Partial- statt Totalinklusion erfordern, ihre Position also nicht all ihre sozialen Möglichkeiten konditioniert, sondern sie im Zuge von funktionaler Differenzierung unter eingeschränkten Aspekten an je unterschiedlichen Kontexten teilhaben lässt. Dies trug in den Erzählungen der Interviewten entscheidend zur Stabilität von Freundschaften bei. Nichtsdestotrotz hat die Flexibilität der Freundschaft auch für die Interviewten gewisse Grenzen. Neben den hier diskutierten hypothetischen Begründungen für eine Beendigung der Freundschaft, zeigten sich die Grenzen der Differenzakzeptanz und der Stabilität von Freundschaften ebenfalls in Erzählungen über tatsächlich geendete oder brüchige Freundschaft, auf die ich im Abschnitt 4.4.2 noch einmal zu sprechen komme. Dabei verweisen die Grenzen meist auf zentrale Aspekte der subjektiven Freundschaftskonzeptionen.

4.3 Autonomie – Frei sein

Die vierte Dimension der Herstellung von Freundschaft ist *Autonomie*. An zahlreichen Stellen finden sich im Material Erzählungen, dass Freundschaften durch verschiedene Formen von Freiheit gekennzeichnet sind. Auf einer vordergründigen Ebene der dünnen Beschreibung wird Freiheit dabei vor allem in Form negativer Freiheiten verhandelt, d.h. als Abwesenheit von Hindernissen, Beschränkungen oder Zwang. Dies zeige ich im Folgenden an verschiedenen Formen der Freiheit: etwa der Freiwilligkeit der Beziehungsformation, der Befreiung vom Geschlechterverhältnis oder der Freiheit von Konkurrenz. In der Gesamtschau wird jedoch deutlich, dass es dabei immer auch um positive Freiheit, sprich: die Möglichkeit, bestimmte Optionen verfolgen zu können, geht – und beides konstitutiv

miteinander zusammenhängt, weswegen ich auch von Autonomie, statt von Freiheit spreche.

Freiwilligkeit als Nützlich- und Verlässlichkeit

Freundschaften gelten den Interviewten als prinzipiell freiwillige Beziehung. Dass die Einzelnen frei von Zwang entscheiden können, ob sie eine Freundschaft eingehen, aufrecht erhalten oder beenden wollen, scheint unstrittig zu sein. Im Paarinterview grenzt Dora Deuter (#1) Freundschaften und Familie anhand dieses Merkmals voneinander ab: „Familie sucht man sich halt nicht aus (.) Freunde schon“ (1g/453), und erhält Zustimmung von Arne Andersen, der Freundschaften als „Wahlverwandtschaft“ (1g/456) beschreibt. Dass Freiwilligkeit – im Sinne der Selbstbestimmung – als hohes Gut angesehen wird, gilt als selbstverständlich.

Die grundsätzliche Freiwilligkeit der Beziehung wird ferner als Begründung für zahlreiche positive Eigenschaften im Binnenverhältnis der Freundschaft angeführt. So wird die Freundschaft aufgrund ihrer Freiwilligkeit etwa als besonders nützliche Beziehung erzählt, wie eine Sequenz aus dem Einzelinterview mit Dominik Deuter (#4) verdeutlicht:

„Weil die Familie sag ich mal kann man sich nicht aussuchen. Und die muss man halt so nehmen wie sie ist und wenn die nicht bestimmte ja Themen nicht abarbeiten kann für einen persönlich dann kann sie da ja auch nicht helfen. So Freunde kann ich mir aber so aussuchen dass es für mich passt. (.) Und deswegen ist glaub ich (.) Freundschaft wichtiger als als Familie (1) klar die Partnerschaft äh fängt viel auf und und steht an erster Stelle. Aber (.) die Freundschaft steht glaub ich zumindestens was die (.) die Wichtigkeit angeht eigentlich auf ei- auf der gleichen Stufe.“ (4D/237)

Freundschaften haben für Dominik Deuter einen größeren Nutzen als Familienbeziehungen, weil sie passgerecht den eigenen Wünschen und Bedürfnissen entsprechen. Dies schreibt er der grundsätzlichen Freiwilligkeit der Beziehung zu. Familienbeziehungen könne man sich hingegen nicht aussuchen, weswegen sie sich in bestimmten, möglicherweise zentralen Hinsichten als unnützlich erweisen könnten; sie sind schließlich auch nicht zwingend an den Bedürfnissen der Einzelnen orientiert. Implizit nimmt Dominik Deuter an, dass sich die Mitglieder der Herkunftsfamilie in der Regel auch nicht verändern (können) – und dass Freundschaften, die nicht (mehr) zu den eigenen Bedürfnissen passen, nicht eingegangen (bzw. beendet) werden.

Freundschaften werden außerdem als besonders verlässlich erlebt. Obwohl Familie als Beziehung mit umfänglichen Verpflichtungen gilt, attestieren die Interviewten ihr, dass sie mit Erwartungen überfrachtet und daher oftmals nicht in der Lage sei, diese zu erfüllen. Diese Deutung zeigt sich etwa im Einzelinterview mit Dora Deuter (#1), als sie ihre eigene Familie – sie habe eine „total kleine Fa-

milie (.) und auch ne total schwierige Familie“ (1D/70) – mit der ihres Mannes, die aus über 40 Personen besteht, vergleicht:

- D: Das ist ein RIESENnetzwerk von von Menschen. Die mag man zwar auch nicht alle so /I: (lacht leise)/ aber das ist trotzdem n anderer Background den man dann hat. Und den hab ich einfach nicht von der Familie aus. Und darum – hab ich eben meine Freunde die dann einfach (1) bei denen ich aber auch glaube bei den meisten kann ich mich da auch drauf verlassen. (.) Dass die /I: mhm/ eben dann so (.) den Background dann ersetzen. Und manche sogar besser als die Familie weil wir uns füreinander entschieden haben und nicht – /I: mhm/ (leicht lachend) zwangsläufig füreinander da sein MÜSSEN weil man ja /I: (lacht leise)/ verwandt ist. (lacht) /I: mhm/ (.)
- I: Was muss Familie denn leisten? (3)
- D: Ja da ist das Problem das divergiert ja extrem ne? Was muss sie leisten und was kann sie leisten? – /I: mhm/ (.) Ähm – und da verlangt glaub ich von der Familie immer viel zu viel – als was man äh als also man verlangt MEHR als was sie tatsächlich leisten kann. /I: mhm/ (1) Und deswegen kann ich die Frage also anders könnt ich die nicht beantworten /I: mhm/ weil es ist einfach zu viel als das was sie kann. Und /I: mhm/ äh mit Freunden – ist es viel leichter. Weil man ziemlich genau weiß wem man wann was zumuten kann. /I: mhm/ (.) Und das ist bei der Familie äh ist das einfach nicht so klar. (.) Find ich. (1D/69–71)

Familie ist für Dora Deuter zwar die primäre Quelle von Unterstützung und der Hauptbezugspunkt ihrer Erzählung, jedoch gleichzeitig ein oftmals scheiterndes Projekt, weil sie hoffnungslos mit Erwartungen überladen sei. Die Diskrepanz zwischen Anspruch und tatsächlicher Leistung ist für Dora Deuter zentrales Charakteristikum von Familie, während sie Freundschaften eine höhere Erwartungssicherheit – und damit eine höhere Verlässlichkeit – zuschreibt. Implizit wird deutlich, dass Familie und Freundschaft auch hier am Grad der Inklusion unterschieden werden: Während Familienmitgliedern eine umfassende, totale Verpflichtung füreinander zugeschrieben wird, teilen Freundschaften partikulare, orts- und zeitgebundene Verantwortungen. Weil Freund_innen nicht vollumfänglich – immer und in jeder Hinsicht – füreinander da sein *müssen*, meint Dora Deuter gut einschätzen zu können, welche Erwartungen wann und von welchen Freund_innen vertret- und erfüllbar sind. Freiwilligkeit wird dadurch für sie zur Grundlage von größerer Verlässlichkeit.

Wären die Einzelnen hingegen *verpflichtet*, füreinander da zu sein, würde das die Fürsorgebereitschaft vermutlich entwerten. Dass die Einzelnen das Gefühl haben wollen, dass man in der Not füreinander da wäre, zeigt auch, wie sie Freundschaft imaginieren: als einen Ort, an dem das eigene Leben nicht prekär ist, nicht

abgesichert und immunisiert werden muss, an dem man immer füreinander da sein kann und es gleichzeitig niemals muss – ein Sehnsuchtsort eben.

Temporäre Befreiung vom Geschlechterverhältnis

Eine weitere Form der Freiheit, die sich im Material rekonstruieren ließ, bezeichne ich als temporäre Befreiung vom Geschlechterverhältnis. Die Interviewten erzählen ihre Freundschaft als einen Freiraum, in dem sie vergeschlechtlichte Rollen, Normen und Identitäten ablegen können (oder zumindest nicht beständig relevant machen müssen) und daher, ganz ungeachtet dieser Zuschreibungen, sie selbst sein können.

Freundschaften werden als Freiraum jenseits des Geschlechterverhältnisses verstanden. Das zeigt sich etwa in den Erzählungen einiger Frauen, dass sie in ihren ungleichgeschlechtlichen Freundschaften auf ein Schönheitshandeln verzichten könnten, zu dem sie sich normalerweise in Interaktionen mit Männern veranlasst fühlen. Dies berichtet etwa Frieda Fröhlich, als sie im Paarinterview mit Christian Cadek (#3) über die Bedeutung seines Schwulseins für die Freundschaft diskutiert:

- F: Von meiner Seite aus ähm wie gesagt wärs wahrscheinlich äh schwieriger wenn du äh (.) heterosexuell wärs. Oder wenn du (2) ja ich glaube
 C: Dann würden wir vielleicht die Themen anders anschneiden oder nicht /F: ja/ ansprechen. Oder /F: ja/ so was.
 F: Dann will man sich auch immer also irgendwie will man dann auch immer gut aussehen. /C: (Lacht leise)/ (lacht) (1) Und bei dir kann ich auch so ach pff. /C: (lacht)/ (1) Schlafanzug. (1) /C: ja/ (.) Ich glaub sonst nicht.

Christian Cadeks Schwulsein stellt für Frieda Fröhlich eine Erleichterung dar, weil es sie von dem normalerweise verfolgten Wunsch erlöst, vor (heterosexuellen) Männern den Eindruck einer gut aussehenden (und folglich begehrten) Frau zu erwecken. Normale Interaktionen mit (heterosexuellen) Männern sind für Frieda Fröhlich stets potenzielle Dating-Situationen und daher solche, in denen sie Strategien zur Inszenierung ihres sexuellen Kapitals ergreifen muss. Dieses Verhalten kann sie in der Freundschaft mit Christian Cadek ablegen und „Schlafanzug“ tragen. Ihr Wunsch, in den Augen von heterosexuellen Männern gut auszusehen, verweist auf eine männliche Erwartungshaltung, die Frauen internalisieren und durch entsprechendes Schönheitshandeln versuchen, zu erfüllen. In der Freundschaft kommt es hingegen zu einem situativen ‚Vergessen‘ von Geschlecht, da die männliche Attraktivitätserwartung bzw. der Wunsch, ihr zu entsprechen, suspendiert zu sein scheinen.

Das Narrativ der Befreiung von einer internalisierten, vergeschlechtlichten Attraktivitätserwartung findet sich auch in Erzählungen über Freundschaften mit heterosexuellen Männern. So erinnert sich Dora Deuter im Paarinterview an ihre Wohngemeinschaft mit Arne Andersen (#1):

„Oh ich weiß noch w- /A: mhm/ also wenn wir sonntags Samstag Sonntag /A: mhm/ zusammen in der Bude gehockt haben und ich manchmal einfach aussah wie man NIEMALS vor einem Mann /A: ja/ rumlaufen würde als Frau und bei Arne war das immer völlig okay. /A: ja!“ (1g/725)

Dora Deuter beschreibt das frühere Zusammenleben mit Arne Andersen als temporären Rückzugsort vor den Anforderungen eines vergeschlechtlichten „Impression Managements“: Für kurze Zeit, meist am Wochenende, kann sie ein auf ihr Aussehen und dessen Wahrnehmung durch Männer bezogenes Handeln ablegen – und sich so zeigen, wie sie es andernfalls nicht täte. Anders als Frieda Fröhlich begründet Dora Deuter diesen Freiraum jedoch nicht über divergierende sexuelle Orientierungen, sondern über die Suspendierung von sexuellem Begehren in ihrer Freundschaftskonzeption. Die Irrelevantmachung von Sexualität zeigt sich auch an anderen Stellen, etwa als Dora Deuter (#1) im Einzelinterview von der ersten Begegnung mit Arne Andersen erzählt:

„Also das war tatsächlich so ich kann mich das erste Mal dass ich Arne gesehen habe das war in meiner Küche. Und da hatte er feuerrote Haare und das war (leicht lachend) total lustig. /I: (lacht leise)/ Weil die waren wirklich wie Ketchup so rot. /I: (lacht)/ Das sah total witzig aus. Er sah eh aus er hat ja son paar äh Sommersprossen. Und dazu diese (leicht lachend) Haare er sah einfach aus wie Pumuckl. /I: (lacht)/ (lacht) Und äh wir haben äh so son– also wir haben sofort den gleichen Humor gehabt. /I: mhm/ Und die gleiche Sprache gesprochen. Und das war super. Also wir waren da echt sofort auf einer Wellenlänge. – Und es war auch sofort auf der Wellenlänge klar dass wir KUMPELS sind. /I: mhm/ Also das gab NIE einen Moment von irgend was anderem. /I: mhm/ Das war total cool. /I: mhm/ – Das hat ganz viel Spaß gemacht.“ (Dora, Pos. 51)

Die Abwesenheit von sexuellem Begehren spielt in Dora Deuters Erzählung eine wichtige Rolle für das Gelingen der Freundschaft mit Arne Andersen. Zwar beschreibt sie Arne Andersen als sinnliches Wesen, mit Haut und Haaren, jedoch entsexualisiert sie ihn durch den Vergleich mit der Zeichentrickfigur Pumuckl, einem kindlichen Kobold, der stets zu lustigen Streichen aufgelegt ist. Hinter ihrer Assoziation verbirgt sich kein Spott, sondern das Empfinden einer direkten Zuneigung und mühelosen Verständigung, die nicht zuletzt daher rührt, dass sich der Status ihrer Beziehung zu Arne Andersen von vornherein als geklärt darstellt: Dass sie „KUMPELS“ sind, schließt die Möglichkeit von Begehren („irgend was anderem“) unmittelbar aus. Dies bewertet Dora Deuter als überaus positiv („total cool“). Indem sie Arne Andersen mit Pumuckl ntsexualisiert, macht sie ihn unschädlich, zu einem harmlosen Kobold eben. Dadurch wird deutlich, dass (unerwünschtes) heterosexuelles Begehren, insbesondere von Männern, als prinzipielle Bedrohung und als Gefahr für eine Freundschaft gedeutet wird; die Abwesenheit von Begehren wird daher positiv als Erleichterung gewertet (und wenn nötig, diskursiv hergestellt).

Auch in Erzählungen über Paar- und Familienbeziehungen findet sich die Deutung, dass Freundschaften einen Freiraum in Bezug auf das Geschlechterverhältnis darstellen. Dies beschreibt Henry Hunter, als er im Paarinterview (#6) mit Klemens Klein über die Bedeutung von Unterstützung diskutiert:

„Na ja wenn man verpartnert ist (.) ähm (.) also wenn man in einer Beziehung lebt (.) finde ich die die Freundschaft zu Menschen ist auf jeden Fall eine notwendige Alternative zu dem ähm (.) zu dem äh (.) Beziehungsleben. (.) Weil äh die einfach andere Horizonte eröffnet andere Gespräche (.) ähm (1) ansonsten ist das Leben innerhalb der Beziehung kann sehr eng werden. (1) Und Freunde sind dafür da wenn man in einer Beziehung ist AUCH um um diese (.) ähm diese Grenzen zu erweitern. (2) / K: Mhm. / (1) Und wenn man keine Beziehung hat äh braucht man trotzdem Freunde. (lacht leise) (.)“ (8g/265–267)

Henry Hunter erzählt Paarbeziehungen als räumlich beschränkt – als potenziell „eng“ und von klaren Grenzen umrissen –, Freundschaften hingegen als offen, als Beziehungen, die Grenzen erweitern und Horizonte eröffnen, spricht: als Freiraum. An anderer Stelle bezeichnet er Freundschaften auch als „Möglichkeit aus (...) dem Beziehungsleben rauszukommen (...) einfach freie Luft“ (8g/433). Hintergrund dieser unterschiedlichen Rahmung sind in meiner Rekonstruktion unterschiedliche Grade der Strukturierung durch das Geschlechterverhältnis: Das was Henry Hunter als Enge empfindet, aus der er heraus treten möchte, sind aus der Sphärentrennung und dem Ideal der romantischen Liebe resultierende vergeschlechtlichte Rollen und Zuschreibungen, sowie ein an Exklusivität und Totalität orientiertes Beziehungsleitbild.

Freiheit von Konkurrenz

Eine weitere Hinsicht, in der Freiheit im Material relevant gemacht wird, ist die Freiheit von Konkurrenz. Insbesondere in Abgrenzungen zu anderen oder früheren Freundschaften stellen die Interviewten positiv heraus, dass es in ihrer Beziehung keine Konkurrenz oder damit verbundene Gefühle wie Neid oder Eifersucht gebe. Hierüber reflektiert etwa Frieda Fröhlich im Paarinterview mit Christian Cadek (#3):

F: Also früher war das öfter so wenn ich mh Mädchenfreundin oder FreundINNEN hatte dass dann so ne gewisse Eifersucht irgendwie untereinander ist. Oh jetzt triffst du dich mit der und i- also so /C: (lacht leise)/ dass man ich wer ist denn deine beste Freundin und so. Und Christian ist halt mein einziger männlicher Freund. (.) Und (.) da passiert so was nicht. Also es passiert jetzt mit meinen Freundinnen auch nicht mehr aber so was hat ist mit ihm noch nie passiert dass da irgendwie so ne Eifersucht war. Äh warum triffst du dich mit der und nicht mit mir? – So /I: mhm/ und

- C: Ich würd da jetzt auch gar nicht auf die /F: das/ Idee kommen /F: nee/ irgendwie. (.)
- F: Also er steht in außer (leicht lachend) Konkurrenz sozusagen. /C: (lacht)/ (lacht) /I: (lacht)/ (3g/385–387)

Frühere Freundschaften, insbesondere zu anderen Mädchen oder Frauen, sind in Frieda Fröhlichs Erzählung von Konkurrenz, Hierarchisierung und Eifersucht markiert. Die Tatsache, dass Christian Cadek der einzige Mann ist, mit dem sie befreundet ist, verleiht ihm eine Art Sonderstatus und macht ihn unvergleichbar mit ihren Freundinnen; er steht für Frieda Fröhlich daher „außer Konkurrenz“. Das bewertet sie als äußerst positiv. Denn Konkurrenz bedeutet in Frieda Fröhlichs Erzählung nicht nur, dass ihre Freund_innen um ihre knappe Zeit oder Aufmerksamkeit wetteifern müssen, sondern auch, dass sie selbst sich für die Entscheidung, diese oder jene Freundin *nicht* zu treffen, rechtfertigen muss. Die Entscheidung, der einen oder anderen Freundin Vorrang einzuräumen, wird dabei vom Gegenüber oft als Ausdruck eines Werturteils über die Freundschaft oder gar die ganze Person verstanden und dementsprechend als persönliche Kränkung aufgefasst. Die Abwesenheit von Konkurrenz ist für Frieda Fröhlich daher im doppelten Sinne positiv. Nicht nur muss Christian Cadek sich nicht von ihr bewertet fühlen – sie selbst kann außerdem selbstbestimmt, ohne Vorwürfe und Einschränkungen, ihre Nahbeziehungen so gestalten, wie sie möchte.

Konkurrenz wird nicht nur in Bezug auf andere Freundschaften, sondern auch in der Arbeitswelt verhandelt. Davon erzählen Emil Eichler und Hanna Habicht (#5), die zeitgleich und in ähnlichen Fächern promoviert haben und nun beide auf befristeten Stellen als wissenschaftliche Referent_innen bei zwei verschiedenen NGOs arbeiten. Hanna Habicht beschreibt „Karrieresachen“ (5g/528) als Herausforderung für ihre Freundschaft:

„So was wie wenn eine Person von uns ne Leitungsposition kriegt und die andere Person das gerne will und es nicht klappt. Oder sich entscheidet der NGO mh mh den Rücken zu kehren aber auch immer mit nem mit ner Ambivalenz darin. (...) Da haben wir manchmal auch son Konkurrenzding am laufen.“ (5g/528)

Obwohl sie de facto in unterschiedlichen Bereichen arbeiten und nicht um dieselbe Leitungsposition konkurrieren würden, sind ihre Tätigkeiten und Erwerbsbiografien ähnlich, weswegen sie sich leicht miteinander vergleichen können. Hanna Habicht befürchtet, dass Ungleichheiten hinsichtlich ihres beruflichen Erfolgs zu einer Belastung für die Freundschaft werden könnten, weil ein ungleiches Maß an Anerkennung im Arbeitsleben als Werturteil über die ganze Person aufgefasst werden und folglich als kränkend empfunden werden könnte, nebst den materiellen Implikationen, die beruflicher Erfolg meist hat. In den Einzelinterviews eineinhalb Jahre später wird deutlich, dass sich diese Befürchtung bewahrheitet hat: Hanna Habicht hat in der Zwischenzeit eine

Leitungsposition übernommen, was bei Emil Eichler gemischte Gefühle auslöst. Im Einzelinterview spricht er darüber:

„Hanna ist recht erfolgreich gewesen. Und hat auch SEHR sehr viel dafür investiert (...) was ich nie machen würde. (.) Ähm so Arbeitseinsatz. Und dadurch hat ist die in vie- ist in den Bereichen Präsentation sehr viel BESSER als ich geworden. /I: mhm/ (.) Ähm (1) und hat auch damit super Erfolge so. (...) Ähm (1) deswegen wir sind seit nem Jahr in Konkurrenz aber vorrangig von meiner Seite /I: mhm/ Das weiß sie auch dass das für mich grad nicht so einfach ist. (...) Ich schäme mich da sehr für. Ich schäme mich ganz offen Konkurrenzsubjekt zu sein und das auch noch mit meiner besten Freundin. /I: mhm/ (.) Ähm das ist für mich politisch SEHR sehr schwierig.“ (5E/265)

Emil Eichler erzählt, dass er zwiesgespalten ist. Einerseits lehnt er die Wertmaßstäbe, anhand derer sie beide in der Arbeitswelt verglichen werden, ab. Andererseits macht es ihm persönlich zu schaffen, als weniger wert bewertet worden zu sein, als seine beste Freundin Hanna Habicht. Er kommt nicht umhin, ihren Erfolg als sein Scheitern und damit als Verweis auf seine eigene Unzulänglichkeit zu interpretieren, weswegen er die Unterschiede in ihrer Bewertung sogleich erklärt über ihren größeren Arbeitseinsatz, zu dem er selbst nicht bereit wäre. Er schämt sich, weil er sich, aus seiner politischen Haltung als Kommunist heraus, wünscht, in seinen Nahbeziehungen über solche Zweifel erhaben zu sein, in der Realität jedoch feststellt, dass ihm dies nicht gelingt. Hier wird deutlich, dass Freundschaften nicht außerhalb der Konkurrenzgesellschaft stehen. Die vergleichende Bewertung der Einzelnen anhand ihrer Leistung prägt meist tiefgreifend das eigene Selbstbild, auch wenn das Freundschaftsideal der Interviewten meist vorsieht, dass man sich jenseits marktförmiger Konkurrenz aufeinander bezieht.

Zuletzt wird die Freiheit von Konkurrenz auch in Erzählungen über Partnerschaft verhandelt. So gilt als geläufiges Tabu einer Freundschaft, der anderen Person den_die Partner_in streitig zu machen. Auf die Frage, was für sie ein Grund wäre, nicht mehr befreundet zu sein, reagieren Jasmin Jabal und Greta Gerken (#7) im Paarinterview wie folgt.

J: Wenn sie mit meinem Mann schläft. (lacht leise)

G: Ja ich glaub /I: (lacht)/ das wär für mich (.) auch so. Oder ne Affäre. Nee auch wenn du mit dem schläfst. (lacht)

J: Ja ist ja ne Affäre. Also ich glaub das wär für mich so äh Hallo geht's noch? Also wenn sie mich da also wenn mir meinen Mann ausspannt oder meinen Freund ausspannen würde. (.) Das wär für mich voll würde glaub ich aber nie passieren aber wenn ne? Das wär für mich so ein No-Go. (7g/585–589)

Hier wird deutlich, dass die romantische Liebe – entgegen geläufiger Erzählungen – keinesfalls außerhalb der Konkurrenzsphäre steht. Auch um potenzi-

elle Partner_innen konkurrieren die Einzelnen. Eine einmal eingegangene Partnerschaft ist, aufgrund der zunehmenden Kontingenz und Reflexivität des partnerschaftlichen Beziehungsleitbildes, niemals sicher. Dabei befürchten die Einzelnen, ersetzt zu werden und dabei nicht nur die Partnerschaft zu verlieren, sondern auch vom „komparativ-elektiven Blick“ (Reckwitz, 2006, 528) des anderen als „schlechter“ bewertet worden zu sein. Freundschaft soll die Einzelnen – zumindest punktuell – von diesem Konkurrenzkampf erlösen; die solidarische Parteinahme für die andere Person soll vor den eigenen Interessen stehen. Einen Anspruch zu erheben auf das, was die Freundin in Gänze für sich beansprucht hat, den Partner, stellt daher einen großen Verstoß gegen den Wert der Freiheit dar.

Freiheit von invasiver Intimität

Zuletzt wird Freiheit im Material auch als Abwesenheit von einem übergriffigen und invasiven Intimitätsstil behandelt. Während die wechselseitige kommunikative Selbstoffenbarung (s. Abschnitt 4.3.1 und Abschnitt 4.3.2) als zentraler Wert von Freundschaft beschworen wird, zeigten sich ebenso Erzählungen, dass ein zu großes Maß an Selbstoffenbarung oder das vehemente Einfordern exzessiver Selbstoffenbarung als übergriffig und invasiv erlebt wurden. Zurückhaltung, Verschiedenheit und Diskretion wurden dabei als positiver Ausdruck von einem Freiraum in der Freundschaft erzählt. Hierüber unterhalten sich Christian Cadek und Frieda Fröhlich (#3) im Paarinterview:

- C: Also man merkt immer /F: nee/ die Stimmung merkt man immer son /F: (räuspert sich)/ bisschen. Äh (1) weiß nicht ob man jetzt grade ein langes Telefonat führen kann oder obs jetzt einfach /F: ja/ okay ist. (lacht) (.) Oder nur die nötige Info austauscht.
- F: Obwohl ich HASSE das immer wenn du dann sagst äh (.) ((spricht mit leicht verstellt hoher Stimme)) oh ja heute ist wohl nicht son guter Tag. Oh ich hasse das wenn jemand [so versucht
- C: hab ich das je so gesagt]
- F: Ja na ja nicht so aber du sagst irgendwie (.) äh ähm ich weiß nicht äh also so dass [du schon weißt nee wenn ich keinen
- C: Wenn ich keinen Bock hab oder wenn du keinen Bock hast?]
- F: Bock hab. Dass du schon merkst dass ich keinen Bock hab und grade /C: (lacht leise)/ dann will ich nicht wissen (.) dass er das merkt. Weil /I: mhm/ dann möchte ichs gern selber (leicht lachend) irgendwie (lacht leise)
- C: (leicht lachend) kommunizieren. (lacht)
- F: (lacht) Ja oder ei:nfach muss man dann drüber reden dass man keinen Bock hat? (3g/229–236)

Obwohl Christian Cadek erzählt, dass er auch nonverbal Frieda Fröhlichs Stimmung erfassen kann, wirft sie ihm vor, sie in solchen Situationen verbal mit

seiner Wahrnehmung zu konfrontieren. Das verärgert Frieda Fröhlich, die auch im Interview sichtlich aufgebracht reagiert. Ihre Erklärung macht deutlich, dass es ihr um Diskretion geht: Sie erwartet, dass Christian Cadek aus Taktgefühl auf das Explizitmachen der Situation verzichtet und auf ihre Gefühle Rücksicht nimmt. Freiheit wird hier als Privatheit erzählt, als Freiheit von dem informationellen Übergriff eines anderen.

In den Erzählungen zu Freiheit wird bereits ersichtlich, dass Freundschaften als Gegenwelt zu Arbeit und Liebe aufgefasst werden. Die fremdbestimmte Sphäre der Arbeit, in der die Einzelnen einander als Konkurrenten gegenüber treten müssen, wird dabei als genauso leidvoll empfunden wie die vom Geschlechterverhältnis durchdrungene Sphäre des Privaten. Schließlich wird deutlich, dass die Einzelnen sich auch in der Liebe ähnlichen Bewertungsmaßstäben und einer fundamentalen Unsicherheit unterworfen sehen, etwa, wenn sie sich selbst und andere auf dem ‚Dating-Markt‘ bewerten, oder weil sie immer schon das potenzielle Ende der Paarbeziehung mitdenken. Zudem erleben sie die engen Normen und Funktionen von Familie und Paarbeziehung als rigiden, beinahe klastrophobischen Engraum. Freundschaft imaginieren sie als jenseits des Ökonomischen und des ökonomisierten Privaten – als die bessere Liebe, die heilere Familie, als einen Ort, an dem genuine Intimität und Autonomie Hand in Hand gehen.

Obwohl auf der diskursiven Ebene Freiheit im Material meist als negative Freiheit verhandelt wird, ist in der Rekonstruktion deutlich geworden, dass die Einzelnen die partielle oder temporäre Abwesenheit von bestimmten Zwängen um der damit verknüpften positiven Möglichkeiten willen schätzen: Sie bringen ein (zumindest implizites) Verständnis zum Ausdruck, wozu sie diese Freiheit nutzen wollen, etwa um in ihrem authentischen Sosein angenommen zu werden.

4.4 Phasen der Herstellung von Freundschaft

Im Material ließen sich verschiedene Prozesse oder Phasen der Herstellung identifizieren, in die sich der Konstruktionsprozess von Freundschaft als Sehnsuchtsort gliedert. Anhand von Beispielen aus dem empirischen Material lege ich im Folgenden die wichtigsten Aspekte jeder Herstellungsphase dar.

4.4 Abgrenzen

Die erste Phase ist das *Abgrenzen*: Die Interviewten grenzen ihre konkrete Freundschaft oder Freundschaft im Allgemeinen von anderen Begriffen oder Beziehungstypen ab. Es ließen sich drei zentrale Begriffskomplexe rekonstruieren, von denen Freundschaften abgegrenzt wurden: Bekanntschaft, Paarbeziehung und Familie. Sie bildeten die wichtigsten Referenzfolien der Freundschaftserzählungen der Interviewten.

Abgrenzungen fanden sich einerseits zu Beginn der Beziehung, bei der Feststellung, dass man miteinander befreundet ist, und dementsprechend in den Ein-

gangserzählungen. Durch den Erzählstimulus werden diese Abgrenzungen in gewisser Hinsicht sogar elizitiert: Indem ich frage, wie die Interviewten Freund_innen geworden sind, setze ich voraus, dass sie nicht schon immer befreundet waren, sondern erst im Laufe ihres Lebens Freundschaft schlossen. Ich fordere sie also auf, ihre Freundschaft von einem nicht- oder vorfreundschaftlichem Zustand abzugrenzen. Allerdings lässt die Frage offen, was genau das ‚Andere‘ der Freundschaft ist und wie und warum daraus eine Freundschaft wurde. Dies ist eine Deutung der Interviewten, die sich in den Erzählungen rekonstruieren lässt. Andererseits ließen sich auch im weiteren Interviewverlauf immer wieder Abgrenzungen rekonstruieren. Dies war insbesondere der Fall, wenn die Interviewten erzählten, wie sie ihre Beziehungspraxis oder ihr Freundschaftskonzept (um)gestaltet haben und damit auch neu definieren mussten, was Freundschaft für sie bedeutet.

Von Bekanntschaft zu Freundschaft

Die erste Referenzfolie, von der Freundschaft abgegrenzt wird, ist die Bekanntschaft. Sie ist meist implizit und wird als selbstverständliche Ausgangslage der Freundschaftswerdung erzählt. Schließlich setzt Freundschaft voraus, dass man einander kennt – und so muss für die Beantwortung der Frage nach der Freundschaftswerdung zunächst etabliert werden, wo und wie die Interviewten einander kennenlernten. Doch Freundschaft ist mehr als das Wissen um die Existenz der anderen Person: Sie impliziert eine wechselseitige und tiefere Kenntnis einer inneren Wahrheit. In ihren Erzählungen markieren die Interviewten den Übergang von Freundschaft zu Bekanntschaft daher als Prozess der ‚Verselbstständigung‘, in dem die Beziehung zu einer genuin persönlichen Beziehung wird und sich aus ihrem Entstehungskontext löst.

Dass Freundschaft sich durch Verselbstständigung aus der Bekanntschaft entwickelt, lässt sich im Paarinterview mit Arne Andersen und Dora Deuter (#1) nachvollziehen. Auf die Eingangsfrage, wie sie „eigentlich Freunde geworden“ (1g/4) seien, reagieren sie wie folgt:

- A: (lacht auf) Äh über die Süddeutsche Morgenzeitung. (lacht)
 D: Stimmt. Stimmt. Stimmt. Stimmt. Genau.
 A: Nein ähm (.) die Geschichte ist ich komm ja ursprünglich aus Süddeutschland. (.) Und äh ein (.) gemeinsamer Freund ist (.) in meine Stadt gezogen und hat mich irgendwann mal mitgenommen (.) [zu seinen
 D: In meine-]
 A: ja zu seinen Freunden (.) also seinen ehemaligen Klassenkameraden und Freunden nach Hierstadt beziehungsweise an den Hierstadtsee. Ähm also direkt an den Hierstadtsee ne? Kurz bei euch in der Wohnung
 D: Und dann stimmt [dann haben
 A: Genau.]
 D: und dann sind wir direkt an den [Hierstadtsee gefahren

- A: Und wir waren] also wir waren halt am Hierstadtsee äh für ein Wochenende. Und äh::: (.) das war ne Gruppe die sich SO auch einfach sehr gut verstanden hat und das hat sich aber dann relativ schnell danach irgendwie verselbstständigt dass äh (.) ich eigentlich vor allen Dingen mit Dora eben extrem viel Kontakt hatte danach also wir haben uns sehr viel geschrieben /D: mhm/ du hast doch damals in so nem [Online-Versandhandel gearbeitet
- D: Versandhandel gearbeitet]
- A: Also das war auch noch total wo man jetzt irgendwie grade mal ne E-Mail-Adresse hatte ne?
- D: (lacht leise)
- A: Also irgendwie
- D: Das war achtundneunzig [oder
- A: ja] achtundneunzig.
- I: Okay.
- A: Und ähm (.) ja so dass sich das irgendwie verselbstständigt hat. Also äh auch dann ich gar nicht mal mehr mit dem äh gemeinsamen Freund mehr nach Hierstadt gefahren bin sondern halt alleine um eben Dora und auch die andern zu besuchen. Aber vor allen Dingen hatten wir eben dadurch – sehr viel Kontakt. (1g/7–21)

Arne Andersen beschreibt die Freundschaftswerdung hier als einen Prozess, in dem sich die Bekanntschaft zu Dora Deuter aus ihrem ursprünglichen Entstehungskontext – dem Kennenlernen über einen gemeinsamen Freund bei einem Wochenendausflug – herauslöst. Fortan sind Besuche und der Kontakt zwischen den beiden nicht mehr vermittelt über das Umfeld, sondern einzig vom Interesse aneinander motiviert. Die Beziehung nimmt persönliche Gestalt an. Darauf verweist auch die Eröffnung der Erzählung: Wie sich im Einzelinterview klärt, ist die „süddeutsche Morgenzeitung“ keineswegs eine tatsächlich existierende Tageszeitung, sondern der Betreff von Arne Andersens früheren E-Mails, die Dora Deuter am Abend mit einer als „ostdeutsches Abendblatt“ betitelten E-Mail beantwortete. Die Eröffnung der Eingangserzählung mit einer Bemerkung, die nur für Eingeweihte – spricht: allein für Arne Andersen und Dora Deuter – verständlich ist, verweist bereits auf die Bedeutung privater Informationen für den persönlichen Gehalt der Beziehung. Außerdem wird deutlich, dass es in der Freundschaft zu einer geteilten Wirklichkeitskonstruktion kommt: Die Namen geläufiger Tageszeitungen verweisen für die Freund_innen nicht mehr auf eben diese, sondern auf spezifische Praktiken ihrer Freundschaft.

Nicht immer wird die Freundschaftswerdung als so geradlinig erzählt. Christian Cadek und Frieda Fröhlich (#3) erzählen im Paarinterview zwar auch von ihrer ersten Begegnung (auf der Silvesterparty einer gemeinsamen Freundin), Christian Cadek findet jedoch, es sei „nix Spektakuläres“ gewesen: „Ich glaube wir fanden uns einfach nur sympathisch vielleicht und das wars auch schon“ (3g/18). Den

eigentlichen Prozess der Freundschaftswerdung verortet er im Kontext weiterer gemeinsamer Unternehmungen, die schließlich auf die eine Feststellung hinauslaufen:

- F: Und dann haben wir irgendwann gemerkt dass
 C: Dass [wir
 F: dass wir]
 C: total gut miteinander können. /F: ja genau/ Und auf dem Nachhauseweg haben wir so viel Witze gemacht /F: (lacht leise)/ zur Bahn dass wir uns immer weggeschmissen haben und so. /F: ja/ (.) Und dann (.) hatte Anne mit mir in der Gastro gearbeitet. (.) Und du hast /F: ach ja/ einen Job gebraucht. Und dann warst du auch da. Und dann sind wir glaub ich erst mal so ernsthaft richtig mit Nummern tauschen oder so was /F: ja ja/ glaub ich
 F: [Das kann sein
 C: ich weiß es nicht mehr] genau.
 F: Das weiß ich auch nicht mehr genau. (.) Aber ist ja schon ewig her.
 C: Ja und dann – die Chemie hat gestimmt. Wir haben uns gut verstanden. Wir haben oft was gemacht. (.) Und mit Anne isses in die Brüche gegangen. Bei uns beiden. (lacht)
 F: (lacht)
 C: Aber uns gibt's noch. (lacht)
 F: Ja. (lacht) (.) Genau. (Christian & Frieda, Pos. 5–53)

Obwohl Christian Cadek und Frieda Fröhlich ihre Freundschaftswerdung weniger gradlinig und schnell erzählen, als Arne Andersen und Dora Deuter, spielt auch hier die Idee einer Verselbstständigung der Beziehung eine zentrale Rolle. Während zunächst nur Sympathie – eine intuitive Zuneigung, die noch keine substantielle Kenntnis der anderen Person impliziert – zwischen ihnen vorhanden war, wird diese nun von konkreten Erfahrungen ersetzt, die die Feststellung einer Potenzialität motivieren: Der Befund, dass sie „total gut miteinander können“, ist zwar unterbestimmt (es ist unklar, *was genau* sie miteinander können), wird jedoch zur Offenbarung und zum Wendepunkt der Erzählung. Auf einmal wird eine Beziehung jenseits zufälliger Begegnungen vorstellbar und die beiden tauschen Telefonnummern aus. Indem sie ihren Kontakt aus den kontextuellen Entstehungsbedingungen (von der Freundin, vom Job) lösen, verlagern sie die Beziehung in den Bereich des Privaten. Miteinander in Kontakt zu treten wird eine reine Angelegenheit des Wunsches nach einer persönlichen Beziehung. In der Konsequenz tritt ihnen ihre Beziehung als eigenständige Realität gegenüber, als ein ‚Wir‘, das sie von außen betrachten (und von dem hier, im Übrigen, gleich sieben mal die Rede ist).

Wie ich exemplarisch dargelegt habe, werden Freundschaft und Bekanntschaft als Phänomene mit fließenden Übergängen erzählt und gleichzeitig voneinander abgegrenzt. Die Interviewten erzählen Freundschaft dabei als eine per-

sönliche Beziehung, die vom Interesse aneinander motiviert ist und nicht (mehr) durch einen geteilten Kontext, wie ein Hobby, eine gemeinsame Arbeit oder eine gemeinsame Freundin. In der Konsequenz tritt die Beziehung den Interviewten als eigenständige Realität – als Realität *sui generis* – gegenüber: Es gibt ein „Wir“ mit spezifischen Dynamiken, etablierten Erwartungen und geteilten Wissensbeständen.

Freundschaft und Familie, Freundschaft als Familie

Die zweite Referenzfolie, von der die Interviewten ihre Freundschaft abgrenzen, ist die Familie. Einerseits werden Freundschaften in einen Gegensatz zu Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen gestellt, andererseits immer wieder mit ihnen verglichen, wenn die besondere Intimität der Beziehung herausgestellt werden soll. Die Familie fungiert dabei als Chiffre: als Metapher für eine besonders dauerhafte, verlässliche Beziehung der Fürsorge.

Dass Familie und Freundschaft voneinander abgegrenzt werden, zeigt sich zu Beginn des Paarinterviews mit Greta Gerken und Jasmin Jabal (#7), die die Frage beantworten, wie sie „eigentlich Freundinnen geworden“ seien:

- J: Ja das haben wir uns auch schon /G: (lacht)/ schon die Sache gestellt WEIL sa- Aber wir sind Cousinen. (.) /I: ah/ [Aber
- G: Ist] das äh sch- schwierig? / I: (schüttelt Kopf) / Nee. Okay. Ja also von (leicht lachend) daher
- J: (lacht)
- G: ist die [Erklärung unsere
- J: Nein aber eigentlich]
- G: Mütter sind Schwestern. (lacht) /J: (lacht)/ /I: mhm/ Daher kennen wir uns. (lacht) (.) Ähm aber ja also wir sind äh auch im selben Dorf aufgewachsen vor Weststadt. In äh bei Dortdorf ist das. /I: mhm/ Und ähm (.) genau also Jasmin hat bis bis du vier warst in der Türkei gewohnt.
- J: ((zustimmend)) Mhm.
- G: Ja und dann kam die halt da zu uns ins Kaff. Und äh ja seitdem also deshalb können wir uns gar nicht mehr richtig dran erinnern wie das dann so
- J: Doch ich weiß das noch [wie's
- G: Ja?]
- J: Ja mit deiner Schwester und dein deinen Schwestern bin ich nicht so gut befreundet. /G: (lacht leise)/ Das ist jetzt Unterschied ne? (7/5-15)

Auf die Frage nach der Freundschaftswerdung antworten die beiden zunächst mit einer Art Gegenerklärung über ihr Verwandtschaftsverhältnis: Sie wollen mich, die Interviewerin, über die Tatsache, dass sie Cousinen sind, aufklären und sich vergewissern, dass dies kein Problem für die Teilnahme an der Studie darstellt. Ihre implizite Annahme ist, dass sie eins nur sein können: Freundinnen

oder Cousinen (oder zumindest, dass das Forschungsdesign der Studie davon ausgehen könnte). Während Greta nun versucht die Eingangserzählung zu versiegeln, indem sie die Freundschaft vom Verwandtschaftsverhältnis der Mütter ableitet und im Kontext ihres Aufwachsens im selben Dorf verortet, widerspricht Jasmin dieser Deutung und stellt die Besonderheit ihrer Freundschaft zu Greta heraus, die sich von den Beziehungen mit anderen Verwandten unterscheidet. Freund- und Verwandtschaft sind für sie vielmehr zwei verschiedene Ebenen, die sich übereinander legen können, aber nicht müssen.

Auch an späterer Stelle im Paarinterview mit Greta Gerken und Jasmin Jabal zeigt sich, dass Familie und Freundschaft als zwei verschiedene Ebenen betrachtet werden, die sich übereinander lagern und einander verstärken können. Hierüber reflektieren die beiden, als Greta Gerken erzählt, was sie vor einigen Jahren veranlasste, nach Hierstadt zu ziehen:

- G: Und also ich war auch zwischendurch noch mal im Ausland ein zwei Jahre. Und da war es trotzdem äh hab ich mich dann auch wieder auf Hierstadt bezogen und nicht auf äh jetzt meine alte Heimat /I: mhm/ sondern das war dann irgendwie auch meine Heimat aber auch ein Stückweit weil ich natürlich auch also wir haben auch unsere Großeltern hier am Ort gehabt. Äh (.) aber auch weil Jasmin halt äh ist halt noch mal was anderes als ne normale Freundin weils halt einfach Familie ist. Da weiß ich /I: mhm/ halt bei anderen Freundschaften entwickelt sich das ja immer nach drei vier Jahren auch noch mal in ne andere Richtung. /I: mhm/ Das merkt man dann auch irgendwie erst später [so aber
- J: Aber ich glaub] dass grade dieses Familiending dann eher noch dieses Verständnis dafür ist dass man sich verändert und dass man auch mal sagt ja man bleibt ja trotzdem irgendwo verbunden ne? /I: mhm/ (7g/50–51)

Dass Jasmin Jabal und Greta Gerken nicht nur Freundinnen, sondern auch Familie sind, verstärkt in dieser Erzählung ihr Band. Während gewöhnliche Freundschaften sich auseinander entwickeln können, wird ihre Beziehung allein schon dadurch zusammengehalten, dass sie immer Cousinen bleiben, so die implizite Annahme. Für Jasmin Jabal ist die Verwandtschaft deshalb ein größerer Garant für die Beständigkeit der Beziehung, weil die Bindung als toleranter gegenüber den Veränderungen der Einzelnen betrachtet wird bzw. es sein muss: Sie spielen keine Rolle für die Beziehung. Die gegenseitige Verstärkung der beiden Ebenen macht die Freundschaft zu Jasmin Jabal deshalb zu einem Stabilitätsanker für Greta Gerken, sodass Hierstadt zu ihrer neuen „Heimat“ wird.

Die Gleichzeitigkeit der Abgrenzung von und des Vergleichs mit Familie zeigt sich ferner im Paarinterview mit Arne Andersen und Dora Deuter (#1). Gegen Ende der Eingangserzählung zur Freundschaftswerdung resümieren die beiden ihr früheres Zusammenleben in einer Wohngemeinschaft:

- D: Na wir haben viereinhalb Jahre zusammen gewohnt. /A: ja/ (.) Und ähm

das war war ne war ne großartige Zeit. (.) Also es war ne war einfach auch ne Zeit das da wo man so erwachsen wird ne? Du hast studiert. /A: mhm/ Ich habs versucht (leicht lachend) mit dem Studieren. Hat nicht so ganz hingehauen. Haben alles Mögliche gemacht. Wir haben uns da einfach (.) ähm – so in a nutshell würd ich sagen waren wir uns die Familie.

A: Ja. Ja eben also ich hab ja natürlich auch viel in der alten Heimat zurückgelassen. /I: mhm/ (.) Und MIR ganz bewusst auch hier eben neue – also neue Freunde aber halt auch quasi Familienersatz gesucht. Und das Lustige war eben auch unsere Wohnung im Nordstadt-Viertel das war so ne klassische Beletage-Wohnung mit nur großen Doppeltüren aber halt nicht nur von den Zimmern zum Flur sondern auch die Zimmer untereinander. So dass also /I: mhm/ unsere beiden Zimmer durch ne Glasdoppeltür quasi verbunden waren. Die halt auch – eigentlich zu nem Großteil offenstand. Also im Prinzip nur wenn jetzt irgendwie Damen- und Herrenbesuch [(lacht) da warn die Türen zu

D: (lacht) Genau. Da warn die zu]. Sonst

A: Aber ansonsten wars halt im Prinzip ja äh – mh äh wie man mit Familie eben zusammenwohnt. Wir hatten auch tatsächlich dann [äh

D: Nee ich] glaube nicht.

A: Mh?

D: (lachend) Mit Familie wohnt man so nicht zusammen.

A: Nee.

D: Mit Familie äh sucht man sich ja eben [Freiräume

A: S- ja.]

D: Äh also ja äh /A: ja/ weißt du was ich meine? (1g/37–47)

Dora Deuter und Arne Andersen ringen in dieser Sequenz um die Bestimmung der Bedeutung von Familie und die retrospektive Deutung ihrer eigenen Beziehung. Ihr früheres Zusammenleben ist in der Erzählung dreierlei: im Kern die Verkörperung eines Familienideals, funktional der Ersatz für die zurückgelassenen Beziehungen in der „alten Heimat“ – und im Endeffekt ganz anders als ein tatsächliches Zusammenleben mit einer Familie. Einerseits bedeutet Familie für sie, einander einen sicheren Rahmen zu geben, um sich ausprobieren zu können, einander zu begleiten beim Erwachsenwerden. Für diese Dinge steht ihre Freundschaft. Andererseits ist Familie ein Engraum, ein Ort, an dem die Türen nicht immer geöffnet sein können, weil die Einzelnen Freiräume brauchen – und diese im Rückzug, in der Privatheit ihrer Zimmer, statt in der Gemeinschaft mit anderen finden. Von dieser Vorstellung grenzen sie ihre Freundschaft ab. Die Familie fungiert also als Referenzfolie, vor der sie ihre Freundschaft als eine Art ideale Beziehung erzählen können, in der sie verlässlich füreinander sorgen, ohne einander einzuengen. Gleichzeitig verweist die Erzählung bereits auf eine weitere Referenzfolie: Dass der Besuch von vergeschlechtlichten Anderen – ‚Damen‘ und ‚Herren‘ – bedeutet, dass man sich aus den ansonsten so großzügig geteilten Räumen zu-

rückzieht, impliziert eine klare Abgrenzung der Freundschaft vis-à-vis sexueller Beziehungen. Die andere Person muss sprichwörtlich ‚draußen‘ bleiben. Ferner zeigen sich implizite Annahmen um Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität: Dass es sich bei den erwähnten „Damen“ und „Herren“ um andersgeschlechtliche Sex- oder Beziehungspartner handelt, muss gar nicht erzählt werden. Es ist, so die Annahme, vollkommen selbstverständlich.

Wie ich am Material gezeigt habe, werden Freundschaft und Familie auf ambivalente Weise voneinander abgegrenzt. Dabei wird Familie mit unterschiedlichen Bedeutungen aufgeladen: Sie ist einerseits Ort der verlässlichen, dauerhaften Fürsorge – und deshalb ein adäquates Bild, um die Besonderheit der Freundschaft zu fassen – andererseits ist sie Zwangsgemeinschaft und ‚Engramm‘ und somit von der Freundschaft verschieden. Die Relationierung von Freundschaft und Familie ist also ambivalent: Sie werden einerseits verglichen, um den dauerhaften, verbindlichen oder engen Charakter der Freundschaft herauszustreichen, andererseits voneinander abgegrenzt, um die Besonderheit der Freundschaft – insbesondere ihre Freiwilligkeit und ihren freiheitlichen Charakter – gegenüber der Familie zu betonen. Freundschaft wird somit als die bessere Familie erzählt, als „Wahlverwandtschaft“ (1g/456), wie Arne Andersen es nennt.

Paarbeziehung als Freundschaft Plus

Die dritte Referenzfolie, von der Freundschaften abgegrenzt werden, ist die Liebes- oder Paarbeziehung. Für einige Interviewte schließen Freundschaften und Paarbeziehungen einander kategorial aus, für andere bezeichnen diese Begriffe überlappende Phänomene mit schwammigen Grenzen, die nichtsdestotrotz markiert werden. In der Eingangserzählung sind es vor allem ehemalige Paare, die ihre Freundschaft von der früheren Paarbeziehung abgrenzen. Im späteren Interviewverlauf finden sich solche Abgrenzungen auch bei Interviewten, die vormals kein Paar waren.

Die Deutung, dass Freundschaft und Paarbeziehung überlappende Phänomene bezeichnen oder einander gar inkludieren, findet sich bei manchen ehemaligen Paaren. So etwa in der Eingangserzählung von Emil Eichler und Hanna Habicht (#5), die im Paarinterview auf die Frage reagieren, wie sie Freunde geworden seien:

- H: Ähm (.) also wir sind seit acht Jahren (.) befreundet. Und davon waren wir aber die ähm Hälfte der Zeit (.) ähm auch (.) wie mans so schön (leicht lachend) nennt ein Liebespaar. Hi hi hi.
- I: (lacht)
- H: Ähm und mh (1) uns ist es (.) gelungen in einer relativ läng- langwierigen und harten (.) ähm Phase die f- (.) die nicht Knutschelemente des Ganzen fortleben zu lassen. (2)
- E: Ja.

H: (lacht) (.) (5g/18–22)

Hanna Habicht nimmt die Erzählaufforderung an und rahmt die vierjährige Paarbeziehung als Teilmenge der insgesamt achtjährigen Freundschaft. Paarbeziehung und Freundschaft sind für sie in vielerlei Hinsicht deckungsgleich. Was die frühere Zeit als Liebespaar von ihrer heutigen Freundschaft mit Emil Eichler unterscheidet, sind die „Knutschelemente“ – eine Chiffre, die hier nicht nur für das Küssen, sondern allgemein für Sexualität steht. Die Trennung der beiden thematisiert Hanna Habicht als schwierige Aushandlung, die darauf abzielte, alle anderen Elemente der Beziehung – die „Nicht-Knutschelemente“ – fortleben zu lassen, Sexualität hingegen auszuklammern. Die Paarbeziehung ist in ihrer Erzählung somit eine Art „Freundschaft Plus“, eine Freundschaft, die um den Zusatz der Sexualität ergänzt ist. Die heutige Freundschaft wird also durch die Abwesenheit von Sexualität bestimmt: Freundschaft ist das, was von der Paarbeziehung übrig bleibt, wenn man die „Knutschelemente“ subtrahiert.

Bei anderen ehemaligen Paaren ist die Deutung, dass die Freundschaft die Paarbeziehung miteinschließt, strittig. So etwa in der Eingangserzählung von Björn Bauer und Erika Ebert (#2). Auch sie reagieren auf die Frage nach der Freundschaftswerdung:

- E: (lacht) (.) Ja wir hatten uns schon überlegt ob das jetzt genau richtig ist weil wir waren ganz ganz lange ein Paar (I: mhm) (.) gewesen äh: (.) neun zehn Jahre
- B: Und ich sag mal so aus Bekanntschaft ist dann – relativ schnell diese Ebene – Paar geworden.
- E: Aber seit sechs Jahren nicht mehr.
- B: ((zustimmend)) Mhm. /I: mhm/
- E: Da sind wir Freunde. /B: mhm/ Genau.
- B: Und ich sage während unserer Partnerschaft waren wir AUCH schon sehr gute /M: (lacht)/ Freunde. /I: (lacht)/ (lacht) (.) Aber so ja mh
- E: Also das ist sozusagen vorweg.
- I: [(unverständlich)]
- E: Kommen] aus der aus derselben Kleinstadt /B: mhm/ und haben uns sehr jung verliebt und äh genau (1) (2g/3–11)

Schon im schnell wechselnden Sprecherwechsel wird deutlich, dass beide ihre Sichtweise mitteilen wollen. Das Verhältnis von Freundschaft und Paarbeziehung bestimmen sie jeweils unterschiedlich. Für Erika Ebert sind Paarbeziehung und Freundschaft zeitlich und kategorial getrennt, weswegen sie die Erzählung über die frühere Paarbeziehung „sozusagen vorweg“ schickt und die Freundschaft mit Björn Bauer im Hier und Jetzt verortet. Für ihn ist die Paarbeziehung hingegen eine Teilmenge der Freundschaft – eine von mehreren verschiedenen Ebenen, die sich übereinander legen können. Daher beginnt die Freundschaftswerdung

für ihn auch nicht erst mit dem Ende der Paarbeziehung. Auffällig ist ferner, dass Erika Ebert auf die Erzählaufforderung mit einer Art Gegenerklärung reagiert. So wie Jasmin Jabal und Greta Gerken (#7) sich veranlasst gefühlt hatten, mich in Kenntnis zu setzen, dass sie Cousinen sind, fühlt Erik Ebert sich anscheinend verpflichtet, die frühere Paarbeziehung offen zu legen. Sie äußert dabei Zweifel, „ob das jetzt genau richtig“ sei und impliziert damit, dass diese Tatsache ein Hindernis zur Teilnahme an meiner Studie darstellen könnte. Paarbeziehung und Freundschaft sind also zumindest potenziell inkompatibel für Erika Ebert, während für Björn Bauer letztere erste mit einschließt.

Die zentrale symbolische Grenze, anhand derer Freundschaft und Paarbeziehung im Material voneinander abgegrenzt werden, ist Sexualität. Gefühle, Praktiken und Beziehungen, die als „sexuell“ bewertet werden, ordnen die Interviewten der Paarbeziehung zu. In Freundschaften hätten diese Dinge nichts (oder höchstens vorübergehend etwas) zu suchen. Diese Deutung ließ sich etwa im Paarinterview mit Erika Ebert und Björn Bauer (#2) rekonstruieren, als sie im Anschluss an die Eingangserzählung auf die Frage reagieren, wie sich ihre Freundschaft entwickelt habe, nachdem sie kein Paar mehr waren:

- E: Na ja es hat so ungefähr ein Jahr gedauert wo das in so mehr oder weniger sich getrennt hat dass wir kein Paar mehr sind dass wir dann nur (.) auf der freundschaftlichen Ebene sind so das /B: mhm/ so war ein Jahr der Übergang. (.) So wo man sagen kann dass wir äh – dass die äh nich äh noch – denn so ne klare Trennung gab. (.) Das
- B: Auch so das Körperliche.
- E: Ja. /I: mhm/ [Hauptsächlich]
- B: Wir umarmen] uns noch und wir schlafen auch nebeneinander aber (1) wir schlafen nicht mehr MITEINANDER zum Beispiel /I: mhm/ das ist glaub ich auch noch mal so ne /E: ja/ Schwelle gewesen wo – uns beiden dann klar wurde gut (.) jetzt ist es wirklich nur noch die FREUNDschaftliche Ebene (2g/24–27)

Sexualität wird hier wortwörtlich als Grenze erzählt: als „Schwelle“, die die Interviewten im Prozess der Trennung – bzw. im „Übergang“ von der früheren Paarbeziehung zur heutigen Freundschaft – übertreten haben. In ihrer Erzählung schlafen sie noch neben- aber nicht mehr miteinander, sie haben noch eine körperliche, aber keine sexuelle Intimität mehr, so zumindest markieren die Interviewten die Unterscheidung. Auch hier wird die frühere Paarbeziehung also als „Freundschaft Plus“ erzählt, deren einziges Alleinstellungsmerkmal gegenüber der heutigen Freundschaft die geteilte Sexualität ist. Trotz vorher divergierender Verhältnisbestimmungen von Freundschaft und Paarbeziehung scheinen Björn Bauer und Erika Ebert sich in dieser Hinsicht, in der Markierung der Grenzen in ihrer Beziehungstransformation, einig zu sein. Weitere Charakteristika, die für gewöhnlich der romantischen Liebe zugeschrieben werden, wie wechselseitige Höchststre-

levanz, Dauerhaftigkeit, oder die Integration von Elternschaft in die Beziehung, werden nicht angeführt. (In der Tat haben Erika Ebert und Björn Bauer erwogen, als Freund_innen ein Kind zu bekommen, aber dies aufgrund der mangelnden gesellschaftlichen Akzeptanz von Elternschaft jenseits romantischer Liebe letztlich verworfen, s. Abschnitt 4.2.1.)

Für andere ist Sexualität durchaus ein zulässiger Teil einer Freundschaft. Hanna Habicht und Emil Eichler (#5) diskutieren im Paarinterview über das Klischee, dass Männer und Frauen nicht miteinander befreundet sein können:

E: Ich würd halt sagen ähm Freundschaften sind schwierig bei Menschen die sich auch sexuell attraktiv finden. (.) Also dann hätt man halt Männer und Frauen diese ganze Sache /H: mhm/ erst mal draußen. Da würd ich auch sagen ähm ich find halt diese Trennung schwierig. Also wenn man jetzt sagt Freundschaft heißt kein Sex. /I: mhm/ (.) Pff gut aber warum sollte man so es formulieren? Ähm (1) wenn Menschen sich attraktiv finden ist es sehr wahrscheinlich dass sie miteinander Sex haben. /I: (lacht leise)/ /H: mhm/ Wenn da nicht irgendwas gegensteht.

H: Ja und genau und dann find ich's halt in einer Freundschaft- oder dann find ich's halt anstrengend wenn das immer so im Raum steht. (.) Ich find dann macht man das dann hat man das einmal durch / E & I: (lachen) / nein aber ist doch (.) nein aber ich find das ist doch so. Also ich mein dann hat man das keine Ahnung hat man irgendwie zwei Wochen oder zwei Monate oder halbes Jahr was miteinander oder vielleicht auch irgendwie länger aber irgendwie ist so das ist das dann mal gegessen. Und ich find dann gibt's also bei mir gibt's dann irgendwann auch son Punkt von dann nimmt auch die Attrakt- also diese diese krasse Anziehung dann auch mal so ab wenn man das (leicht lachend) dann mal so durch hat (5g/497-503)

Auf den ersten Blick unterscheiden Hanna Habicht und Emil Eichler Partnerschaft und Freundschaft *nicht* entlang der symbolischen Grenze der Sexualität. Emil Eichler fällt die „Trennung“ im Sinne einer klaren Unterscheidung der beiden Beziehungsformen daher schwer. Für Hanna Habicht stellt nicht Sex, sondern dessen Tabuisierung in Freundschaften ein Problem dar, weil nicht-ausgelebtes Begehren Kraft koste und die Stimmung beeinträchtigen könne. Hanna Habicht und Emil Eichler positionieren sich hier gegen eine implizit angenommene Haltung des gesellschaftlichen Mainstreams und erzählen sich im Gegensatz dazu als sex-positiv. Sexuelles Begehren soll aus ihrer Perspektive aus seinem engen normativen Korsett befreit und keinesfalls auf monogame Partnerschaften beschränkt sein. Freundschaften zwischen Männern und Frauen sind für sie daher genauso unproblematisch wie Freundschaften, in denen die Freund_innen Sex haben – zumindest auf der diskursiven Ebene.

Doch auch bei ihnen zeigen sich Grenzziehungen entlang der symbolischen Grenze des Sexuellen. Bei einem zweiten Blick auf die obige Passage wird deut-

lich, dass sexuelles Begehren und sexuelle Praktiken für Hanna Habicht nur eine *temporäre* Abweichung vom asexuellen Normalzustand der Freundschaft sind. Wechselseitiges Begehren darf zwar ausgelebt werden – jedoch mit dem ultimativen Ziel, den ursprünglichen nicht-sexuellen Zustand der Freundschaft wieder herzustellen und Sexualität als Thema versiegeln zu können („das ist dann mal gegessen“). Auch sie stellt Freundschaft also durch das Abgrenzen von anderen Beziehungen mittels der Grenze des Sexuellen her.

So wie Sex in Freundschaften als Tabu gilt, wird es in Paarbeziehungen oft als Muss verhandelt. Während im Paarinterview mit Emil Eichler und Hanna Habicht unklar bleibt, warum die beiden sich trennten, wird in den Einzelinterviews deutlich, dass Sex (bzw. kein Sex) ein zentraler Trennungsrund war. Hanna Habicht erläutert, wie es zur Trennung kam:

„Ähm na also ein (.) also ein Grundkonflikt bei uns war dass wir so zu bei Sexualität sehr anders ticken oder tickten damals. (...) Äh und Emil tendenziell wenn er mit Leuten nahe ist nicht mehr son Begehren verspürt. (...) Was natürlich in Beziehungen ein grundsätzliches Problem ist weil /I: Mhm/ Beziehungen ja dann meistens doch von Nähe geprägt sind. (...) für mich das super schlimm war weils sich für mich immer nach so ner krassen Zurückweisung angefühlt hat (.) Und ich mich da ziemlich reingesteigert habe und (.) dass dann für ihn natürlich mehr Druck erzeugte (...) wir hatten ja immer ne offene Beziehung aber (.) irgendwie hab ich dann auch gemerkt naja es geht gar nicht nur um (.) (lachen) so irgendso- ne Triebabfuhr mit irgendwem sondern es geht halt schon um mein also den WUNSCH von (.) einer spez- also dieser spezifischen Person /I: Mhm/ begehrt zu werden so /I: Mhm/ Und dann (.) war natürlich auch schwierig dass ich wusste er hat was mit andern LEUTEN. Also es geht /I: Mhm/ jetzt es ist jetzt auch nicht (...) dass er GENERELL völlig asexuell lebt oder fühlt und (.) so (.) sondern es war ja dann schon auch auf mich bez- bezogen dass das nicht (.) irgendwie für ihn aufging. (1) Ja und das war irgendwie so ein ständiger SCHMERZ und gleichzeitig war aber total klar wir lieben uns SEHR und haben total viel gemeinsam und können total gut mitnander und (.) ich glaub für mich war das damals son Gefühl (.) von also ne Entlastung rausnehmen wenn es nicht mehr Beziehung heißt /I: ((zustimmend)) Mhm/ Es war son Spiel mit Definitionen ob das für mich dann mehr aufgeht zu sagen ja wir haben halt ne Nähe /I: ((zustimmend)) Mhm/ weil mit dem Begriff Freundschaft ist mir ist ja also da ist ja ALLES drin und bei dem Begriff Beziehung äh oder Liebesbeziehung ähm also (1) ist zumindest MEINE Erfahrung dass (.) da mehr Erwartungen oder andere Erwartungen dran geknüpft sind.“ (5H/112)

Der Rückgang von sexuellem Begehren wird hier als prinzipielles Problem für eine Paarbeziehung und zentraler Trennungsgrund genannt. Obwohl Sexualität für Hanna Habicht kein eindeutiges Unterscheidungsmerkmal von Freundschaft und Paarbeziehung darstellt und obwohl sie betont, sie fände „Trennungs-

prozesse doof“ (5g/49), weil sie und Emil Eichler doch weiterhin wichtige Bezugspunkte füreinander seien, entscheidet sie sich in der obigen Erzählung zu einer Trennung, die sie als Wandel der Bezeichnungspraxis rahmt: als „Spiel mit Definitionen“. Indem sie ihre Beziehung anders nennt – Freundschaft statt Paarbeziehung – erlöst sich Hanna Habicht von ihrem eigenen Wunsch, begehrt zu werden, und dessen schmerzhafter Nichterfüllung. Hier zeigt sich die Wirkmächtigkeit des gesellschaftlichen Leitbildes von Freundschaft ebenso wie der Rückkoppelungseffekt von der Bezeichnung auf die Beziehung: Eine veränderte Klassifikation der Beziehung bringt für Hanna auch veränderte Gefühle, Wünsche und Erwartungen mit sich.

Auch Emil Eichler bestätigt im Einzelinterview die Deutung, dass sein mangelndes sexuelles Interesse an Hanna Habicht der Hauptgrund war:

„[G]enau es ging darum dass ich äh weniger Sex wollte und das für sie unerträglich war. /I: mhm/ Und äh das kenn ich in Beziehungen generell. (.) /I: mhm/ Ich wär wobei in den letzten zwei Beziehungen gabs keine Drucksituation mehr und dadurch ist das einfach hat man Sex und so. Aber ich kenne sonst dass in Beziehungen äh meine Freundin immer mehr Sex will als ich. Ich mega unter Druck gesetzt werde und ähm (.) darüber äh dann auch (keine) Lust also wenn ich unter Druck gesetzt werde wenn es um Sex /I: mhm/ geht dann ist bei mir jegliche Lust weg.“ (5E/184–187)

Emil Eichler erzählt, dass er in Paarbeziehungen oft Leistungsdruck in Bezug auf Sex empfinde und in Folge dessen ein abflauendes sexuelles Interesse an der anderen Person habe. Er beschreibt dies als allgemeine Tendenz und ordnet seine frühere Beziehung zu Hanna Habicht damit in grundsätzliche Dynamiken in seinen Partnerschaften ein. Nicht nur die Tatsache, dass seine Partnerinnen mehr Sex wollen als er, sondern auch die prinzipielle Erwartung, dass Sex ein notwendiger Teil von Paarbeziehungen ist, setzt ihn unter Druck. Damit verkompliziert seine Erzählung jedoch die Vorstellung, dass Sexualität ein selbstverständlicher Teil von Paarbeziehungen ist: Auch hier muss Begehren immer wieder aufs Neue hergestellt und ausgehandelt werden.

Abgrenzungen von Freundschaft und Paarbeziehung finden sich zuletzt auch bei Interviewten, die vormalig kein Paar waren. Besonders auffällig sind sie in Erzählungen von ungleichgeschlechtlichen Dyaden, die auf Fragen oder Kommentare von außenstehenden Dritten reagieren, die anzweifeln, inwiefern wirklich eine nicht-romantische und nicht-sexuelle Beziehung vorliegt. Hiervon berichtet etwa Arne Andersen, als er im Paarinterview von der früheren Wohngemeinschaft mit mit Dora Deuter (#1) erzählt:

„Also das war halt [...] natürlich auch immer ne Frage die uns ständig gestellt wurde. So wie ihr wohnt zusammen? Und ihr habt nichts miteinander? /I: mhm/ – Was auch NIE äh die Frage kam auch nie war. Also auch tatsächlich das ka- also

es dazu war's halt zu geschwisterlich ne? /D: mhm/ I: [((zustimmend)) Mhm./ A: oder] ja zu familiär freundschaftlich ne? Das wär für keinen von also es stand nie zur Debatte.“ (1g/90–92)

In seiner Erzählung macht Arne Andersen außenstehende Dritte verantwortlich für Zweifel am nicht-romantischen, nicht-sexuellen Gehalt ihrer Freundschaft. Er reagiert, indem er die absolute Irrelevanz der Frage gleich vierfach beteuert, als absolut setzt und als etwas markiert, das die Freund_innen lediglich vorfanden. Er tut dies, um die Freundschaft als genuin, d.h. als nicht-sexuell, zu legitimieren. Als Begründung vergleicht er seine Beziehung zu Dora Deuter mit einer Geschwisterbeziehung. Er ruft somit das Inzest-Tabu an, das sexuelle Beziehungen zwischen genetisch eng verwandten Personen verbietet. Oftmals wird dieses Verbot über die Gefahr eines erhöhten Risikos rezessiver Erbkrankheiten begründet – was für Arne Andersen und Dora Deuter nicht zutrifft.²⁶ Nichtsdestotrotz kann Arne durch den Vergleich die von ihm empfundene Undenkbarkeit von Sexualität in seiner Freundschaft zu Dora Deuter veranschaulichen: Allein die Vorstellung von Sexualität in der Freundschaft scheint einem wirkmächtigen moralischen Verbot zu unterliegen.

Von zentraler Relevanz für diese Formen der Abgrenzung ist das gesellschaftliche Leitbild von Freundschaft. Dabei tritt die Gesellschaft oft als personifizierter Anderer auf: Die Interviewten rekurrieren erzählen von konkreten Interaktionen mit Dritten, die ihre Freundschaft in Frage stellen und sie in Erklärungsnot bringen. Auch die Interviewten selbst können diese Rolle einnehmen, wenn sie aus der Binnenwahrnehmung der Beziehung heraustreten und versuchen, sich selbst aus der Perspektive anderer zu betrachten. So tut es etwa Arne Andersen (#1), als er sich im Paarinterview daran erinnert, wie Dora Deuter und er das gemeinsame Zusammenleben in ihrer Wohngemeinschaft gestalteten:

„Ja wir hatten halt auch tatsächlich über die Zeit eben – also so zusammengelebt dass äh ich meine wir haben halt im im Flur hingen irgendwie gemeinsame Fotos von irgendwelchen Reisen und dergleichen. Wobei wirklich verweist ja nicht aber halt irgendwelche gemeinsamen Fotos von Partys von was wei- also wenn mans nicht hätte besser wissen äh ge- besser gewusst hätte hätte man meinen können dass man dort als Paar zusammen /D: ja mhm/ wohnt. Was aber nicht der Fall war. Sondern – aber genauso hat sich das auch gestaltet ne?“ (1g/48)

Die Annahme, dass er und Dora Deuter ein Paar sein könnten, erzählt Arne Andersen hier als legitime Einschätzung. Er bezieht sich damit reflexiv auf gesell-

26 Zweifelsohne ist diese Begründung fragwürdig. Anthropolog_innen zufolge hat das Inzest-Tabu historisch u.a. die Funktion erfüllt, klare Gruppenstrukturen und Tauschbeziehungen zwischen Gruppen zu etablieren (Lévi-Strauss, 1992; Löffler, 2002). Die Zulässigkeit genetischer Begründungen ist in den letzten Jahre auch in der öffentlichen Debatte über die Revision oder Abschaffung des Inzest-Verbots in §173 StGB diskutiert worden.

schaftliche Vorstellungen von Paarbeziehung und Freundschaft. Wenn man diese voraussetzt, scheint sein inniges Zusammenleben und die gemeinsamen Gestaltung der Wohnräume mit Dora Deuter eher einer Paarbeziehung zu gleichen statt eine typische Freundschaft naheulegen. Die Selbst-Inszenierung als eine Einheit anhand von dekorativen Objekten wie gemeinsamen Fotos schreibt er damit klar der Paarbeziehung zu.

Eine ähnliche Abgrenzung findet sich im Paarinterview mit Dominik Degner und Gina Gerhard (#4), als Gina Gerhard erzählt, ihre Mutter habe sich stets gewünscht, sie wären ein Paar geworden. Sie lässt somit jemand Drittes sprechen, um gesellschaftliche Leitbilder von Freundschaft und Paarbeziehung aufzurufen. Dominik Degner entgegnet, man müsse „abwägen (.) ob Freundschaft oder Beziehung (.) eins geht nur (.) und wenn Beziehung gewesen ist dann geht keine Freundschaft mehr“ (4g/655–667). Paarbeziehung und Freundschaft sind für ihn distinkte Beziehungsformen, die sich nicht nur *kategorial*, sondern auch *intertemporal* ausschließen. Paarbeziehungen sind in dieser Erzählung potenziell endlich und stets freundschaftsverunmöglichend. Hier zeigt sich die Vorstellung, dass Trennungen von mindestens einer Person als so verletzend empfunden werden, dass es zu einem Beziehungsabbruch kommt. Deutlich wird in dieser wie in der vorherigen Sequenz die Relevanz des Love-Friendship-Paradox (Blatterer, 2015): Immer wieder erzählen ungleichgeschlechtliche Freundespaare von der Annahme außenstehender Dritter, dass sie ein Paar wären oder sein könnten. Durch die besonders enge Qualität der Freundschaft wird dieser Verdacht oft erhärtet.

Wie ich an exemplarischen Sequenzen gezeigt habe, werden Freundschaft und Paarbeziehung im Material auf unterschiedliche Weise voneinander abgegrenzt. Während manche sie als kategorial verschiedene, einander wechselseitig ausschließende Beziehungsformen markieren, verstehen andere sie als teilweise überlappend, wie in der Deutung von Paarbeziehungen als „Freundschaft Plus“. Manche grenzten Freundschaft und Paarbeziehung im Binnenverhältnis ab (insbesondere ehemalige Paare in Erzählungen über ihre Trennung), andere in der Interaktion mit außenstehenden Dritten (ungleichgeschlechtliche Dyaden in Erzählungen über die Wahrnehmung anderer). Sex stellte dabei eine signifikante symbolische Grenze dar, die, je nach Beziehungsleitbild, mehr oder weniger permeabel war. Die Grade der Irrelevantsetzung des Sexuellen variierte: Während für manche sexuelles Begehren oder sexuelle Praktiken in einer Freundschaft tabu sind, handelt es sich für andere um eine temporäre Abweichung von der normalen Freundschaftspraxis. Insgesamt wurde Freundschaft im Kern als nicht-sexuelle und nicht-romantische Beziehung in Abgrenzung von der Paarbeziehung bestimmt.

4.4 Aushandeln

Die zweite Phase ist das *Aushandeln*: Ist die Freundschaft einmal geschlossen und gegenüber einem Außen abgegrenzt, handeln die Interviewten im Binnenverhält-

nis (mehr oder minder explizit) miteinander aus, wie sie ihre Freundschaft gestalten wollen. Auslöser für diese Aushandlungen sind meist zutage tretende Konflikte zwischen den unterschiedlichen Ebenen der Freundschaft: etwa wenn die Freundschaftspraxis hinter dem individuellen Ideal einer Person zurücksteht und diese ihre Enttäuschung kommuniziert – oder wenn das gesellschaftliche Leitbild mit dem intersubjektiven Konzept konfligiert und die Interviewten verhandeln, inwiefern sie sich dazu verhalten wollen. Insbesondere beziehungsbiografische Ereignisse – neue Partnerschaften, die Geburt eines Kindes, ein Umzug, ein neuer Job – tragen zu solchen Dissonanzen zwischen den verschiedenen Ebenen der Freundschaft bei. In der Konsequenz hinterfragen die Interviewten, gemeinsam oder einzeln, ihr intersubjektiv geteiltes oder ihr individuelles Konzept, ihre Praxis oder das gesellschaftliche Leitbild. Sie gleichen ab, was ist und was sein könnte.

Sie verhandeln dabei die vier Dimensionen „Fürsorge“, „Authentizität“, „Freiheit“ und „Flexibilität“. Leitende Fragen sind dabei: Wie wollen wir füreinander da sein? Wie sehen wir einander und was bedeutet es, die andere Person so zu nehmen, wie sie ist? Welche Freiräume und Flexibilitäten sind uns wichtig? Die Interviewten handeln dabei nicht nur aus, was jede *einzelne* Dimension für sie bedeutet und wie sie gestaltet werden soll, sondern auch wie die Dimensionen gewichtet, sprich in welches Verhältnis sie zueinander gesetzt, werden sollen: Ist uns wichtiger, dass wir füreinander da sind oder dass wir uns nicht eingeschränkt fühlen? Wie können wir uns in unserem authentischen Sosein akzeptieren und gleichzeitig flexibel bleiben, uns weiterentwickeln und verändern und gleichzeitig wir selbst sein?

Aushandlungen um Authentizität

Oft kam es im Material zu Aushandlungen, wenn eine Person ihren Wunsch nach Authentizität verletzt sah, etwa weil sie sich nicht in ihrem authentischen Sosein angenommen fühlte und folglich zweifelte, ob sie in der Freundschaft wirklich sie selbst sein könne.

Aushandlungen über Authentizität zeigten sich etwa im Paarinterview mit Christian Cadek und Frieda Fröhlich (#3). Auf die Aufforderung, von einem Konflikt in der Freundschaft zu berichten, setzt Frieda Fröhlich zu einer Erzählung an:

F: (...) Ich hab halt ziemlich lang studiert. /I: mhm/ (.)

C: Ah:::

F: [Und ähm

C: okay ja] jetzt weiß ichs [jetzt

F: ja und und] da ähm war Christian halt häufig äh (.) immer so ja wann machst [du die denn fertig [die Diplomarbeit]? Und

C: Wie so ne nervige Mutter oder so was]

F: ja wirklich] also es war /I: (lacht)/ ziemlich ätzend. Und – irgendwann als

ich dann fertig war und dann gesagt hab so ich überleg jetzt ob ich ne Doktorarbeit schreibe bla bla und dann [...] hat Christian dann irgendwie (leicht lachend) gesagt (lacht auf) (.) na ja Doktorarbeit äh – ja wann willst du denn mal was Richtiges machen? Doktorarbeit ist für die Leute die nicht wissen was sie machen wollen. /I: (lacht leise)/ So so ungefähr ja? /I: mhm/ Sorry aber /I: (lacht)/ (3g/272–278)

In Frieda Fröhlichs Erzählung kann Christian Cadek sie in ihrem authentischen Sosein – zu dem ihr ausgeprägtes akademisches Interesse gehört – nicht annehmen. Er bemängelt die Diskrepanz zwischen dem, was ist und dem, was seiner Meinung nach sein sollte und legt dabei seine eigenen Maßstäbe zugrunde, die Frieda Fröhlich nicht teilt. Seine wiederholten Nachfragen, wann sie fertig sei, begreift sie als Kritik und Drängen statt als offenes Interesse. In der obigen Erzählung spitzt sich dieser Konflikt peu a peu zu, bis es zum Eklat um Frieda Fröhlichs Idee einer Promotion kommt. Dieser bildet den Wendepunkt der Erzählung. Direkt anschließend erzählt Frieda Fröhlich ihre Wut:

- F: Da und dann bin ich halt echt sauer geworden so weil ich äh /C: (lacht)/ – weil ich mein Thema so spannend finde [...] Und ich find das so ich hab wirklich Spaß dran gehabt von ANFANG bis Ende auch wenns lang gedauert hat aber ist wirklich /I: mhm/ mein Ding so. – [...] Äh wie viele andere Leute wechseln ständig und sind unzufrieden /I: mhm/ oder kommen nach Hause und sind sauer über ihren Job oder langweilig oder was weiß ich. Und ich bin so glücklich mit meinem Leben. Ja? Ich arbeite drei Tage die Woche und – hab Freizeit ich kann alles machen was ich /I: mhm/ will. Ich kann mich selbst finanzieren auch wenn das schwierig ist und ich wenig Geld hab aber es geht alles. Und bla bla bla und dann immer von Christian dieses wann machst du was Richtiges? Und ich /I: (lacht leise)/ sag das IST was Richtiges. Ich LEBE.
- C: Ja wie so ne Mutter die unzufrieden /F: ja ja genau/ ist und sich
- F: Und dann hab ich ihn einmal richtig also /C: (lacht leise)/ zur – hab ich richtig gesagt das (.) /C: ja ja/ das geht [so nicht ne?
- C: doch daran erinner ich mich].
- F: Das geht so nicht und äh das ich mach was Richtiges und das muss anerkannt werden. Bla bla bla ich weiß gar nicht mehr wie aber da war ich ziemlich sauer. – (3g/282–288)

Vor den Augen der Interviewerin reinszenieren die Interviewten hier den früheren Konflikt in dialogischer Form. Frieda Fröhlich verteidigt und begründet ihren Lebensentwurf gegen Christian Cadeks Unterstellung, sie würde nichts ‚Richtiges‘ (und folglich etwas Falsches) machen. Dabei kämpft sie um seine Anerkennung, dass das, was sie tut, einen Wert besitzt, und dass es zu ihr als Person dazu gehört. Zu seiner Verteidigung ruft Christian Cadek die Figur der ‚nervigen

Mutter' an, um zu verdeutlichen, dass hinter seiner Unzufriedenheit letztlich nur die Sorge um ihr Wohlergehen steht. Deutlich wird dabei aber auch ein implizites Verständnis von Familie bzw. von Mutterschaft: Mütter, das sind eben solche Menschen, die in ihrer Fürsorge auch indiskret und bevormundend sein können und sich dabei –im Gegensatz zu guten Freund_innen, so wie es Frieda Fröhlich erwartet –bisweilen auch über die Gefühle der anderen Person hinwegsetzen.²⁷ Christian Cadek und Frieda Fröhlich handeln hier also nicht nur aus, was es bedeutet, im eigenen Sosein angenommen zu werden, sondern auch, wie sie füreinander da sein wollen und wo die Grenzen dieser freundschaftlichen Fürsorge verlaufen, nämlich hier in der Akzeptanz von Differenz. Sie ringen damit um die Gestaltung und Konfiguration von Authentizität und Fürsorge.

Aushandlungen über den Stellenwert und die Ausgestaltung von Authentizität fanden sich auch in den Einzelinterviews, in denen das Sprechen über andere Freundschaften mehr Raum bekam, als im Paarinterview. Dabei kamen besonders konflikthafte, beendete oder unterbrochene Freundschaften zur Sprache. So auch im Einzelinterview mit Greta Gerken (#7), die von einer schwierigen Beziehung zu ihrer Freundin Annie erzählt:

„Ich war halt in Fernstadt und hab da ein Praktikum (...) gemacht und kam wieder (...) Und ähm wir haben uns während dem Jahr auch gesehen. Wir waren aber auch ähm (1) ja haben uns halt nicht im Alltag so erlebt. Und ich hatte halt dann wieder ein Job wo ich äh sag ich mal im Büro gearbeitet hab und auch ne bestimmte Bürokleidung tragen musste und es gab halt feste Regeln und ähm (1) ja es war einfach ein bisschen mehr Arbeitsleben und sie hat dann noch ihren Master gemacht und ähm hat sich gleichzeitig auch sehr ähm (.) politisch engagiert. Und war sehr ähm (2) na ja sie hatte irgendwie hatte ich immer das Gefühl sie hat äh nicht so viel Akzeptanz dafür gehabt dass ich jetzt sozusagen mich in die Gesellschaft (lacht leise) einfüge und mich äh an in so nem Bürojob damit zufrieden gebe und da hatte sie halt son bisschen was dagegen. (...) Wo wir dann einfach gemerkt haben okay sie macht ganz andere Sachen. Ihr sind andere Sachen wichtig sie ist noch Studentin sie sie geht noch weiß ich nicht Mittwochabends feiern und ich hab halt son geregelten Tagesablauf und sie hatte halt irgendwann äh nicht so viel Verständnis dafür dass ich dann mich zu so nem langweiligen äh Leben sozusagen (.) hab hinreißen lassen. (.) /I: mhm/ Und sie ist auch ne Aussteigerin also sie hat ähm (.) auch jetzt noch sie wohnt jetzt in nem Wohnwagen (...) und halt auch ganz wenig Geld zur Verfügung hat und das sind so ihre Kompromisse die sie halt eingeht und ähm ich mein das ist ja auch alles so ihre Werte die teil ich schon. Aber sie hat halt immer so ein

27 Die Figur der ‚nervigen Mutter‘ taucht auch in anderen Interviews auf. So erzählen Greta Gerken und Jasmin Jabal (#7) von einem früheren Konflikt, dessen Grundproblem Greta Gerken wie folgt zusammenfasst: „Ich glaub ich hab mich von dir sehr bevormundet gefühlt oder so bemuttert“ (7g/302).

Problem gehabt wenn man sich ähm (.) ja für irgendwas zu sehr verbiegt und ich hatte aber nicht das Gefühl dass ich mich dafür sehr verbogen hab.“ (7g/57)

Nach einer Phase der geografischen und lebensweltlichen Entfernung prahlen in Greta Gerkens Erzählung zwei Lebensentwürfe aufeinander: Während sie ihre Freundin Annie als „Aussteigerin“ beschreibt, die weder einen Job noch einen festen Wohnsitz hat, erzählt sie ihren eigenen Eintritt in die Erwerbsarbeit als ein Sich-Einfügen in die Gesellschaft. Vergesellschaftung, so erkennt Greta Gerken, erfolgt im Kapitalismus über Erwerbsarbeit – und sie und ihre Freundin haben unterschiedliche Strategien gewählt, mit der Notwendigkeit von Erwerbsarbeit umzugehen. Während ihre Freundin versucht, sich zu entziehen, hat sie sich damit arrangiert. Für Greta Gerken folgt daraus noch kein Problem, da sie meint, die grundsätzliche Einstellung ihrer Freundin zu teilen, während diese meint, sie würde sich anpassen und verbiegen: Greta Gerken verliert damit in Annies Augen ihr authentisches Sosein – sie wird zu einer anderen Person als diejenige, für die Annie sie gehalten hatte. Während Annie nun darum ringt, zu verstehen, wer Greta Gerken dann (noch) ist und wie sie mit ihr befreundet sein kann, fühlt Greta sich missverstanden und ringt hingegen darum, von Annie gesehen und in ihrem Sosein akzeptiert zu werden. Schlussendlich ringen beide um ihre Identität und die Frage, welche Bedeutung sie für die Freundschaft spielen soll.

Aushandlungen um Fürsorge und Freiheit

Auch die Gestaltung und Gewichtung der anderen Dimensionen, etwa der Fürsorge und Freiheit, wurden von den Interviewten ausgehandelt. So etwa im Paarinterview mit Dominik Degner und Gina Gerhard (#4), die von einer früheren Meinungsverschiedenheit erzählen:

D: Ja doch da war (schnalzt) – was zum Beispiel Frauen ja ganz oft stört ist dass Männer nicht so – ordentlich sind und (.) äh den Haushalt nicht so also das ist denen oberflächlicher gele:cht sozusagen. /G: Ja/ – Das war zum Beispiel damals son Thema.

G: Eindeutig.

D: (lacht)

G: Und der Meinung bin ich IMMER noch. (lacht) (.)

D: Das wird [sich wahrscheinlich auch nie ändern

G: Und das siehst du anders (lacht)]

D: Nee nee ist es ja es ist ja aber so. – Männer sind ja schon oberflächlicher was den Haushalt angeht. (.) Weil den das nicht so stört. (lacht) /G: (lacht) /I: (lacht) / (.) Das ist ja kein Geheimnis. (.)

I: Und das war sozusagen Diskussionspunkt zwischen euch?

G: Ja [weil

D: Ja] weil das damals son – Problemfall zwischen ihr und ihren damaligen Freund dann gewesen /G: ja/ ist – mit dem sie da zusammen [gewohnt hat

- G: Nur du] nimmst das dann einfach so hin ja das ist dann so. Aber ich denk mir dann na man kanns ja auch ÄN:DERN. /D: (lacht leise)/ (lacht leise) /I: mhm/ (1) Aber /I: (lacht)/ anscheinend nicht. (lacht) /D: (lacht)/ /I: (lacht)/ (1) Nee /I: okay/ das aber sonst (.) fällt mir so spontan jetzt gar nichts ein.
- D: Also keine gravierenden Sachen oder so.
- G: Nein. (4g/242–254)

Was passiert hier? Die Interaktion zwischen Dominik Degner und der Interviewerin, in der er (vermeintlich neutral) den Gegenstand eines früheren Konflikts umreißt, geht über in dessen scherzhafte dialogische Reinszenierung. Gina Gerken fasst Dominik Degners Schilderung dabei als Paraphrase ihres früheren Standpunktes auf, den sie erneut bekräftigt und seiner (bis dahin impliziten) Sichtweise gegenüberstellt („das siehst du anders“). Er versucht daraufhin, über einen Gemeinplatz einen Konsens herzustellen; dass Männer und Frauen unterschiedliche Bedürfnisse oder Fähigkeiten im Haushalt hätten, sei schließlich „kein Geheimnis“. Als sie auf Nachfrage der Interviewerin zur Erläuterung ansetzt, entwendet er ihr das Rederecht, indem er – nun wieder die Interviewerin adressierend – die Aufmerksamkeit vom inneren auf den äußeren Konflikt zwischen Gina und ihrem Partner lenkt und damit das Thema zu versiegeln versucht. Doch Gina ignoriert diesen Schwenk und wirft ihm das Fehlen einer kritischen Haltung vor. Sie stellt klar, dass nicht der Befund einer Ungleichverteilung von Hausarbeit, sondern dessen normative Bewertung Gegenstand des Konflikts gewesen sei und betont die Kontingenz der Problematik. Damit bringt sie zum Ausdruck, dass sie sich von Dominik parteiische Unterstützung statt Indifferenz gewünscht hätte. Durch das wiederholte Lachen wird die Interaktion als Frotzeln oder Scherzkommunikation markiert (Kotthoff, 2006; Günthner, 2006) und die Kritik dadurch entschärft.

Auf spielerische und scherzhafte Weise handeln Gina Gerhard und Dominik Degner aus, wie sie in ihrer Freundschaft miteinander sein wollen. Gina Gerhard wünscht sich anlässlich eines Konflikts in ihrer Partnerschaft emotionale Unterstützung von Dominik Degner. Dieser bemüht geschlechterstereotype Erklärungsansätze anstatt parteiische Anteilnahme. Die beiden handeln also aus, wie sie Fürsorge gestalten wollen und welche Freiheiten, etwa jenseits des Geschlechterverhältnisses, ihre Freundschaft ihnen bietet.

Aushandlungen betrafen die Gestaltung einzelner Dimensionen, wie Authentizität, oder das Verhältnis verschiedener Dimensionen, wie Fürsorge und Freiheit, wenn diese in ein Spannungsverhältnis geraten. Sie kamen oft dann, in offen konflikthaften Sequenzen und Erzählungen über Konflikte, zum Vorschein, wenn es Unstimmigkeiten zwischen den verschiedenen Ebenen der Freundschaft gab. Sie finden sich gleichermaßen auch implizit in weniger konflikthaften Sequenzen, wenn die Koordinierung der verschiedenen Ebenen reibungslos verläuft.

4.4 Hinterfragen

Als dritte Phase ließ sich das *Hinterfragen* im Material rekonstruieren: Dabei reflektieren die Interviewten über ihre Freundschaftspraxis, ihr individuelles oder geteiltes Freundschaftskonzept und das gesellschaftliche Leitbild. Sie hinterfragen, inwiefern sie das, was ist – wie sie ihre Freundschaften leben, was sie von ihren Freund_innen erwarten –, verändern wollen. Diese Phase ist nicht scharf vom Aushandeln zu trennen, welches sich meist in der Interaktion vollzieht. Wie beim Aushandeln sind die Gestaltung und Gewichtung der Dimensionen der Freundschaft zentraler Gegenstand des Hinterfragens. Doch im Gegensatz zu den Aushandlungen fanden sich Erzählungen über das Hinterfragen vor allem auf individueller Ebene (im Einzelinterview).

Fragen, die in diesem Zusammenhang auftauchten und die die Einzelnen für sich bearbeiteten, waren etwa: Warum verhalte ich mich in der Freundschaft so, wie ich es tue? Was möchte ich von der anderen Person, was ist mein Anspruch an Freundschaften? Wie könnte ich es anders machen, Freundschaft anders leben oder anders denken? Daneben wurde auch die Rolle und das Verhalten der anderen Person hinterfragt: Ist die andere Person tatsächlich so für mich da, wie ich es mir wünsche? Fühle ich mich in meinem authentischen Sosein von ihr angenommen? Empfinde ich die Freundschaft als Freiraum oder fühle ich mich eingengt? Kann unsere Freundschaft sich an wandelnde Umstände anpassen? Neben der Gestaltung und Gewichtung der Dimensionen hinterfragten die Interviewten auch die Konstruktion von Freundschaft selbst und folglich auch die dazugehörigen Phasen der Herstellung. So reflektierten sie ihre bereits vollzogenen Abgrenzungsbewegungen immer wieder neu und handelten damit auch die Grenzen ihrer Beziehung neu aus.

Hinterfragen der Grenzen der Beziehung

In vielen Erzählungen hinterfragten die Interviewten den Status und damit auch die Bezeichnung ihrer Beziehung. Sie nutzten das Interview, um aktiv zu reflektieren, wie und warum sie Freundschaften auf diese oder jene Weise von anderen Begriffen, Beziehungen oder Lebensbereichen abgrenzten und welche Wichtigkeit Freundschaften im Verhältnis zu anderen Beziehungen und Lebensbereichen für sie haben. Damit hinterfragten sie auch immer wieder die im Abschnitt 4.4.1 rekonstruierten Abgrenzungen.

Ein grundsätzliches Hinterfragen von Beziehungskategorien zeigte sich etwa im Einzelinterview mit Hanna Habicht (#5). Auf Rückfrage reflektiert sie noch einmal über ihre Trennung von Emil Eichler und verortet sie in einem größeren Kontext:

„Ich fand Anfang der Nullerjahre gabs irgendwie so ne Zeit wo alle irgendwie auch so (...) zumindest so in meinem Umfeld ist schon auch also als eh so alle irgendwie offene Beziehungen anfangen so zu EXPERIMENTIEREN und so ähm es

schon auch bei vielen Leuten so diesen Versuch gab halt gar nicht mit diesen Kategorien zu arbeiten /I: ((zustimmend)) Mhm/ (.) halt alles nur als Freundschaft zu bezeichnen oder alles als Beziehung im weitesten Sinne. Und (räuspern) ich das damals auch gemacht hab. (.) Aber ich eigentlich sehr ich kenn eigentlich niemanden der oder die wirklich das so aufrecht erhalten /I: ((zustimmend)) Mhm/ hat. (.) Ähm und ich glaub das so (.) mhm also ich finde das abstrakt schade es gibt aber auch sowas von naja keine Ahnung so irgendwie ähm (.) all diese Jahrzehnte der Sozialisation in eine so der GRUNDFESTEN dieser Gesellschaft ähm äh nämlich Liebesbeziehungen und was das mit sich bringt und so (.) das schüttelt man jetzt auch nicht einfach so ab /I: ((zustimmend)) Mhm/ und ich glaub deswegen (.) also gibt es emotional diese anderen Erwartungen an was hat ne Freundschaft zu leisten was hat ne Beziehung zu leisten. Liebesbeziehung. (.) Und das war auch das damals dieses (.) ok wir haben (.) versuch ich (.) qua Definition an meinen Erwartung zu schrauben /I: ((zustimmend)) Mhm/ Und dahin zu kommen zu nem Punkt dass er (.) eine meiner nächsten Personen sein kann oder meine nächste gar aber ich irgendwie auch weiß (.) Sexualität ist irgendwie nichts was ich erwarte in diesem /I: ((zustimmend)) Mhm/ in dieser Konstellation.“ (5H/114)

Hanna Habicht beschreibt die Trennung von Emil Eichler auch hier als Wandel der Bezeichnungspraxis. (Zuvor hatte sie die Trennung als „Spiel mit Definitionen“ bezeichnet, s. Abschnitt 4.4.1). Die Paarbeziehung mit ihm konzipierte sie zu Beginn des Paarinterviews als „Freundschaft Plus“, als eine Freundschaft, die um den Zusatz der Sexualität ergänzt ist (s. Abschnitt 4.4.1). Als nun dieser Zusatz nicht mehr gewährleistet ist, bearbeitet sie ihre Enttäuschung, indem sie die praktische Irrelevantsetzung des Sexuellen „qua Definition“ in veränderte Erwartungen zu übersetzen versucht. Außerdem situiert sie die Trennung hier im Kontext gesellschaftlicher und milieuspezifischer Entwicklungen. Konkret erinnert sie, wie die linke Szene, der sie sich selbst zuschreibt, in den 2000er Jahren mit alternativen Beziehungskonzepten wie Polyamorie experimentierte (s. auch Abschnitt 2.3.3) und vollständig auf Beziehungsbezeichnungen verzichtete, ehe dieser Versuch, mittels intimer Praxis an den „Grundfesten“ der Gesellschaft zu rütteln, von den meisten wieder verworfen wurde. In diesem Kontext verortet sie auch ihre eigenen Praktiken. Sie erklärt den persönlichen wie den kollektiven Versuch, sich qua Verzicht auf bestimmte Bezeichnungen der Norm der monogamen Paarbeziehung zu widersetzen, damit für gescheitert. In der Beziehung zu Emil Eichler macht sie die Erfahrung, dass sie, ungeachtet ihrer eigenen Reflexion, andere Erwartungen in Paarbeziehungen habe als in Freundschaften. In der Konsequenz hinterfragt sie ihre alternative Beziehungs- und Bezeichnungspraxis. Nicht die Ablehnung, sondern die Verwendung gesellschaftlicher Kategorien – die Definition der Beziehung als Freundschaft oder als Paarbeziehung – wird schließlich für sie zu einer Art Befreiung (nicht von den gesellschaftlichen Kategorien, wohl aber von ihrem Leiden).

Hinterfragen und Aushandeln gehen oftmals fließend ineinander über, etwa wenn die Interviewten in konkreten Aushandlungen *gemeinsam* hinterfragen, wie sie ihre Beziehung gestalten wollen und dabei die Einsichten aus ihrem individuellen Prozess des Hinterfragens einfließen. Dies zeigt sich in einer Sequenz im Paarinterview mit Emil Eichler und Hanna Habicht (#5), in der sie ihre unterschiedlichen Umgangsweisen mit dem Ende der Paarbeziehung rekapitulieren:

- E: Genau]. Also weil ich hab äh (.) äh das gar nicht wahrgenommen als Trennung erst.
- H: Nö du hast ja auch gesagt nö.
- E: Genau. Nö. [(unverständlich)]
- H: (leicht lachend) Und dann wars] eher so einseitig. Oder?
- E: (lacht)
- I: (lacht)
- E: Genau.
- H: Stimmt wir hatten doch auch den Versuch von ich sag wir sind nicht mehr zusammen und du sagst /E: mhm/ wir sind noch zusammen und [dann
- E: (unverständlich)]
- H: machen wir (leicht lachend) einfach weiter in der Praxis.
- E: Und ähm und dann hast du ähm Weihnachten zweitausendundzwölf deinen Eltern erzählt dass wir nicht mehr zusammen sind und das war für mich dann son Punkt von Aha. Okay. /H: mhm/ (1) So. (.) Ja. (5g/58–68)

Während Hanna Habicht durch ihre Entscheidung, sich zu trennen, eine klare Grenze zwischen Paarbeziehung und Freundschaft gezogen hatte, erzählt Emil Eichler, wie er diese Grenzziehung zunächst verweigerte, sodass Hanna sich zunächst nur „einseitig“ von ihm trennen konnte. Die beiden irritieren und hinterfragen hier gesellschaftliche Gewissheiten: Wie kann eine Person mit einer anderen Person ein Paar sein, wenn diese nicht zustimmt? Erfordert die „Nomos-Bildung“ (Berger und Kellner, 1965), die Konstruktion einer eigenen Wirklichkeit als Paar, nicht einen gewissen Grad an Kooperation und Konsens – oder zumindest gewisse „Konsensfiktionen“ (Hahn, 1983)? Eine Zeit lang unternehmen die beiden den Versuch, ihre Beziehung einfach unterschiedlich zu bezeichnen und „in der Praxis [weiter zu machen]“, bis auch Emil schließlich die Wirkmächtigkeit der gesellschaftlichen Beziehungsleitbilder erfährt: In der Interaktion mit dem gesellschaftlichen Außen, für das Hanna Habichts Eltern hier symbolisch aufgerufen werden, gelangt er zur Einsicht, dass ihre Trennung real ist, ungeachtet seiner Wünsche oder alternativer Bezeichnungen, weil er, um mit Hanna Habicht ein Paar zu sein, auf die Anerkennung dieser Beziehung von Außen angewiesen ist. Seine ursprüngliche Verweigerung gegenüber der Trennung („Nö“) schlägt in Erkenntnis („Aha“) und Akzeptanz um („Ja“).

An zahlreichen Stellen im Material hinterfragen die Interviewten die Grenzen ihrer Beziehungen und der verfügbaren Klassifikationsschemata. Sie hinter-

fragen nicht nur, was sie voneinander erwarten, wie sie sich selbst verhalten (und warum) und was sie dabei anders machen wollen, sondern auch, wie sie sich auf vorläufige Entwürfe von Freundschaft, Familie und Paarbeziehung, die etwa die gesellschaftlichen Beziehungsleitbilder bereitstellen, beziehen wollen. Hier zeigt sich ein hohes Maß an Reflexivität in der Konstruktion von Freundschaft: Freundschaft bedeutet für die Interviewten immer auch, einen eigenen Entwurf zu entwickeln, ein eigenes (wenn auch oft implizites) intersubjektiv geteiltes Konzept von Freundschaft zu entwickeln. Strategisch und eigensinnig verhandeln sie dabei die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und sind sich darüber bewusst, dass ihre eigenen Praktiken keineswegs gänzlich frei gewählt sind oder im luftleeren Raum stattfinden.

Hinterfragen der anderen Person

Erzählungen, bei denen die Einzelnen das Verhalten der jeweils *anderen* Person hinterfragten, fanden sich besonders dann, wenn Konflikte zwischen den befreundeten Personen zur Sprache kamen. Wenn im Paarinterview latente Konflikte oder Unstimmigkeiten an die Oberfläche gekommen waren, fragte ich im Einzelinterview oft gezielt zu diesen Themen nach. So auch in den Interviews mit Henry Hunter und Klemens Klein (#8). Im Paarinterview berichteten sie zunächst vom ersten Kennenlernen, bei dem Henry Hunter Klemens Klein in einem Café anspricht und seine Telefonnummer erbittet. Auf die Frage, wie „es“ sich dann „weiterentwickelt“ (8g/34) habe, reagieren sie wie folgt:

- H: Also es war der Anfang war ein bisschen schwierig weil ich war ein bisschen in ihn verliebt. (lacht leise) Und er hatte andere Baustellen in seinem Leben. (.) Ich glaube da warst du
- K: Hannes. Na ich war Single aber hatte so Affären. (.)
- H: Na und Andi hast du
- K: Das kam dann noch ein bisschen später. /H: ja/ Andi hab ich zweitausend-elf kennengelernt.
- H: Also es entstand so ne so ne son unausgeglichene Beziehung. Ähm (.) ich verliebt er mit anderen Menschen ähm (1) beschäftigt. Aber trotzdem hat er sehr viele Sachen zugelassen. Ich konnte in meinen Mail sehr viel erzählen über meine Gefühle und wir haben uns auch oft getroffen. /K: mhm/ (.) Ähm (.) es war alles sehr offen. (1) Aber unausgeglichen. (.) Weil [ich wollte MEHR
- K: Ja das war schon]
- H: und er war ähm (.) eher für andere Menschen offen. (1)(.) (8g/35–41)

Hier wird ein Konflikt zu Beginn der Freundschaftswerdung deutlich, als zwei konträre Orientierungen aufeinander treffen: Während Henry Hunter sich als verliebt in Klemens Klein beschreibt, war dieser mit anderen Dingen und Personen beschäftigt. Als Erklärung versucht Henry Hunter Probleme („Baustellen“)

in Klemens Kleins Leben oder den Beginn seiner langjähriger Partnerschaft (mit Andi) anzuführen. Klemens Klein weist diese Erklärung zurück, indem er in den Fokus rückt, dass er weder in einer exklusiven Partnerschaft war, noch aufgrund von Problemen im Zölibat gelebt hätte – im Gegenteil, er war Single und hatte Affären. Implizit macht er dadurch deutlich, dass sein mangelndes romantisches oder sexuelles Interesse an Henry Hunter nicht an den Umständen lag, sondern daran, dass er nicht die gleichen Gefühle für ihn empfand wie dieser. Im Einzelinterview erzählt Henry Hunter noch einmal, wie er diese Diskrepanz erlebte:

„Jetzt wo er nicht dabei ist. [I: Ja] (beide lachen) (.) Ja es war es war ähm es war ziemlich HART für mich. (.) Weil ja wie das ist hm ich war verliebt. (.) Ich war in einer Beziehung. /I: (zustimmend) Mhm/ mit ähm Achim damals. /I: (zustimmend) Mhm/ Ähm (.) ich hatte zwar sehr viel Raum weil Achim war sehr unsehr viel unterwegs. (...) Also ich war sehr viel alleine hier. – Ähm und KLEMENS ähm (.) das war eine sehr komische Situation weil er hat SEHR VIELE Sachen ZUGELASSEN (1) ABER IST NIE zur (.) ZUR TAT gekommen mit mir. – Und ich – ich ich ich konnte das nicht verstehen. (.) Er sieht dass ich verliebt bin. Er lässt sehr viel zu. Das heißt wir haben uns sehr oft getroffen und und – ich hab ständig erzählt wie ich mich fühle und so. Ich ich dachte immer wenn das UMGEKEHRT wäre dass für es es würde mir auf die auf die (.) das würde MICH NERVEN dass jemand SAGT (.) i- ist immer ähm (.) ich hab sehr viel geschrieben. Sehr viel (.) telefoniert mit ihm. (.) Und ich dachte ich könnte das nicht. Also wenn ich den TYP nicht (.) wenn ich nicht verliebt bin würde ich ihm – zu verstehen geben: Ok (.) ist ja schön aber – tut mir leid (.) das wird bei mir NIE der FALL und vielleicht müssen wir ein bisschen Abstand oder so. Aber das hat ER NIE GEMACHT. (.) Deswegen (.) DACHTE ich immer ok, (.) er würde mir das signalisieren wenn das zu viel ist. – Also mache ich WEITER. ABER AUF DER ANDEREN SEITE (1) ER HAT mich nie geküsst oder hm (.) also es war es war es war für mich sehr schwierig. (3) Und ähm (1) ich hab ihm schon GESAGT – aber Klemens ist jemand der (.) ich glaube der – ich kenn seine Eltern ich kenn seine Familie (.) es ist sch- es ist schwierig über Gefühle zu sprechen. (3) Also mit mir zumindest. /I: (zustimmend) Mhm/ (.) Und ich HAB NIE so richtig verstanden WARUM hat er das alles zugelassen wenn es für ihn klar war (1) es wird (.) niemals was entstehen. – Warum (1) ah das war manchmal schon krass so (1) ähm (1) ich hab – ich hab ihn nicht also BELÄSTIGT aber manchmal so so ne so ne Zeit jeden Tag versucht mit ihm Kontakt aufzunehmen und so. (.) Und (.) er hat nie irgendwie gezeigt das ist IHM ZU VIEL oder – eben – so ne Tür zugemacht oder (.) nee der hat alles immer – mitgemacht ohne – ohne den Schritt zu machen. DAS WAR EINE KOMISCHE Situation. Das war ziemlich lang. Das war fast ein Jahr. /I: (zustimmend) Mhm/ (7) Das bleibt mir ein Rätsel. (lacht) /I: (zustimmend) Mhm/ (.) aber es es macht es macht unsere Beziehung – umso spannend.“ (8H/66)

Im Einzelinterview können Konflikte relativ ungesehen angesprochen werden. Henry Hunter rahmt seine Erzählung daher als vertrauliches Gespräch in Klemens Kleins Abwesenheit. Während er im Paarinterview noch positiv hervorgehoben hatte, dass Klemens Klein bereit gewesen war, mit ihm über sein Verliebtsein zu sprechen und seine eigenen Bekundungen der Zuneigung zugelassen hatte, nutzt er das Einzelinterview als Gelegenheit, um sich über seinen Freund zu beschweren. Dabei hinterfragt er Klemens Kleins Handeln: Wie konnte er so handeln, wie er gehandelt hat, wenn er nicht auch in ihn verliebt war? Warum hat er verbal und durch seine Handlungen keine klare Grenze aufgezeigt und Henry Hunter damit vulnerabel und im Unklaren gelassen? Diese Fragen kann Henry Hunter nicht auflösen. Obwohl er Klemens Kleins Handeln hinterfragt, stellt dies für ihn die Freundschaft mit ihm nicht in Frage – im Gegenteil, die Unerklärlichkeit und Widersprüchlichkeit in Klemens Kleins Handlungen machen die Beziehung für ihn nur noch interessanter. Das Hinterfragen der anderen Person muss also nicht grundlegend das Verhältnis zu ihr in Frage stellen: Es ist ein wichtiger Prozess im fortlaufenden Kennenlernen einer Freundschaft; es ist der Versuch, zu verstehen, wer die andere Person ist und warum sie so handelt, wie sie handelt.

Hinterfragen als Eigenschaft der Beziehung

Hinterfragen gehört also zur Freundschaft dazu. Einige Interviewte sind sich hierüber bewusst und erzählen das Hinterfragen als eine Eigenschaft ihrer Beziehung. So etwa Dominik Degner, der im Paarinterview mit Gina Gerken (#4) erzählt, worüber sie miteinander sprechen:

„Dass man wenn man auch über Sachen redet dass dann auch Verständnis da ist und man nicht gleich sagt was ist das fürn Sch– Unsinn. /I: mhm/ (.) Sondern dass man erst mal das so hinnimmt und dann sagt das seh ich aber ein bisschen anders oder so. (1) Weil abblocken kann man ja schnell aber (.) (schnalzt) man muss ja irgendwo muss man ja auch drüber nachdenken – ist das denn richtig was man selber denkt? Weil das kann ja auch falsch sein. (.) /I: mhm/ So und das ist bei uns beiden auch so dass wir den einen nicht gleich über den Kamm schieben wo alle anderen drüber denken sondern – so bisschen (1) jeder ist (.) alleine erst mal. Den gucken wir erst mal allein an und dann (.) urteilen wir dann. (.) Das ist also das ist auch was was wir BEIDE machen find ich. Dass wir jetzt nicht (.) wenn Leute an uns vorbeigehen dass wir die dann – in irgend ne Gruppe stecken sondern (.) dass wir erst mal gu– über– überlegen – was weiß ich wenn ich da einer obdachlos ist warum ist der obdachlos. Zum Beispiel jetzt als (.) kleines Beispiel. (.) /I: mhm/ (.) Weil es gibt ja unterschiedliche Gründe. Kann er was für kann er nichts für. /I: mhm/ (1) Also wir machen uns viel Gedanken um Sachen find ich. (.) /G: (lacht)/ (lacht).“ (4g/380)

Dominik Degner erzählt die Freundschaft mit Gina Gerken als höchst (selbst-)reflexive Beziehung: Obwohl eine abwehrende Haltung gegenüber ge-

genteiligen Meinungen eine intuitive Reaktion sei, seien Dominik Degner und Gina Gerken in ihrer Freundschaft bereit, sich selbst und ihre Vorannahmen zu hinterfragen, sich von der anderen Person berichtigen und eines Besseren belehren zu lassen. Dies rührt von der reziproken Bedeutung der anderen Person: Weil die Perspektive der jeweils anderen Person für das eigene Selbstverständnis so wichtig ist, sind beide bereit, ihr eigenes Denken im Licht der Perspektive der anderen Person zu überdenken. Diese selbst-reflexive Haltung kennzeichnet nicht nur die Gespräche miteinander sondern auch ihren Blick auf das gesellschaftliche ‚Außen‘ der Beziehung. So wird die Freundschaft auch als mögliche Quelle von Sozialkritik erzählt: Weil sie im freundschaftlichen Miteinander ihre emotionale Abwehr ablegen und sich selbst hinterfragen, sind sie auch bereit, eine sorgende, zugewandte Perspektive gegenüber anderen Menschen einzunehmen, mit denen sie nicht befreundet sind, und kritisch auf gesellschaftliche Verhältnisse zu blicken, die ihnen diese Sorge nicht zuteil kommen lässt.

Auch an anderer Stelle im Paarinterview #4 zeigt sich die Deutung, dass die Freundschaft als eine Art Korrektiv verstanden werden kann:

D: Ja und dann halt auch son bisschen dann wenn man der Meinung ist dass der andere dann irgendwie n falsches Denken hat den dann auch son büschn wieder auf die andere Spur /G: ja/ leiten dann. (.) Weil die Meinungen doch nicht immer richtig sind die man hat. (lacht auf) /I: mhm/

G: Das find ich auch wichtig dass man sich so was sagen [kann wenn der

D: Also Ehrlichkeit dann.]

G: andere /I: mhm/ irgendwie blöd ist dann (.) ist es nicht einfach das zu sagen (leicht lachend) oder da die Worte zu finden. (4g/223–226)

Für Dominik Degner ist klar, dass die Einzelnen sich irren können – und Freund_innen einander helfen sollten, das zu sehen und schließlich auch zu verändern. Kommunikation und Selbstreflexion sind damit zentrale Bestandteile seiner Freundschaftskonzeption, die schlussendlich auf eine Arbeit am Selbst abzielt. Im Umkehrschluss wird den Einzelnen dabei ein hohes Maß an Offenheit abverlangt: Die Freund_innen müssen auch bereit sein, sich zu hinterfragen.

Die Interviewten hinterfragen in ihren Erzählungen allerlei: sich selbst, die andere Person, die Gestaltung ihrer Beziehung, ihre eigenen Grenzziehungen, Beziehungskonzeptionen und Bezeichnungspraktiken. Sie besitzen ausgeprägte (selbst-)reflexive Fähigkeiten, die in besonderem Maße in ihren Freundschaften zum Vorschein kommen, weil das Handeln und Denken der anderen Person maßgebliche Bedeutung für das eigene Selbst besitzt. Freundschaften werden also als Beziehungen erzählt, die in besonderem Maße dazu animieren, die eigene Lebensführung und die eigenen Werte und Einstellungen zu hinterfragen. Dadurch kann Freundschaft auch Quelle von Sozialkritik werden und den gemeinsamen Blick auf ein gesellschaftliches ‚Außen‘ der Beziehung prägen.

4.4 Gestalten

Die vierte Phase ist das *Gestalten*. Im Anschluss an konkrete Aushandlungen und das Hinterfragen der eigenen Wünsche, gewöhnlichen Verhaltensweisen und gesellschaftlichen Normen kommt es in den Erzählungen meist zu konkreten Prozessen der Veränderungen. Dabei gestalten die Interviewten Freundschaft oftmals neu: Nach einer Auseinandersetzung mit den Erwartungen der anderen Person passen sie etwa an, wie sie sich normalerweise verhalten. Oder sie verändern ihr subjektives Konzept von Freundschaft, weil sie durch Erfahrungen gelernt haben, wie wichtig ihnen ein bestimmter Aspekt ist, auch wenn sie ihn bislang für unwichtig hielten. Keinesfalls muss der Prozess des Gestaltens chronologisch auf das Aushandeln und Hinterfragen folgen. Vielmehr greifen beide Prozesse ineinander.

Fragen, die die Interviewten im Bezug auf die Gestaltung ihrer Freundschaft verhandeln, sind etwa: Was folgt aus unseren individuellen Wünschen und den gesellschaftlichen Anforderungen? Wie wollen wir praktisch unsere Freundschaft (um-)gestalten? Was wollen wir beibehalten, was wollen wir verändern? Inwiefern müssen oder wollen wir unsere Konzepte von Freundschaft anpassen, etwa wenn sie nicht unserer tatsächlichen Praxis entsprechen?

In den Interviews fanden sich nicht nur *Erzählungen* über die Gestaltung von Freundschaft. Vielmehr wurden die Interviews *selbst* genutzt, um die Beziehung aktiv zu gestalten. Dies war etwa der Fall, wenn eine Person die Interviewsituation als Gelegenheit nutzte, um der anderen Person etwas nachdrücklich mitzuteilen, indem sie mit mir, der Interviewerin, sprach und dabei das Gehör der anderen Person für das Gesagte erzwang. Solche Interaktionen über Bande (Hirschauer et al., 2015) erfolgen nicht unbedingt bewusst, gewähren jedoch meist einen aufschlussreichen Einblick in die Freundschaftspraxis. Oft kam es in diesem Kontext zu Rechtfertigungen: Die Interviewten zogen die erfolgte Kategorisierung als Freundschaft heran, um zu legitimieren, wie sie die Beziehung tatsächlich gestalten oder umgestalten wollen. Hier zeigten sich die diskutierten Rückkopplungseffekte zwischen der Klassifikation der Beziehung anhand von Konzepten und der tatsächlichen Beziehungspraxis.

Die Freundschaft (endlich) asexuell machen

Gestalterisch wurde das Paarinterview vor allem genutzt, wenn es unbearbeitete Konflikte oder laufende Aushandlungen über einen Aspekt der Freundschaft gab. Beispiele für ein solches Spiel über Bande, bei dem die Interviewten die Beziehung im Paarinterview aktiv gestalteten, fanden sich etwa im Paarinterview mit Erika Ebert und Björn Bauer (#2). Obwohl sie in der Eingangserzählung dargelegt hatten, dass sie nur noch „nebeneinander aber (...) nicht mehr MITEINANDER“ (2g/27, s. Abschnitt 4.4.1) schiefen, erwies sich Sexualität im weiteren Gesprächsverlauf als Konfliktthema. Auf die Rückfrage, ob „Anziehung oder Sexualität“ seit

Ende der Paarbeziehung „jemals noch einmal ein Thema“ (2g/430) für sie gewesen seien, reagieren die beiden wie folgt:

- E: (lacht)
 B: (lacht leise)
 E: Also für mich nach diesem Jahr nicht mehr. (2)
 B: (leicht lachend) Ja für mich schon.
 E: (lacht)
 B: Aber /E: (lacht)/ ich halte das sehr gut unter Kontrolle. (lacht leise) Und ähm akzeptiere das auch
 E: Nee weil dann würd es nicht funktionieren. /B: ja/ Also es hätte irgendwann irgendwann hätten w- hätten – wir uns /B: ja/ entscheiden müssen weil das /B: ja ja/ wäre niemals ähm::: – gut gegangen irgendwann war bei mir ein Schalter im Kl- Kopf – das ist dann wirklich so nein also da ist dann auch nichts mehr und da gib'ts für mich persönlich (.) erst manchmal gib'ts diese Diskussion ob ich ihn denn nicht mehr attraktiv finde (.) so das hat überhaupt gar nichts da für mich zu tun /B: mhm/ für mich ist er jetzt wirklich asexuell. – Also das ist wirklich für mich jetzt so (.) so das war einfach ein Schalter irgendwann. Also und das ist glaub ich sonst würde das auch nicht funktionieren. (.) /I: mhm/ (1) Weil dann wärs so wirklich ne on off Geschichte. Also dann /B: mhm/ hätt's diesen Schnitt nicht gegeben. Also /B: mhm/ (2g/431–437)

In dieser Sequenz wird deutlich, dass das Thema Sexualität Gegenstand fortwährender Aushandlungen zwischen ihnen ist: Während Erika Ebert die Frage nur *für sich* verneint und Björn Bauer damit implizit zur Stellungnahme auffordert, sieht er sich gezwungen, sein sexuelles Begehren implizit offen zu legen und sich dafür zu rechtfertigen. Dabei rahmt er seinen fortgesetzten Wunsch nach Sex mit ihr als Trieb, den es zu kontrollieren gilt. Seinen Verzicht auf Triebabfuhr und seine Akzeptanz ihrer Wünsche stellen dementsprechend eine Leistung dar. Hierdurch fühlt sich nun wiederum Erika Ebert veranlasst, die Irrelevantmachung von Sexualität zu legitimieren und als zentral für das Funktionieren ihrer Freundschaft auszuweisen. Sie nutzt die Interviewsituation, um (vermutlich abermals) sein Gehör zu erzwingen, dass sie keinen Sex mit ihm möchte und damit eindeutige Verhältnisse herstellen möchte, anstatt dauerhaft zwischen Paar-Sein und Nicht-Paar-Sein („on off“) zu pendeln. Die Schalter-Metapher unterstreicht die Absolutheit ihrer Setzung und entbindet sie diskursiv jeglicher Handlungsmacht: Nicht *sie* hat entschieden, nicht mehr mit Björn Sex haben zu wollen, sondern eine mechanische Vorrichtung in ihrem Kopf, die das vorher frei zirkulierende Begehren einfach und endgültig ausgeschaltet hat. Dabei rechtfertigt sie sich auch gegenüber dem impliziten Vorwurf, dass sie ihn nicht mehr attraktiv finden könnte. Sie scheint dabei seine Attraktivität von ihrem eigenen Begehren abzuspalten, indem sie ihn entsexualisiert („für mich ist er jetzt wirklich asexuell“). Auffällig ist außer-

dem, dass die in der Eingangserzählung getroffene Abgrenzung und Klassifikation der Beziehung *als Freundschaft* hier als Legitimation herangezogen wird für eine bestimmte *Gestaltung* der Beziehung, insbesondere als Begründung für die Irrelevantsetzung der Sexualität. Hier zeigen sich also die eingangs beschriebenen Rückkoppelungseffekte (s. Abschnitt 4.2): Das Klassifikationsschema „Freundschaft“ hat Auswirkungen auf die tatsächliche damit bezeichnete Beziehung – und umgekehrt.

Wenige Minuten nach der obigen Sequenz kommt Björn Bauer im Paarinterview noch einmal auf die Erika Eberts Erzählung zurück. Auf die Frage, welche Herausforderungen die beiden in ihrer Freundschaft in den nächsten Jahren zu bewältigen hätten, reagiert er wie folgt:

- B: Ich muss weiter daran arbeiten sie auch endlich für asexuell zu halten.
 I: (lacht)
 E: (lacht)
 B: Also weil sonst sind wir nicht auf dem gleichen (leicht lachend) Level. (lacht) /I: (lacht)/ (.) Und das ist vielleicht auch noch mal so etwas aber das glaub ich auch tatsächlich häufig Männern einfach so geht tatsächlich. /I: mh/ Ähm ich hab mit SEHR vielen Männer ähm gesprochen auch mit äh bisexuellen Männern und so weiter. Und ich glaube auch aus persönlicher (leicht lachend) eigener Erfahrung ähm – dass ähm (.) ja wir das dann gar nicht so strikt trennen. Also wir sind dann auf einmal nicht so mit nem Schalter im Kopf und sagen das ist jetzt für mich eine asexuelle Person sozusagen. Ne? Das ist so (.) und wir sprechen ja auch trotzdem zum Beispiel über Sex. Also das ist ja auch so dass äh ich ja in dem /E: mh/ Sinne – jetzt ne? /E: (lacht leise)/ In also keine asexuelle Person in dem Sinne bin aber das ist halt äh für äh dich ja einfach komplett getrennt. So. (1) Und äh ne? Ich stell mir auch tatsächlich ab und zu mal noch Sex ähm – mit äh ihr vor so. Und ich glaube das ist auch son /E: (seufzt)/ son Männerding tatsächlich. Wirklich. Kann ich mir sehr sehr gut vorstellen. Da liegt auch glaub ich für den Mann oft vielleicht noch mal son Reiz auch drin. Ne? Sie noch einmal zu bekommen oder – dergleichen. Jagdinstinkt oder so etwas. Kann ich mir zumindest so vorstellen von der Sache an sich. – Ich jage dich nicht. (lacht leise)
 E: Nee. (lacht)
 B: (lacht) (.) /I: (lacht leise)/ (.) Ja. (1) (2g/468–473)

Im Gegenzug ergreift nun Björn Bauer die Gelegenheit, um sich zu rechtfertigen und Erika Eberts Gehör für *seine* Perspektive zu erzwingen. Auf einer vordergründigen diskursiven Ebene bringt er zwar seine Zustimmung zu ihrer Position, sie müssten Sex aus der Beziehung verbannen, zum Ausdruck und gelobt Besserung in dieser Hinsicht. Im Anschluss weist er jedoch Erika Eberts Entsexualisierung seiner Person von sich und kontextualisiert sein eigenes fortgesetz-

tes Begehren durch eine Erzählung über Männlichkeit. Als Evidenz beruft er sich auf Gespräche mit anderen Männern, um die These zu untermauern, dass Männer „gar nicht so strikt trennen“ würden, wer für ihr Begehren in Frage käme. Die Interaktion über Bande, bei der er *über* Erika Ebert spricht („sie“, 2g/468), gleitet hinüber in eine direkte Interaktion, bei der er sie unmittelbar adressiert („dich“, 2g/471). Nun erzwingt er ihr Gehör für *sein* fortgesetztes sexuelles Interesse an ihr. Dabei anthropologisiert er sein Begehren über einen vermeintlich essenziell männlichen „Jagdinstinkt“, der darauf abzielt, das Objekt des Begehrens – hier die anwesende Erika Ebert – als Trophäe zu erlegen. Ähnlich gewaltvoll wirkt seine Äußerung, dass er sich Sex mit ihr nicht nur wünsche, sondern auch weiterhin vorstelle: Er übt hier Macht über sie aus, indem er sich zumindest in der Vorstellung und im Sprechen über ihren Wunsch hinwegsetzt. Es scheint daher wenig verwunderlich, dass sie – womöglich resigniert, ermüdet oder betrübt – seufzt. Doch was zunächst wie eine essentialistische, evolutionsbiologische Erklärung wirkt, kann bei näherem Hinsehen auch als Laienbeobachtung über die gesellschaftliche Konstruktion von Männlichkeit gelesen werden, bei der Frauen als Objekte, als Währung oder Trophäen, in den ernstesten Spielen des Wettbewerbs zwischen Männern fungieren (vgl. Bourdieu, 2012; Kimmel, 2004) – und von der Björn Bauer sich hier reflexiv distanzieren will. Schließlich impliziert seine Versicherung, an sich und seinem Begehren arbeiten zu wollen, dass Männlichkeitskonstruktionen nicht statisch sind. Sein Wunsch, an seiner eigenen Verkörperung von Männlichkeit zu arbeiten, kann daher auch als Wunsch interpretiert werden, gesellschaftliche Geschlechterkonstruktionen zu verändern.

Erika Ebert und Björn Bauer nutzen das Paarinterview aktiv, um ihre Freundschaft hinsichtlich der noch strittigen Bedeutung von Sexualität zu gestalten. Sie verhandeln dabei ihre individuellen Wünsche, ihr Konzept von Freundschaft und wie sie sich zum gesellschaftlich dominanten Leitbild verhalten wollen. Die Rekonstruktion zeigte, dass die Irrelevanz von Sexualität ein Produkt aktiver und oftmals anhaltender Herstellungsleistungen ist. Außerdem wurde deutlich, dass auch die Interviewenden von einem asymmetrischen Geschlechterverhältnis ausgehen, bei dem vor allem männliches sexuelles Begehren eine Bedrohung darstellt, während weibliches sexuelles Begehren weitestgehend abwesend ist.

Auch in anderen Interviews fanden sich Erzählungen, in denen die Interviewten ihre Freundschaft als nicht sexuelle Beziehung herstellten. So etwa Greta Gerken und Jasmin Jabal (#7), die im Paarinterview auf die Frage reagieren, inwiefern Anziehung schon einmal eine Rolle in ihrer Freundschaft gespielt habe:

J: Nee Nee

G: Aber wir haben uns schon mal geküsst [oder so in äh

J: Ja wir haben uns auch schon mal] geküsst.

G: als wir Teenager /I: mhm/ waren.

J: Ja das machst [Du

G: (unverständlich)]

- J: Das machst du glaub ich mit jeder also ich fänds komisch wenn mir jemand sagt ich hab noch nie ne Frau geküsst. /I: mhm/ (unverständlich) und äh so lernt man ja küssen. /I: mhm/ Ähm wir waren da aber immer noch so also es war mal in nem betrunkenen Zustand vielleicht einmal zweimal ich kann mich jetzt nicht dran erinnern. [Mit andern
- G: Ja das ist auch schon ewig her]
- J: Freundinnen dann doch schon mehr. Aber ich glaub weils auch wieder Familie ist und man gesagt hat äh okay /G: (lacht)/ meine Cousine. /I: (lacht)/ Das ist wie wenn ich jetzt mit meinem weiß ich nicht mit meiner [Schwester oder so
- G: Das war aber auch nie] so ernst gemeint im Sinne von
- J: Nee (.) aber jetzt mit anderen Freundinnen auch nicht (7g/537–547)

Die Tatsache, dass Greta Gerken und Jasmin Jabal sich schon einmal geküsst haben, wird hier als normale, nicht-sexuelle Praxis unter jungen Frauen herausgestellt und im Kontext ähnlicher Interaktionen mit anderen Freundinnen verortet. Eine andere junge Frau zu küssen ist keinesfalls „ernst gemeint“, sondern dient lediglich dem Sammeln von Erfahrungen, dem Küssen-Lernen, zum eigentlichen Zweck (dem Küssen von Männern). Institutionalisierte Heterosexualität ist in dieser Freundschaftskonzeption also bereits mit angelegt.

Die Freundschaft im Lebensverlauf gestalten

Darüber hinaus fanden sich vor allem Erzählungen, bei denen die Interviewten verhandelten, wie sie die Freundschaft im Lebensverlauf gestalten wollen. Sie verhandelten dies insbesondere im Kontext von veränderten beruflichen und familiären Anforderungen.

Im Paarinterview mit Arne Andersen und Dora Deuter (#1) sind Aushandlungen über die Gestaltung von Freundschaft im Zeitverlauf besonders prominent. Als einzige Freundschaftsdyade im Sample sind beide seit einigen Jahren in Vollzeit erwerbstätig und haben Kinder. Gegen Ende der Eingangserzählung blicken sie noch einmal zurück, wie sich ihre Freundschaft im Erwachsenenalter seit Auflösung ihrer Wohngemeinschaft verändert hat:

- A: Also hat sich relativ schnell dann so verteilt dass man eben nicht mehr so gemeinsam auf – auf relativ kleinem – also fußläufige Erreichbarkeit gewohnt hat. Also – so dieses mal schnell bei aufm Weg nach Hause klingeln ob jemand da ist noch auf ein Getränk vorbeigehen das – war dann halt nicht mehr sondern auf einmal musste man sich eben bewusst verabreden und dadurch hat man sich ja auch also wir haben uns ja dann auch nicht mehr so häufig gesehen ne?
- D: Nee.
- A: Weil halt jeder dann doch du hast gearbeitet. Ich hab noch studiert und dann auch gearbeitet.

D: Na ja wir hatten dann auch beide einfach Beziehungen. /A: ja/ (.) Und ähm – da wir vorher quasi ja wie na wir hatten vorher auch Beziehungen aber das war /A: ja/ egal wir haben zusammen gewohnt und dann /A: ja/ weißte? (.) Es ha- also irgendwie ha- verändert sich dann so ne f- s- also so ne intensive Freundschaft kannst du glaub ich einfach nicht (.) also das ändert sich dann. /A: mhm/ – Zwangsläufig dadurch /A: ja ja/ dass sich die – dass sich die Familiensituationen ändern und ähm die Berufssituationen ändern sich also es ist ich finds jetzt immer wieder krass wie kr- wie schwer das ist sich zu verabreden. /I: mhm/ /A: mhm/ (.) Also wo man früher so wo es so easy war und jetzt ist es oh nee äh den nächsten freien Termin hätt ich in drei Monaten. Das ist echt zum Kotzen (1g/82–85)

Arne Andersen lenkt das Gespräch hier auf den Wandel ihrer Freundschaft und verortet diesen im Kontext einer allgemeinen Tendenz: Mit dem Wegzug zahlreicher Freund_innen nahm der intensive Alltagskontakt ab und musste zunehmend geplant werden. Indem er Dora Deuter direkt anspricht und mögliche Gründe anbietet, fordert er sie implizit zu einer Stellungnahme auf. Neben der räumlichen Distanz und dem Berufseinstieg macht sie vor allem feste Partnerschaften für die abnehmende Kontaktintensität und erhöhten Anforderungen an die Planung verantwortlich. Doch während Partnerschaften, wie Dora Deuter anmerkt, noch kein Problem darstellten, als sie und Arne Andersen noch zusammen wohnten, lässt die Auflösung der Wohngemeinschaft in Kombination mit veränderten beruflichen und familiären Verpflichtungen die Räume für die Gestaltung der Freundschaft schwinden. Obgleich Dora Deuter diesen Wandel beklagt, rahmt sie ihn gleichzeitig als unausweichlich. Damit erzählt sie die zentrale Rolle, die sie Arne zuvor zugewiesen hatte, als sie einander noch „die Familie“ (1g/37, s. Abschnitt 4.4.1) waren, als temporäre Abweichung vom langfristigen Normalzustand einer Freundschaft, der durch Familiengründung und Berufseinstieg eingeläutet wird. Der Wandel von Freundschaften im Lebensverlauf, bei dem zunehmend Paarbeziehungen zentriert werden, ist dieser Erzählung zufolge bereits im Konzept Freundschaft angelegt. Präventiv schlägt sie damit auch mögliche Wünsche nach einer intensiveren Freundschaftspraxis ab und zeigt sich resigniert, nach dem Motto: ‚Ich finde es auch nicht gut, aber so ist es nun einmal. Ich kann es nicht ändern.‘

Auch im weiteren Gesprächsverlauf nutzt Arne Andersen das Interview, um Dora Deuter seine Wahrnehmung und Wünsche in Bezug auf ihre Freundschaft zu kommunizieren. Im Anschluss an die Eingangserzählung reagieren die beiden auf die Frage, wie ihre Freundschaft denn „heute so“ sei:

D: Quanti-] Qualität über Quantität würd ich sagen.

A: Ja. Also dadurch äh ne? Wir haben ja jetzt beide Kinder. /I: mhm/ – Und äh sind beide selbstständig

D: Sind beide selbstständig

- A: Wohnen am andern Ende der Stadt schon aber das ja eigentlich schon immer aber trotzdem ja es ist halt immer schwerer geworden sich zu verabreden und wir haben jetzt grade vor nicht all zu langer Zeit festgestellt dass halt da auch – äh weil halt auch jetzt grade Dora halt auch schon so lange in ner festen Partnerschaft ist dass s- es vermischt sich halt alles – also es gibt selten Momente wo wir uns noch ALLEINE treffen /I: mhm/ sondern meistens trifft man sich halt irgendwie zu viert zu sechst äh mit ohne Kindern aber es sind halt immer noch die jeweiligen Partner dabei oder halt noch andere Freunde – weil auch irgendwie die Gelegenheiten genutzt werden wenn man sich dann mal sieht – ja kommt dann gl- gleich noch die dazu und noch die / I: (lacht) / dazu so die hey es klappt mal und so dass halt wenig Zeit bleibt um wirklich Persönliches zu besprechen. (.) Was früher immer die Gelegenheit war ne? Dass man [halt
- I: ((zustimmend)) Mhm].
- A: auch über über sehr sehr persönliche Dinge hat sprechen können und dass dass wir darüber halt auch /I: mhm/ festgestellt haben – wie wenig man dann doch irgendwie über über die Probleme oder über die Dinge die den anderen beschäftigen noch weiß. (1g/117–123)

Nachdem Dora Deuter versucht, den Freundschaftswandel positiv zu rahmen – weg von der Orientierung an Kontaktfrequenz, hin zur verstärkten Wertigkeit der Beziehung –, übernimmt Arne Andersen die Sprecherrolle. Er stellt nun heraus, dass sich aufgrund der Umstände – ganz im Gegenteil – auch die Qualität der Beziehung gewandelt habe. Dora Deuter pflichtet ihm zunächst bei, indem sie seine Worte wiederholt, lässt ihn dann jedoch sprechen und hört zu. Neben der räumlichen Distanz und den erhöhten Planungsanforderungen macht Arne Andersen eine weitere Entwicklung verantwortlich für die Veränderung der Beziehung: Das Verwischen der Grenzen, die Vermischung ihrer Freundschaft mit anderen Beziehungen, insbesondere Familie und anderen Freundschaften. Dieses Verwischen der Grenzen führt in seiner Erzählung zu einer Art Deintimisierung. Obgleich sie damit das Ziel verfolgen, überhaupt Zeit füreinander einzuräumen und die geringe zur Verfügung stehende Zeit effektiv zu nutzen, erzählt Arne Andersen das Eindringen von Kindern, Partner_innen und anderen Freund_innen in ihre exklusive Zweierfreundschaft auch als Ursache für eine abnehmende persönliche Nähe zwischen ihnen. Seine Feststellung, dass sie kaum Gelegenheiten mehr für persönliche Gespräche hätten und nur noch wenig darüber wissen, was die andere Person beschäftigt, trägt Arne Andersen vermutlich zum wiederholten Mal an Dora Deuter heran. Schließlich erzählt er, dass sie erst jüngst diese Feststellung gemacht hätten. Implizit bleibt, dass das Persönliche *wichtig* für ihn ist, dass er sich *wünscht*, dass sie voneinander wissen, was die jeweils andere Person beschäftigt. Er nutzt damit das Paarinterview als Gelegenheit, um diesen Aspekt ins kollektive Bewusstsein der Freundschaft zu rücken und der gemeinsamen Reflexion und Freundschaftspraxis zugänglich zu machen.

Im Einzelinterview erzählt Dora Deuter, welche Beweggründe sie davon abhalten, das persönliche Gespräch zu suchen – auch dann, wenn sie und Arne Andersens sich zu zweit treffen:

„Ja wenn man sich so lange nicht spricht und dann – willst du den andern ja abholen – da ne? Und das ist dann meistens ein richtiger Akt. (.) Jemanden /I: mhm/ abzuholen /A: ja/ und zu erzählen ne? Pass auf mir geht's grad so und so und manchmal /A: ja/ ist und dann ist man b- dann ne? (1) Ach komm ist egal. Mir geht's /I: mhm/ eigentlich ganz gut. Pfff. /A: ja/ Ja? /I: mhm/ Weil das wär dann so (.) ne? Das nimmt dann auch einfach sehr viel Raum ein und (.) ja (.) das ist halt [...] einfach in unserer Lebensphase /I: mhm/ hab ich ganz doll den Eindruck. Es geht vielen grad in unserer Lebensphase so Ende dreißig so – manche (.) viele die ma- also die meisten meiner Freunde sind grade wirklich – total in der Familiengründung. /I: mhm/ Und da ist nicht viel Platz für anderes.“
(1g/124)

Dora Deuter erzählt von einer Abwärtsspirale der Intimität, in der sich familiäre Verpflichtungen, verringerte Kontaktintensität und das Teilhaben an höchstpersönlichen Belangen in der Freundschaft gegenseitig bedingen. Dass das Einweihen des Anderen in die Dinge, die einen beschäftigen, Arbeit erfordert und diese viel Raum in der ohnehin schon knappen Zeit zusammen einnehmen könnte, hält sie davon ab, sich Arne Andersens anzuvertrauen. Stattdessen antwortete sie unehrlich und oberflächlich („mir geht's eigentlich ganz gut“), was zur Deintimisierung der Beziehung beitrug. Erneut rahmt Dora Deuter diese Entwicklung als unausweichliche Konsequenz der Familiengründung, die sie für ihr eigenes Umfeld im Durchschnitt eher spät, mit Ende 30, ansetzt (obwohl sie selbst bereits mit Anfang 30 ein Kind bekam). Deutlich wird auch erneut ihre Resignation hierüber.

An den beispielhaften Sequenzen aus den Interviews mit Arne Andersens und Dora Deuter (#1) ist deutlich geworden, dass die Gestaltung der Beziehung im Zeitverlauf eine wichtige Rolle spielt und vor dem spezifischen Hintergrund der ‚Rush Hour‘ des Lebens erzählt wird. Der Eintritt in die Erwerbsarbeit, feste Partnerschaften und Familiengründungen werden besonders relevant gemacht als Faktoren, die zu erhöhten Anforderungen an Planung und Organisation, einer verringerten Kontaktfrequenz und einer Abnahme der Intimität führen und sich wechselseitig verstärken (können). Deutlich wird dabei auch die Frustration und Resignation über die Möglichkeiten, die es für die Gestaltung von Freundschaften gibt. Die Erzählungen offenbaren eine Sehnsucht nach einem Jenseits der herkömmlichen Organisation von Nahbeziehungen – nach der Möglichkeit, Freundschaften jenseits etablierter Dichotomien zu gestalten, in denen die Einzelnen zwischen dauerhaft freundschaftszentrierter Lebensweise und traditioneller Familiengründung wählen müssen.

Nicht zuletzt ließen sich zahlreiche Rechtfertigungen im Material finden. Ihre Unfähigkeit, Freundschaften anders zu gestalten, legitimierten die Interviewten

oftmals über den Status der Beziehung als Freundschaft. Hier zeigen sich klare Rückkopplungseffekte: Die ursprünglich erfolgte Abgrenzung der Freundschaft von anderen Beziehungsformen wurde zur Grundlage für das individuelle Handeln und als Rechtfertigung für die Gestaltung der eigenen Beziehungspraxis herangezogen, die wiederum neue Formen der Abgrenzung nach sich zieht und das bestehende Klassifikationsschema somit verstärken kann. In einem fortwährenden Kreislauf der Herstellung schließen so erneute Abgrenzungsbewegungen an die Gestaltung der Freundschaft an.

4.5 Zusammenfassung und Einbettung in den Forschungsstand

Im Anschluss an die Entwicklung eines Modells, das die Herstellung von Freundschaft in einem iterativ-zyklischen Prozess beschreibt, gilt es, zurückzukehren zu der sozialtheoretischen Perspektive und den empirischen Erkenntnissen, von denen ich zu Beginn des Forschungsprozesses ausgegangen war. Es lohnt sich, die zentralen Ergebnisse des Theorieentwurfs noch einmal zusammenzufassen und sie abschließend in die Forschungsliteratur einzubetten: Ich lege im Folgenden dar, inwiefern die Herstellung von Freundschaft im Anschluss an mein Modell als ausgehandelte Ordnung verstanden werden kann (Abschnitt 4.5.1), wie sich die wechselseitige Verwobenheit von Freundschaftskonstruktion und heteronormativ verfasstem Geschlechterverhältnis in ambivalenter Grenzziehungsarbeit zeigt (Abschnitt 4.5.2) und schließlich, wie intime Zweierfreundschaften in der „neuen Mitte“ als Sehnsuchtsort jenseits der romantischen Liebe gedeutet werden (Abschnitt 4.5.3).

4.5 Herstellung von Freundschaft als ausgehandelte Ordnung

In der vorliegenden Dissertation habe ich ein Modell entwickelt, das Freundschaft als „ausgehandelte Ordnung“ (Strauss et al., 1963; Strauss, 1978) theoretisiert. Freundschaft wird von den Interviewten einerseits als höchst individuelle Beziehung hergestellt, deren Gestaltung die beteiligten Personen in einem iterativ-zyklischen Prozess aushandeln (s. Abschnitt 4.2). Andererseits rekurren sie dabei immer schon auf einen vorläufigen Entwurf: auf individuelle Konzepte, milieuspezifische Normen und ein gesellschaftliches Leitbild davon, was Freundschaft bedeutet. Hierzu müssen sie sich in irgendeiner Weise verhalten, etwa indem sie diese Vorstellungen in ihrem eigenen Entwurf der Freundschaft bestätigen, hinterfragen, modifizieren oder ablehnen. Auf diese Weise nehmen sie an der (Re-)Produktion des gesellschaftlichen Leitbildes von Freundschaft teil – und möglicherweise auch an dessen Wandel. Gesellschaftliche Strukturen bedingen und rahmen diese Prozesse des *Doing Friendship*.

Mit dem Begriff der Aushandlung habe ich nicht nur explizite, verbale Praktiken wie Gespräche oder Diskussionen in den Blick genommen. Auch durch nicht-verbale Praktiken – Gesten, Blicke, Körperhaltung, alltägliche Handlungen – kom-

munizierten die Interviewten ihre Vorstellungen und Wünsche und entwickelten ein gemeinsames Verständnis von Freundschaft. Zu solchen Aushandlungen kam es besonders dann, wenn die unterschiedlichen Ebenen der Freundschaft in einen Konflikt gerieten: etwa wenn die individuellen Erwartungen *einer* Person verletzt wurden (Konflikt im Binnenverhältnis) oder wenn Freundschaftspraxis oder intersubjektives Freundschaftskonzept im Widerspruch zum gesellschaftlichen Leitbild von Freundschaft standen und relevante Dritte die Befreundeten zur Rechtfertigung anhielten (Konflikt im Außenverhältnis). Oft lösten einschneidende beziehungsbiografische Ereignisse solche Aushandlungen aus (etwa eine neue Partnerschaft, ein Umzug oder Sorgeverantwortung für ein Kind). Hier zeigte sich die Wirkmächtigkeit der strukturellen Rahmenbedingungen: In ihren Aushandlungen reagieren die Interviewten auf Veränderungen außerhalb ihrer Freundschaften und passen ihre Konzepte und Praktiken an veränderte Umstände und Einsichten an.

Die im Material rekonstruierten Aushandlungen hatten die Dimensionen „Fürsorge“, „Authentizität“, „Flexibilität“ und „Autonomie“ zum Gegenstand (s. Abschnitt 4.3). Deren Ausgestaltung und Gewichtung handelten die Interviewten *in situ* miteinander aus. Die konkrete Konstellation dieser Dimensionen variierte von Fall zu Fall, von Person zu Person, von Zeitpunkt zu Zeitpunkt. Auffassungen darüber, was es bedeutet, füreinander da zu sein oder man selbst sein zu können – und wie wichtig das für eine Freundschaft ist – unterscheiden sich und verändern sich im Zeitverlauf, wenn einst für gewiss gehaltene Praktiken und Ansichten hinterfragt werden. Die Herstellung von Freundschaft gliederte sich ferner in verschiedene Phasen: „Abgrenzen“, „Aushandeln“, „Hinterfragen“, und „Gestalten“ (s. Abschnitt 4.4). Die Interviewten kategorisierten ihre Beziehung anfänglich im Prozess der Freundschaftswerdung bzw. im Paarinterview aufgrund der elizitierten „Einheitskonstitution“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2021, 144) und grenzten Freundschaft dabei von anderen Beziehungen ab. Im Zeitverlauf kategorisierten sie ihre Beziehung immer wieder neu und veränderten dabei beständig ihre subjektiven Freundschaftskonzepte, ihre Praktiken und ihre implizite, geteilte Vorstellung von Freundschaft. Dabei konnte die einmal erfolgte Kategorisierung zur Grundlage neuer Handlungen, etwa Umgestaltungen oder Rechtfertigungen, werden, die wiederum neue Abgrenzungsprozesse nach sich zogen. So wiederholen sich die Phasen in einem Kreislauf immer wieder aufs Neue.

Der Rückgriff auf die Handlungstheorie der *ausgehandelten Ordnung* – eine der formalen Grounded Theories aus der Strauss'schen Forschungswerkstatt – gestattete mir, den beschriebenen Doppelcharakter von Freundschaften in der Modellbildung einzufangen. Dadurch konnten Freundschaften in ihrer prozesshaften, flexiblen und wandelbaren Gestalt gefasst werden, sowie gleichzeitig als relativ starre, immer schon bestehende, normative Ordnung, die in gesellschaftliche Verhältnisse eingelassen ist. Struktur und Handeln bedingen sich in diesem Modell wechselseitig – und das auf Mikro-, Meso- und Makro-Ebene. Das Modell

knüpft damit auch an die grundlegende Idee eines zirkulären Zusammenhangs zwischen Freundschaft als Praxis und Freundschaft als gesellschaftlichem Leitbild im Kontext anderer Beziehungen an:

„Friendship (...) is more than an indication that such a person is a friend but much more a matter of activities and thoughts which reproduce that particular friendship and, to some extent, the very idea of and expectations associated with friendship. There is, therefore, an inevitable circularity between these practices and the sets of other individuals and relationships within which these practices have meaning.“ (Morgan, 2011, 2.7)

Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, habe ich die von Haslanger (2012) propagierte Unterscheidung zwischen der *Idee* einer sozialen Art und der *Art* selbst aufgegriffen. Ich habe folglich unterschieden zwischen Freundschaft als Konzept oder Klassifikationsschema, auf der einen Seite, und Freundschaft als tatsächlicher Beziehung oder Praxis, auf der anderen Seite. In Analogie zum Geschlechterverhältnis habe ich Freundschaft somit als diskursives Konstrukt rekonstruiert. Es ist ebenfalls von wirkmächtigen Rückkopplungseffekten geprägt: Tatsächliche Freundschaften sind zu großen Teilen so, wie sie sind, aufgrund dessen, was ihnen zugeschrieben wird (und *wie* sie sind, hat wiederum Implikationen für das Etikett „Freundschaft“).

Grundlegend knüpfe ich damit an sozialkonstruktivistische Perspektiven an, denen zufolge die gesellschaftliche Wirklichkeit zwar durch menschliche Prozesse erzeugt wird, sich aber durch Institutionalisierung und Vermachtung zu einer eigenständigen Realität entwickelt, die auf das Handeln der Einzelnen zurückwirkt (Berger und Luckmann, 1969; Haslanger, 2012). Dass auch Paarbeziehungen eine solche eigenständige Wirklichkeitskonstruktion darstellen, ist im Anschluss an Simmel u.a. von Berger und Luckmann (1969) argumentiert und in diversen Studien mithilfe von Paarinterviews gezeigt worden (Wimbauer, 2012; Wimbauer und Motakef, 2020).

In der vorliegenden Dissertation habe ich diese Perspektive auf Freundschaften übertragen. Dabei zeigte sich, dass Freundschaften ebenfalls als Realität *sui generis* begriffen werden können. Trotz geringfügiger Institutionalisierung ließen sich übergreifende Handlungsnormen und Muster entdecken, die sich insbesondere in ambivalenten Grenzziehungen in einer zeitlich und räumlich strukturierter Beziehungshierarchie ausdrückten (s. auch Abschnitt 4.5.2). Sie wirkten auf komplexe Weise auf die Einzelnen und ihr Handeln zurück. Freundschaft gestaltete sich somit als ein Ordnungsprinzip, welches sich nicht auf die Individuen und ihre Praktiken reduzieren ließ. Ferner konnte die Freundschaftsdyade als Einheit rekonstruiert werden, in der durch Interaktionen eine gemeinsame (mehr oder minder stabile) Wirklichkeit geschaffen wurde. Dennoch zeichnete diese Dyade sich durch eine relativ schwache „Selbst-Institutionalisierung“ (Maiwald, 2009) aus. Geteilte Deutungen koexistierten mit stark ausgeprägten eigenständigen

Wirklichkeitskonstruktionen, die mit ersteren oftmals konfligierten. Im Vergleich zur Paarbeziehung lässt sich die Einheitskonstitution in der Freundschaft als weniger ausgeprägt beschreiben. Maria Márkus bringt dies auf den Punkt:

„[F]riends [...] do not constitute ‚a single whole being‘; friendship remains the relationship of two (or more) separate individuals, who are actually interested in maintaining certain boundaries of their individuality.“ (Márkus, 2010, 17)

Aus methodologischer Perspektive zeigen diese Erkenntnisse, dass das Paarinterview sich nicht nur für die Erforschung von Paarbeziehungen eignet, sondern gewinnbringend auch für die Untersuchung anderer Nahbeziehungen eingesetzt werden kann. Da dort *in situ* Interaktionen beobachtet werden können, bieten sie sich besonders an, um eigenständige Wirklichkeitskonstruktionen zu rekonstruieren, setzen diese jedoch nicht in umfassendem Maße voraus – im Gegenteil. Gerade Differenzen treten aufgrund der eingeforderten Einheitskonstitution besonders zutage. So werden „in den Glättungsversuchen (...) die Einheit stiftenden Leistungen (...) in ihrer jeweiligen Besonderheit erkennbar“ (Przyborski und Wohlrab-Sahr, 2021, 146).

4.5 Grenzziehungsarbeit im heteronormativen Geschlechterverhältnis

Freundschaften sind auf komplexe und widersprüchliche Weise in gesellschaftliche Verhältnisse eingelassen. Dies gilt im Besonderen für das in der vorliegenden Arbeit fokussierte heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis, das in den Interaktionen der Interviewten gleichzeitig stabilisiert und infrage gestellt wurde. Die Stabilisierung des Geschlechterverhältnisses wurde evident in zahlreichen Interaktionen, die ich zusammenfassend als „Grenzziehungsarbeit“ (Prietl und Ziegler, 2016) interpretiere. Gleichzeitig zeigte sich auch eine Destabilisierung des Geschlechterverhältnisses in Situationen des „Vergessens von Geschlecht“ (Hirschauer, 2001) sowie in der Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort (s. Abschnitt 4.5.3).

Zunächst nahmen die Interviewten eine differenzierende Perspektive auf Freundschaft ein. Dies bestätigte die Annahme, dass die Interviewten über ein feinmaschiges Beziehungsrepertoire verfügen, welches sie beständig zur Anwendung bringen. Doch anders als bei Kracauer (1971), der Freundschaft von unpersönlichen Beziehungen abgrenzt, stellten in meinem Material hingegen *Paar- und Familienbeziehungen* die zentrale Referenzfolie dar, vor deren Hintergrund die Interviewten ihren Begriff von Freundschaft entfalteten. Vielfältige Praktiken der Unterscheidung im Material lassen sich dabei als „boundary-work“ (Lamont und Molnár, 2002) oder „Grenzziehungsarbeit“ (Prietl und Ziegler, 2016) beschreiben. Diese Praktiken waren keinesfalls beschränkt, auf Prozesse, die ich in Abschnitt 4.4.1 als Form des „Abgrenzens“ beschrieben habe. Vielmehr zogen sie sich durch das gesamte Material und lagen gewissermaßen ‚quer‘ zu

den Subkategorien des Modells. Der zentrale Bezug von Freundschaftskonstruktionen zu Paarbeziehung und Familie zeigte sich folglich auch im „Aushandeln“, „Hinterfragen“ und im „Gestalten“ der vier Dimensionen über die verschiedenen Ebenen hinweg.

Die Grenzziehungsarbeit der Interviewten erwies sich als ambivalent und reflexiv. Auf der einen Seite wurden Liebe und Familie als Metapher verwendet, um die besonders enge Bindung zur anderen Person zu illustrieren. Den Freundschaftskonzepten der Interviewten lag ein starker, normativer Intimitätsbegriff zugrunde, der sich nicht grundsätzlich von dem der romantischen Liebe unterschied. Freundschaft, Verwandtschaft, Paarbeziehung und Arbeitsbeziehung stellten aus ihrer Sicht keine einander wechselseitig ausschließenden Beziehungsformen dar. Die Übergänge gestalteten sich vielmehr als fließend oder gar überlappend. Auf der anderen Seite markierten die Interviewten in zahlreichen Interaktionen diese Übergänge mit Nachdruck. ‚Sex‘ bzw. das, was als ‚sexuell‘ konnotiert gilt, fungierte in diesen Grenzziehungen als zentrale symbolische Grenze, anhand derer Freundschaften von Paarbeziehungen (und in der Konsequenz auch von Familienbeziehungen) abgegrenzt wurden. Freundschaft wurde somit als ‚nicht-sexuelle‘ Beziehung hergestellt. Sex stellt dennoch kein ‚Außen‘, sondern konstitutives Moment von Freundschaft dar, weil Freundschaft erst durch diese Unterscheidung als eigenständiges Phänomen erkennbar wurde. Je nach individueller Freundschaftskonzeption wurde Sex als mehr oder weniger strikte Grenze oder permeable Membran zwischen Freundschaft und Liebe verhandelt, die Paarbeziehung hingegen als eine Art „Freundschaft Plus“ – eine Freundschaft ergänzt um den Zusatz der Sexualität. Die Interviewten waren sich dieser Grenzziehungspraktiken meist bewusst und reflektierten hierüber (s. Abschnitt 4.4).

Umgekehrt lässt sich die Grenzziehungsarbeit auch als Konstruktion des Sexuellen verstehen. In ihren Interaktionen markierten die Interviewten bestimmte Praktiken, Gefühle und Beziehungen als der Sexualität zugehörig, andere im Gegensatz zu ihr. Doch was als sexuell gilt, ist fluide und sozial definiert: „[S]exuality has no clear boundaries – what is sexual to one person in one context may not be to someone else or somewhere else“ (Jackson, 2006, 106). Inwiefern eine Handlung, ein Gedanke oder eine Beziehung etwa als sexuell bewertet werden kann, ist daher nie vollständig abgeschlossen und fortwährend Gegenstand von Aushandlungen in meinem Material (s. Abschnitt 4.4.1 und Abschnitt 4.4.4).

Nicht nur die Herstellung des Sexuellen, sondern auch das „Doing Family“ und das „Doing Couple“ erwiesen sich als kokonstitutiv mit dem „Doing Friendship“. Die Interviewten schrieben den als sexuell markierten Praktiken dabei eine Katalysatorwirkung für die Paar- und Familienwerdung zu: Erlaube man langfristig sexuelles Begehren in eine Beziehung, so werde diese (beinahe automatisch) zur Paarbeziehung – was naheliegend scheint, wenn die Paarbeziehung als „Freundschaft Plus“ verstanden wird. Mit der Paarwerdung gingen eine gemeinsame Lebensplanung, dauerhafte Vergemeinschaftung und die Übernahme von

umfassender Sorgeverantwortung füreinander und für etwaige Kinder – im Sinne einer Familienwerdung – einher. Sexualität, so wurde dabei in den Deutungen der Interviewten deutlich, ist nicht nur ein Ausdrucksfeld von Individualität, eine individuelle Präferenz, sondern unweigerlich an Beziehungsformen und Fragen der symbolischen, materiellen und generativen Reproduktion geknüpft.

Die Beschreibung von Sex als symbolischer Grenze stellte somit zunächst nur eine *dünne* Beschreibung dar (Geertz, 1987). Auf der Ebene der *dichten* Beschreibung erwies sich vielmehr die umfassende, dauerhafte und verlässliche Vergemeinschaftung als entscheidendes Unterscheidungsmerkmal der Interviewten, mit dem sie zwischen Freundschaft, auf der einen, und Paarbeziehung und Familie, auf der anderen Seite unterschieden. Was Freundschaft letztlich im Material kennzeichnet, ist der Verzicht auf die Übernahme dieser für die gegenwärtige (Re-)Produktionsweise so zentralen Funktion im Privaten. Bei den Grenzziehungspraktiken wurden Freundschaften daher nicht nur von Paar und Familie abgegrenzt, sondern ihnen hinsichtlich ihrer Wichtigkeit und in der Breite des Geltungsbereichs untergeordnet. Diese Unterordnung im Rahmen einer Hierarchie der Beziehungsformen zeigte sich auch in den Erfahrungen und Befürchtungen der Interviewten, die Intensität und Intimität ihrer Freundschaft im Kontext von zunehmenden beruflichen und familiären Verpflichtungen reduzieren zu müssen.

In ungleichgeschlechtlichen Freundschaften zeigte sich eine besonders intensive Grenzziehungsarbeit. Dies lässt sich mit Blatterer (2015) als Ausdruck der heteronormativen Überformung von Freundschaft beschreiben: Heteronormativität strukturiert die Muster der Freundschaftsformation und erzeugt normative Barrieren für ungleichgeschlechtliche Freundschaft im heterosexuellen Mainstream. Diese Barrieren werden in Prozessen der Stereotypisierung und präsumtiven Priorisierung für die Einzelnen erfahrbar:

„When a (perceived) man and woman are witnessed together by a stranger, that stranger is more likely to intuit a romantic love relationship than a platonic friendship. The inference ‚friendship‘ requires further evidence and so is subject to a burden of proof.“ (Blatterer, 2015, 143)

Wenn die Interviewten in ungleichgeschlechtlichen Freundschaften also besonders bemüht waren, Paarbeziehung und Freundschaft voneinander abzugrenzen und ihre Beziehung als genuine Freundschaft unter Beweis zu stellen, reagierten sie damit auf die wirkmächtige Norm der Homosozialität in Freundschaften. Solche Grenzziehungspraktiken waren jedoch nicht beschränkt auf ungleichgeschlechtliche Freundschaften. Sie zogen sich durch alle Fälle. Dies zeigt, dass die heteronormative Überformung der Freundschaft nicht nur zu vergeschlechtlichten Mustern von Freundschaft führt, sondern viel fundamentaler ist. Sie strukturiert bereits die *Idee* von Freundschaft als eine Beziehung *neben* Paar- und Familienbeziehungen. Das heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis ist so-

mit grundlegende Bedingung der Herstellung von Freundschaft durch Grenzziehungsarbeit.

Deutlich wurde ferner die Wirkmächtigkeit aktueller Verschiebungen innerhalb heteronormativ verfasster gesellschaftlicher Verhältnisse, wie ich sie eingangs in Abschnitt 2.2.2 und Abschnitt 2.3.3 beschrieben habe. Mit zunehmenden Gleichstellungstendenzen erodiert die Regulierung von Lebensweisen entlang der Grenze von Hetero- und Homosexualität. Sie wird von neuen Grenzziehungen zwischen Norm und Devianz abgelöst: „Gute“ und „schlechte“ sexuelle Staatsbürger unterscheiden sich nicht mehr in ihrer sexuellen Orientierung, sondern in ihrer Konformität mit einem bürgerlichen, monogamen Paar- und Familienmodell (vgl. Seidman, 2005). Dieses Modell gewährleistet die unentlohnte und weitestgehend unsichtbare Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse in doppelter Hinsicht: Nicht nur wird die Ware Arbeitskraft (wieder-)hergestellt – die Einzelnen fügen sich auch den Zwängen der Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft und versuchen ihr mit aller Kraft, ein privates Glück für sich und ihre Partnerschaften und Familien abzutrotzen. Ohne es zu beabsichtigen oder zu bemerken, werden die Einzelnen und ihre Beziehungen somit selbst zur Keimzelle der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Das Modell einer freiwilligen, nicht-sexuellen Freundschaft, die auf eine umfassende und dauerhafte Vergemeinschaft der Einzelnen verzichtet, entspricht dieser gesellschaftlichen Ordnung und stabilisiert sie. Ein Gegenentwurf würde nicht nur implizieren, dass Sex ein Teil von Freundschaft wäre, sondern auch, dass die Befreundeten keine dauerhafte, verlässliche und unentlohnte Sorge füreinander übernehmen. Eine solche Freundschaft entspräche der Idee des „schlechten“ Bürgers, der Fürsorge, Sexualität und Reproduktion entkoppelt und damit grundlegende Funktionen von Paar- und Familienbeziehungen unterwandert. Im Gegensatz zu tatsächlichen Freundschaften könnte dieses Modell tatsächlich „der romantischen Zweierbeziehung und der Kleinfamilie gefährlich werden“ (Wimbauer, 2021, 62) und eine genuin alternative *Lebensweise* darstellen, die grundlegende gesellschaftliche Veränderungsprozesse voraussetzen und mit sich ziehen würde. In ihrer gegenwärtigen Verfasstheit, wie sie sich im empirischen Material rekonstruieren ließ, erweist sich die Freundschaft jedoch höchstens als zahnloser Tiger gegenüber der Sexualisierung, Vergeschlechtlichung und Romantisierung von Klassenverhältnissen. Homosozialität ist folglich auch nicht – im Sinne eines Paradoxes – als Widerspruch zur Heterosozialität der Liebe zu verstehen (Blatterer, 2015), sondern entpuppt sich vielmehr als passgerechtes Gegenstück und ideologische Ergänzung zu den Liebesleitbildern der Gegenwart, die die geschlechterdifferenzierende Sphärentrennung und Arbeitsteilung der bürgerlichen Gesellschaft absichern und stützen.

Jenseits dieser grundsätzlichen Prägung von Freundschaft durch ein heteronormativ verfasstes Geschlechterverhältnis zeigten sich weitere Geschlechterungleichheiten. So wird Sexualität im Material geschlechterdifferenzierend ver-

handelt: Männliches Begehren wird als potenzielle Bedrohung, weibliches Begehren hingegen als abwesend oder schützenswert erzählt (s. Abschnitt 4.4.4). Deutlich wurde dabei die Reflexivität der Einzelnen über die Gewaltförmigkeit des Geschlechterverhältnisses, welches aktive Männer (als potenzielle Täter) passiven Frauen (als potenzielle Opfer) gegenüberstellt. In *Vergewaltigung* stellt Sanyal (2016) heraus, wie grundlegend diese Vorstellung – im Sinne einer ‚Rape Culture‘ – jegliche soziale Beziehungen prägt. Demzufolge würden Männer schon früh lernen, „dass Mädchen – und später dann Frauen – nicht wie *Freunde* waren, sondern eher wie Hundehalter, bei denen man erst einmal über Stöckchen springen und Männchen machen musste“ (Sanyal, 2016, 170, Hervorhebung hinzugefügt). Zeitgleich würden Frauen lernen, sich als Objekt statt als Subjekt sexueller Begierde wahrzunehmen („dass wir sexy aussehen sollten, ohne uns sexy fühlen zu dürfen“, ebd.) und beständig ihre Grenzen gegenüber männlichem Begehren abzustecken. Auch im vorliegenden Material zeigte sich dieses asymmetrische und gewaltvolle Verhältnis. So waren es vor allem Frauen, die – etwa in Interaktionen über Bande – ihren männlichen Freunden die Irrelevanz von sexuellem Begehren zu vermitteln versuchten (Erika Ebert und die Schaltermetapher im Abschnitt 4.4.4) oder sich erleichtert über die Abwesenheit von sexuellem Begehren zeigten (Dora Deuter und die Pumuckl-Erzählung in Abschnitt 4.3.4), weil dieses implizit als mögliche Grenzüberschreitung gedeutet wird und abgewehrt werden müsste. Die intime Verknüpfung von Gewalt und Geschlecht prägte somit auch die Freundschaftspraktiken und -konzepte im Material.

Geschlechterungleichheiten zeigten sich auch bei der Zuschreibung von Fürsorge und Unterstützung in der Freundschaft. Während die interviewten Frauen sich oft in der Rolle der sorgenden Person sahen, erzählten sich die Männer meist als autonom und nicht auf die Fürsorge der anderen Person angewiesen (s. Abschnitt 4.3.1). So etwa bei Hanna Habicht (#5), die von ihrer Bereitschaft erzählt, Emil Eichler zu pflegen, während dieser sich einen „Schmuseroboter“ (5g/576) wünscht. In anderen Fällen zeigten Männer zwar Bereitschaft zum fürsorglichen Rat, doch taten sie dies insbesondere dann, wenn damit ein Expertenstatus verknüpft war. So etwa bei Dominik Degner (#4), der Gina Gerhards wichtigster Ansprechpartner für Beziehungsfragen ist und sich selbst als Informant für ‚männliche Perspektiven‘ erzählt. Der Versuch, hierüber Fürsorglichkeit herzustellen, scheitert jedoch bisweilen, wenn Gina Gerhard sich aufgrund seiner vergeschlechtlichten Perspektive nicht verstanden und unterstützt fühlt (s. Abschnitt 4.4.2). Hier tritt eine „Feminisierung“ von Freundschaft (Cancian, 1986; Schobin, 2013) zu Tage, da vergeschlechtlichte Sorgepraktiken aufgewertet und gleichzeitig vor allem Frauen zugeschrieben werden.

Zuletzt zeigt sich die Vergeschlechtlichung von Begehren in Interaktionen, in denen die Interviewten Geschlecht „vergessen“ (Hirschauer, 2001) und damit das Geschlechterverhältnis gleichzeitig auch destabilisieren. Dies geschieht besonders dann, wenn sie einander nicht als Mitglieder einer Geschlechtskategorie adres-

sierten und damit den Konstruktionsprozess von Geschlecht unterbrechen. So etwa in den Erzählungen einiger Frauen, sie könnten in ihrer Freundschaft mit einem Mann auf bestimmte, auf ihr Aussehen gerichtete Handlungen verzichten (s. Abschnitt 4.3.4). Degele (2013) beschreibt, dass diesem Schönheitshandeln eine „als legitim unterstellte männliche Attraktivitätserwartung“ (Degele, 2013, 38) zugrunde liegt: „Heterosexuelle Frauen machen sich für Männer schön, das umgekehrte Verhältnis gilt nicht“ (Degele, 2013, 38). Wie fundamental diese Differenz in vergeschlechtlichte Subjektivitäten eingelassen ist, beschreibt Berger (1972) eindrücklich in *Ways of Seeing*:

„A woman must continually watch herself. She is almost continually accompanied by her own image of herself. (...) From earliest childhood she has been taught and persuaded to survey herself continually. And so she comes to consider the surveyor and the surveyed within her as the two constituent yet always distinct elements of her identity as a woman. She has to survey everything she is and everything she does because how she appears to men, is of crucial importance for what is normally thought of as the success of her life.“ (Berger, 1972, 46)

Diese Internalisierung eines männlichen Blicks konnte in zahlreichen Erzählungen der interviewten Frauen beobachtet werden. Gerade aufgrund der Irrelevantsetzung von sexuellem Begehren erlebten sie Freundschaften oftmals als Freiraum von vergeschlechtlichten Denk- und Handlungsmustern. Dies war besonders auffällig in ungleichgeschlechtlichen Freundschaften. Nicht nur Frauenfreundschaften können somit als Rückzugsort vor dem Geschlechterverhältnis beschrieben werden (Bachmann, 2014), sondern gleichermaßen auch ungleichgeschlechtliche Freundschaften bzw. Freundschaft im Allgemeinen. Durch das Ausklammern von Sexualität sind Freundschaften – obwohl diese Irrelevantsetzung eine wichtige herrschaftsstabilisierende Wirkung hat – ein Stück weit vom heteronormativ verfassten Geschlechterverhältnis losgelöst. Dies, so scheint mir, ist das *eigentliche* Paradox der Freundschaft: dass die Irrelevantmachung von Sexualität in Freundschaften zentral für ihre Einbettung in ein heteronormativ verfasstes Geschlechterverhältnis ist und gleichzeitig auf ein Jenseits dieses Verhältnisses verweist.

Geschlecht, institutionalisierte Heterosexualität und romantische Liebe sind in den Deutungen der Interviewten eng miteinander sowie mit Freundschaft verknüpft: Die Vorstellung, dass es „Männer“ und „Frauen“ gibt, und diese sich wechselseitig begehren, ist verbunden mit der Vorstellung einer bestimmten Beziehungsform für dieses Begehren, der romantischen Paarbeziehung und der auf ihr basierenden Familie. Freundschaften werden von Paarbeziehung und Normalfamilie unterschieden und ihnen untergeordnet; gleichzeitig werden sie dadurch erst als solche hergestellt. Die von Blatterer (2015) dargelegte heteronormative Überformung von Freundschaft war im Material überaus evident.

Dennoch zeigte sich die Verknüpfung von Freundschaft und Geschlechterverhältnis nicht nur in vergeschlechtlichten Mustern der Freundschaftsformation und normativen Barrieren für ungleichgeschlechtliche Freundschaften, sondern in einer tieferen Strukturierung der Bedeutung von Freundschaft. Diese rührt von der Funktion differenzierter sozialer Gruppen („Männern“ und „Frauen“) und Beziehungsformen („Paarbeziehung“ und „Familie“ vs. „Freundschaft“) für die gesellschaftliche (Re-)Produktionsweise her.

4.5 Intime Zweierfreundschaft als Sehnsuchtsort

Die Verwobenheit von Freundschaft und Geschlechterverhältnis steht in einem krassen Gegensatz zu den subjektiven Deutungen der Interviewten. Sie erzählen und erleben (ihre) Freundschaft(en) als einen Sehnsuchtsort – als einen Ort, der zutiefst romantische Versprechen bergen kann, ohne sie je vollumfänglich einlösen zu müssen. Diese Deutung zeigte sich insbesondere vor dem Hintergrund einer zunehmenden Desillusionierung mit der romantischen Liebe und einer kritisch-reflexiven Haltung zu Paarbeziehung und Familie. Auch die strukturellen Existenzbedingungen der „neuen Mitte“ erwiesen sich als höchst wirkmächtig: Anforderungen aus der Erwerbssphäre und wachsende ökonomische Ungewissheit prägten die Erzählungen der Interviewten ebenfalls und strukturierten das Bedürfnis nach einer Absicherung und Immunisierung gegenüber ubiquitärer Not. Angesichts dieser Enttäuschungen in Arbeit und Liebe erscheint die Freundschaft den Interviewten als eine Art Gegenwelt: ein sicherer und behaglicher Hafen in einer unsicheren, kalten Welt.

Das Ideal der romantischen Liebe erwies sich im Material als brüchig und hoffnungslos mit Erwartungen überfrachtet. Aufgrund der Normalität von Trennungen im Zeitalter der „seriellen Monogamie“ ist das potenzielle Ende einer Paarbeziehung bereits konstitutiv in ihr angelegt (Burkart, 2017, 188). Dieser Wandel wird auch in den Deutungen der Interviewten sichtbar: Sie antizipieren das potenzielle Scheitern ihrer Paarbeziehungen und kalkulieren es in ihrem Handeln und Denken stets mit ein. Die Hoffnung auf eine dauerhafte Partnerschaft haben die wenigsten von ihnen vollständig aufgegeben, jedoch muss sie beständig kontrolliert, reflektiert und gezügelt werden. Gleichzeitig zeigte sich eine kritisch-reflexive Haltung zur romantischen Liebe und Familie: Die Interviewten distanzieren sich von einer übermäßigen Fixierung auf Paarbeziehung und Elternschaft, der Vernachlässigung anderer Beziehungen und von potenziellen vergeschlechtlichten und ökonomischen Konflikten um Haus- und Erwerbsarbeit, Kindererziehung oder Scheidung. Sie zeigen dabei ein vages Bewusstsein über die Widersprüche der romantischen bzw. partnerschaftlichen Liebe und das Übergreifen ökonomischer Logiken auf diesen Bereich. Entsprechend wurden Paarbeziehung und Familie auch nicht als fundamental gegensätzlich zur Erwerbssphäre erzählt.

Was beide Sphären in den Erzählungen der Interviewten eint, ist mitunter Konkurrenz, Ungewissheit und Arbeit. Freundschaft hingegen soll hiervon frei sein.

Der Wandel der Erwerbsarbeit und die veränderten materiellen Existenzbedingungen der „neuen Mitte“ wurden im Material deutlich. Die Entsicherung des Sozialen (Völker, 2009; Motakef, 2015) betrifft nicht nur die Ränder der Gesellschaft – die ohnehin schon Abgehängten (Castel, 2000) – sondern zunehmend auch die zuvor besser abgesicherte Mittelschicht (s. auch Burzan et al., 2014; Schimank et al., 2014; Nachtwey, 2016). Flexible Arbeitsmärkte, gesteigerte Mobilitäts-, Reflexions-, Planungs- und Optimierungserwartungen, und existenzielle Abstiegsängste waren folglich in den Erzählungen der Interviewten stark präsent. Die Sphäre des Erwerbs ist für viele von ihnen eine Quelle fundamentaler Unplanbarkeit und Ungewissheit geworden. Diese Erfahrung verschärft die Sehnsucht nach einer Gegenwelt – nach einem Ort, an dem die Einzelnen sich aufgehoben und abgesichert fühlen, an dem sie Nähe und Zugehörigkeit erfahren und sich gleichzeitig als selbstbestimmt und handlungsmächtig erleben können. Die Freundschaft wird vor diesem Hintergrund als eine Art Versicherung erzählt, was sich insbesondere in Erzählungen zur Fürsorgeverfügbarkeit in hypothetischen Notlagen zeigt (s. Abschnitt 4.3.1). Darüber hinaus trägt der Wandel der Arbeitswelt auch zu steten Veränderungsprozessen in Freundschaften bei und erklärt den *Movens* des Modells: Weil die Arbeitsbedingungen der Interviewten sich ständig verändern, müssen sie auch ihre Freundschaften immer wieder anpassen.

Freundschaften werden, angesichts dieser Perspektiven auf Arbeit und Liebe, in besonders positivem Lichte erzählt. Die Interviewten schreiben ihnen Eigenschaften zu, die sie Arbeits-, Paar- und Familienbeziehungen absprechen: Freund_innen seien bedingungslos parteiisch und immer füreinander da, auch oder gerade dann, wenn es in einer Partnerschaft kriselte; mit Freund_innen könne man über alles reden, während es in Familien oft klare Tabus gebe; Freundschaften seien stabiler und langlebiger als Paarbeziehungen, weil der Kontakt flexibler und stärker an den individuellen Bedürfnisse orientiert sei; Freundschaften seien verbindlich, ohne verpflichtend zu sein, nah, ohne einengend zu sein, ehrlich, ohne verletzend zu werden. Kurz: Freundschaft wurde als umfassender Idealtyp einer gelingenden Anerkennungsbeziehungen erzählt. Mit dieser Rekonstruktion knüpfe ich an theoretische Überlegungen von Blatterer (2015) an:

„[M]utual trust and respect, justice and equality (in the context of care and affection), are more than norms of friendship: friendship personifies its own necessary conditions. A friendship that needs to orient itself on norms in order to exist is not (or no longer) a friendship.“ (Blatterer, 2015, 190)

Diese Perspektive lässt sich mithilfe der im Modell vorgenommenen Unterscheidungen und der rekonstruierten Deutungen noch einmal zuspitzen. Fraglos

ist nicht jede Freundschaftspraxis ausschließlich von Respekt, Gleichheit, Fürsorge und Zuneigung charakterisiert. So kommt es in den Erzählungen der Interviewten auch zu Konflikt, Konkurrenz und Vertrauensbrüchen. Doch Freundschaft als gesellschaftliches Leitbild und als subjektives Konzept entpuppte sich in der Tat als ein Ideal. Dort, wo es zu Brüchen und Verstößen gegen die idealtypischen Vorstellungen der Einzelnen kommt, steht daher auch immer in Frage, ob (noch) von einer Freundschaft die Rede sein kann oder man sich getäuscht habe (und eigentlich keine Freundschaft vorliege).

Die Versprechen, die im Material der Freundschaft zugeschrieben werden, entsprechen in vielerlei Hinsicht dem romantischen bzw. partnerschaftlichen Liebesideal: Dauerhafte und verlässliche Fürsorge, Offenheit und Ehrlichkeit der Gefühle, die Orientierung an individuellen Bedürfnissen, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, Kontingenz und Reflexivität (Lenz, 1998; Leupold, 1983). Das Leitbild von Freundschaft in der „neuen Mitte“ kann somit als Variante eines partnerschaftlichen Liebesideals verstanden werden. Dabei werden zentrale Aspekte des früheren *romantischen* Liebesideals aus ihrem ursprünglichen Kontext, in dem sie nicht (mehr) erfüllt werden können, entkoppelt – und stattdessen der Freundschaft zugeschrieben. Die These einer „Verzärtlichung der Freundschaft“ (Schobin, 2013, 130) lässt sich folglich also zuspitzen: Um genau zu sein, kommt es in den Erzählungen der Interviewten in meinem Material zu Tendenzen einer „Romantisierung“ der Freundschaft.

Gleichzeitig müssen die Versprechen, die der Freundschaft zugeschrieben werden, nie vollumfänglich eingelöst werden. Die Interviewten erzählen mit großer Selbstverständlichkeit von der Unterordnung ihrer Freundschaften unter Paar- und Familienbeziehungen in der praktischen Lebensführung: Dass sie mit ihren Freund_innen keine Elternschaft, keine Lebensplanung, keine gemeinsame wirtschaftliche Veranlagung, keine geteilte Sexualität und keinen (dauerhaften) gemeinsamen Haushalt anstreben, erzählen sie als ebenso notwendige wie entlastende Tatsache, weil es dadurch weniger Konflikt- und Trennungspotenzial gebe. Zwar wünschen sie sich in ihren Freundschaften sehr wohl höchstpersönliche Liebesanerkennung als ganze Person – und in diesem Sinne führen sie, streng genommen, keine „differenzierten Freundschaften“ (Simmel, 1997, 83): Sie wollen in einem umfassenden Sinne in ihrem Sosein angenommen werden, verschiedene Aspekte ihrer Individualität entwickeln und miteinander integrieren – und dabei einen kohärenten Selbst- und Lebensentwurf entfalten können. Doch gleichzeitig bleibt dieser Anspruch auf umfassende Anerkennung als ganze Person durch die Begrenzung der Freundschaft auf bestimmte Lebensbereiche beschränkt; er fungiert vor allem als imaginiertes Ideal denn als Praxis.

Dies ist schließlich die Grundlage der Konstruktion von Freundschaft als Sehnsuchtsort. Erst durch den hypothetischen Charakter der Versprechen kann die Hoffnung auf ihre Einlösung aufrecht erhalten werden. Weil die Einzelnen nicht existenziell darauf angewiesen sind, Sorgearbeit füreinander zu leisten, kön-

nen sie imaginieren, dass hier zwei konträre Wünsche miteinander versöhnt werden – oder zumindest zwei Wünsche, die in der kapitalistisch organisierten Gesellschaft im Gegensatz zueinander stehen: der Wunsch, frei von Zwang ein selbstbestimmtes Leben zu leben und gleichzeitig verlässlich und dauerhaft abgesichert und umsorgt zu sein. Mit Rössler (2017) könnte man auch sagen: In der Freundschaft erfahren die Einzelnen, dass Autonomie immer nur mit anderen möglich ist – eine Erfahrung, die ihnen in Paar- und Familienbeziehungen sowie im Erwerbsleben (etwa aufgrund mangelnder Selbstbestimmung oder mangelnder Sorge) oft verwehrt bleibt. Oder, wie Hark (2021) es ausdrückt: „Frei ist, wer sich mit anderen verbinden und an der sozialen Praxis einer Gemeinschaft teilnehmen kann“ (186). Freiheit und Gemeinschaft, Fürsorge und Autonomie, fallen in der Freundschaft schließlich in eins und werden als wechselseitige Bedingungen anstatt als Gegensätze erlebt. Nicht zuletzt nährt die Freundschaft deshalb auch die Hoffnung nach gesellschaftlichen Verhältnissen, in der dieser Wunsch mehr als nur ein Sehnsuchtsort ist.

Am Ende einer Forschungsarbeit gilt es, den Blick auf die Ergebnisse und deren fachliche und gesellschaftspolitische Implikationen zu richten. Welche Mechanismen der Konstruktion und Vergeschlechtlichung von Freundschaft habe ich identifiziert und welche Impulse liefern meine Ergebnisse für die soziologische Erforschung von Freundschaften und deren zeitgenössischen Wandel? Ich reflektiere auch die Grenzen meiner Arbeit kritisch: Was sind zentrale Begrenzungen der Untersuchung – und welche Forschungsfragen sind in Zukunft noch zu bearbeiten? Zuletzt gebe ich einen gesellschaftspolitischen Ausblick und diskutiere, was sich aus meinen Ergebnissen für eine Politik der Freundschaft ableiten lässt.

5.1 Zusammenfassung wesentlicher Ergebnisse

Anhand von 24 teil-narrativen, leitfadengestützten Paar- und Einzelinterviews mit acht Freundschaftspaaren in der „Rush Hour“ des Lebens habe ich in gegenwartsanalytischer Absicht untersucht, wie enge Zweierfreundschaften im Milieu der „neuen Mitte“ hergestellt – geknüpft, aufrecht erhalten, gestaltet, erlebt und als solche gedeutet – werden und welche Rolle dabei das heteronormativ verfasste Geschlechterverhältnis spielt. Ausgangspunkt bildeten sozialtheoretische Ansätze zu persönlichen Beziehungen, eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Liebe und ein materialistischer, sozialkonstruktivistischer und interaktionistischer Zugang zu Geschlecht. Ich habe im Stil der Grounded Theory geforscht, entsprechend meiner sozialtheoretischen Verortung im Pragmatismus und symbolischen Interaktionismus.

Das Sample war zunächst fokussiert auf dyadische Freundschaften zwischen Männern und Frauen, da ich davon ausging, dass sie in besonderem Maße mit Heteronormativität konfrontiert sind. In Freundschaften ist Gleichgeschlechtlichkeit die Norm – ungleichgeschlechtliche Freundschaften gelten hingegen als Abweichung. Während meiner Auswertung wurde jedoch deutlich, dass nicht nur Freundschaften zwischen Männern und Frauen vergeschlechtlicht sind, sondern dass das Geschlechterverhältnis auch die Struktur und Bedeutung von Freundschaft *selbst* prägt. Ich entschied daher, die Fallauswahl auszuweiten und auch

andere Konstellationen in den Blick zu nehmen. Ferner standen Menschen mit hohem Bildungsniveau und mittlerem ökonomischem Kapital, die im urbanen Raum leben, im Mittelpunkt, da ich sie als Vertreter_innen einer neuen Mittelschicht einordnete. Zum Zeitpunkt der Interviews waren meine Gesprächspartner_innen zwischen 28 und 48 Jahren alt.

Zentrales Ergebnis der Arbeit ist, dass enge Zweierfreundschaften in diesem Milieu der „neuen Mitte“ als Sehnsuchtsort *jenseits* der gesellschaftlichen Verhältnisse von „Liebe“ und „Arbeit“ gedeutet werden. Gleichwohl wurde Freundschaft in Abgrenzung von und Integration mit diesen Beziehungen hergestellt und erwies sich somit gar nicht als unabhängig von ihnen. Verschiedene Aspekte liegen dieser These zugrunde: Die Rekonstruktion von Freundschaft als Aushandlungsprozess, eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Freundschaft, der Fokus auf das Milieu der „neuen Mitte“ sowie die Verwendung von Paarinterviews.

Ich habe zunächst ein Modell entwickelt, welches die Herstellung von Freundschaft als iterativ-zyklischen Aushandlungsprozess über verschiedene Phasen und entlang vier zentraler Dimensionen – „Fürsorge“, „Authentizität“, „Autonomie“ und „Flexibilität“ – beschreibt. Gesellschaftliche Normen und Institutionen sowie individuelle Wünsche, Bedürfnisse und Einstellungen bilden ein komplexes Spannungsfeld, vor dessen Hintergrund die Einzelnen Freundschaft herstellen. Dabei müssen sie die vier Dimensionen in ihrer Freundschaftspraxis, in ihren Freundschaftskonzepten sowie im gesellschaftlichen Leitbild austarieren und in ihrem „Doing Friendship“ beständig (neu) verhandeln.

Der Rückgriff auf die Handlungstheorie der „ausgehandelten Ordnung“ (Strauss, 1978, 1993) sowie philosophische Perspektiven auf Sozialkonstruktivismus (Haslanger, 2012) haben mir bei der Modellbildung erlaubt, individuelles Handeln und gesellschaftliche Strukturen als systematisch aufeinander bezogen zu verstehen, anstatt ihr Verhältnis in eine der beiden Richtungen aufzulösen. Freundschaft ist demnach – auf der individuellen wie auf der gesellschaftlichen Ebene – nicht als statisches Gebilde, sondern als Produkt vorheriger Aushandlungen zu verstehen, als „ausgehandelte Ordnung“. Frühere Aushandlungen treten künftigen Aushandlungen als handlungsrahmende Struktur gegenüber. Dieser Prozess wiederholt sich in einem endlosen Kreislauf. Dabei zeigen sich signifikante Rückkopplungseffekte: Freundschaften sind zu großen Teilen so, wie sie sind, aufgrund dessen, was ihnen zugeschrieben wird. Die Einzelnen sehen sich in ihrer Praxis etwa mit der Zuschreibung konfrontiert, dass Freundschaft eine von Paar und Familie verschiedene Beziehungsform ist, und reagieren darauf mit ihrem eigenen Beziehungsentwurf. Auch wenn Freundschaften sich als weniger stark institutionalisiert erwiesen als Paar- und Familienbeziehungen, stellen sie dennoch eine *Realität sui generis* dar.

Ich habe ferner eine geschlechtersoziologische Perspektive auf Freundschaft entwickelt. Dabei habe ich Geschlecht als ein sozial konstituiertes Verhältnis betrachtet, das eng verwoben ist mit der gesellschaftlichen (Re-)Produktionsweise.

Diese Perspektive weitet den Blick darauf, dass sich die Vergeschlechtlichung von Freundschaft nicht nur in Geschlechterunterschieden, etwa zwischen Männer- und Frauenfreundschaften, zeigt. Im Sinne einer „Doing Gender“-Perspektive habe ich stattdessen die Prozesse der *Unterscheidung* in den Blick genommen, anhand derer Geschlecht als gesamtgesellschaftliches und allumfassendes Verhältnis erkennbar wird. Damit knüpfe ich an den Ansatz von Cronin (2015) an: „Rather than asking if women and men ‚do friendships differently‘, I analyse how friendships ‚do‘ gender and sexualities“ (1167) – und, so füge ich hinzu, wie Geschlecht Freundschaft ‚tut‘.

In den Erzählungen der Interviewten werden Freundschaften mittels ambivalenter Grenzziehungsarbeit gegenüber Paarbeziehung und Familie hergestellt. Sex fungiert dabei als symbolische Grenze, die es herzustellen gilt. Ihr wird eine Katalysatorwirkung für die Paar- und Familienwerdung zugeschrieben. Was Freundschaft auf einer Ebene der ‚dichten‘ Beschreibung von traditionellen Paar- und Familienkonzeptionen unterscheidet, ist der Grad der Inklusion: Während die Liebe, selbst in modernen Beziehungsleitbildern, immer noch als „Totalität“ (Wimbauer, 2012, 108) gelten kann, die eine umfassende Vergemeinschaftung und die dauerhafte, verlässliche und unentlohnte Übernahme von Fürsorge in Aussicht stellt, ist dies in den Freundschaftskonzeptionen meiner Interviewpartner_innen nicht gegeben.

In meiner Arbeit habe ich mit der „neuen Mitte“ ein Milieu in den Blick genommen, das besonders individualisiert und enttraditionalisiert lebt. Die Orientierung an einem – eher freundschaftlichen – Ideal der Partnerschaftlichkeit ist in diesem Milieu besonders ausgeprägt (Koppetsch und Burkart, 1999; Koppetsch und Speck, 2015). Daher liegt es nahe, dass Freundschaften hier eine besonders wichtige Rolle spielen (vgl. Valtin und Fatke, 1997). Die These, dass die „neue Mitte“ als „Leitmilieu der Spätmoderne“ (Reckwitz, 2017, 9) die Lebensführung weiter Teile der Gesellschaft entscheidend prägt, machte diese Gruppe außerdem interessant für eine zeitdiagnostische Perspektive auf den Wandel von Freundschaften.

Freundschaften im Milieu der „neuen Mitte“ werden als Gegenwelt zur Arbeit und Liebe imaginiert: als Ort, an dem die als gegensätzlich empfundenen Ansprüche aus Erwerbsarbeit und privater Lebensführung miteinander vereinbart werden können, weil die Einzelnen sich hier selbstbestimmt und gleichzeitig umfassend abgesichert und umsorgt fühlen. Fürsorge und Autonomie fallen in den Deutungen der Interviewten zwar in eins, werden jedoch nur als Gefühle angerufen und müssen nicht umfassend in der Praxis unter Beweis gestellt werden. Weil Freundschaften durch Abgrenzung und Unterordnung unter Paar- und Familienbeziehungen konstituiert werden und die Interviewten sich *eben gerade nicht* dauerhaft miteinander vergemeinschaften, muss das Versprechen auf Fürsorge und Autonomie nie umfassend eingelöst werden.

Nicht zuletzt liefert die vorliegende Arbeit einen Beitrag zur method(olo-

g)ischen Erforschung von Paarinterviews. In der soziologischen Paarforschung sind Paarinterviews ein etabliertes Verfahren zur Datengewinnung, wenn intersubjektive Wirklichkeitskonstruktionen und das Paar als emergente Einheit im Fokus stehen (Wimbauer und Motakef, 2017a,b). Ich habe dieses Verfahren auf Freundschaften übertragen und gezeigt, dass Paarinterviews selbst dann gewinnbringend eingesetzt werden können, wenn der Grad der „Selbst-Institutionalisierung“ (Maiwald, 2009) schwächer ist als in Paarbeziehungen. Auch in Paarbeziehungen besteht eine hohe Varianz hinsichtlich der geteilten und konfligierenden Wirklichkeitskonstruktionen. Aufgrund der erforderlichen Einheitskonstitution treten Differenzen in Paarinterviews deutlich zutage. Sie eignen sich somit bestens für die Erforschung von Beziehungen, bei denen in stärkerem Maße von individuellen Wirklichkeitskonstruktionen ausgegangen werden muss. Einzelinterviews und egozentrierte Netzwerkkarten ergänzten die Erzählungen aus dem Paarinterview um individuelle Deutungen, um sie mit diesen zu kontrastieren und abzugleichen. Eine solche Kombination verschiedener Datentypen empfiehlt sich für die Erforschung von Beziehungen mit unterschiedlichen Graden der Nomos-Bildung.

Die übergeordnete These, dass Freundschaften als ein Sehnsuchtsort jenseits von Arbeit und Liebe imaginiert werden, lässt sich besonders vor dem Hintergrund einer zunehmenden Desillusionierung mit dem Ideal der romantischen Liebe verstehen. Aus Perspektive der Interviewten erwies sich „die romantische Liebe in ihrer ursprünglichen Form [als] nicht mehr lebbar“ (Burkart und Hahn, 1998, 25). Hoffnungslos mit Erwartungen und Ansprüchen überfrachtet halten viele von ihnen die Liebe für zum Scheitern verurteilt – und denken ihr Ende daher immer schon mit. Obwohl sie die Hoffnung auf die Erfüllung der romantischen Versprechen nicht gänzlich aufgeben wollen, muss diese Hoffnung doch beständig reflexiv bearbeitet und gezügelt werden. Paar- und Familienbeziehungen werden in diesem Kontext als konfliktuell und vergeschlechtlicht beschrieben, mit emotionaler wie ökonomischer Abhängigkeit assoziiert und bisweilen als Klausrophobie verursachender ‚Engraum‘ erzählt, in dem Verpflichtung statt Freiwilligkeit, Tabus statt Ehrlichkeit und Übergriffigkeit statt Diskretion dominieren. Die zunehmende Ökonomisierung der Liebe, in Form ihrer Kontraktualisierung und Kommodifizierung, tritt dabei ebenfalls zu Tage. Sie ist etwa die Grundlage für das spätmoderne Aufbrechen des Dauerhaftigkeitsversprechen und der zunehmenden Reflexivität der Liebe.

Galt die warme, behagliche Liebe einst als Gegenpol zur kühlen, rationalen Sphäre des Erwerbs – und damit zu universalistischen Medien wie Geld und Macht – scheint es, als habe die Liebe inzwischen die Seiten gewechselt. Weder kann sie Schutz und Halt liefern vor der äußeren Welt – etwa gegenüber dem Zwang zu Arbeit und Ausbeutung oder staatlichen Eingriffen in das persönliche Leben – noch ist sie im Inneren vor Konflikten, Gewalt und Unterdrückung gefeit (vgl. Wimbauer, 2021). Familie und Paarbeziehung sind dabei, aus Perspektive

der Interviewten, zunehmend von einer ökonomischen Logik der Bewertung infiziert. Aus soziologischer Perspektive mag dies wenig verwundern, weil Paar- und Familienbeziehungen schließlich immer schon eingebettet sind in gesellschaftliche Verhältnisse. Aus Perspektive der Einzelnen tut sich hier jedoch ein Abgrund auf: Die Hoffnungen der romantischen Liebe – einst die irdische „Nachreligion der Moderne“ (Beck und Beck-Gernsheim, 1990) – sind zutiefst enttäuscht worden.

Vor diesem Hintergrund, so scheint es, muss eine neue Projektionsfläche her, die für die Imagination einer Gegenwelt taugt. Obwohl die Freundschaft zunächst im „Rennen“ (Luhmann, 1994, 104) mit der Liebe ins Hintertreffen geraten war, zeigt sich nun ihr großer Moment: Vor dem Hintergrund enttäuschter Erwartungen erscheint sie als die ‚bessere Liebe‘ – und könnte, zumindest auf einer diskursiven Ebene, traditionelle Vorstellungen von Liebe ablösen. Wichtige Elemente des romantischen Ideals, etwa das Dauerhaftigkeitsversprechen, werden dabei in das zeitgenössische Freundschaftsideal integriert, ohne gleichzeitig die totale Vergemeinschaftung und die dauerhafte, verlässliche und unentlohnte Übernahme von Fürsorge daran zu knüpfen.

Während die Liebe zur Arbeit geworden ist, gilt die Freundschaft weiterhin (vornehmlich) als Spiel. Während Liebe „weh tut“ (Illouz, 2011b), „endet“ (Illouz, 2020) und von Arbeit „(z)ersetzt“ (Wimbauer, 2012) wird, machen Freundschaften Spaß und halten – so zumindest die Hoffnung der Interviewten – für immer. Diese Freundschaftskonstruktion spiegelt zwar nur bedingt die Realität wider, aber sie eignet sich bestens als Gegenpol zu Arbeit und Liebe, die in den Deutungen der Einzelnen längst nicht mehr in einem polaren Verhältnis zueinander stehen. Sie verspricht nicht nur eine Absicherung gegenüber den Notlagen der äußeren Welt, sondern soll schließlich auch diejenigen Leiden abfedern und beheben, die erst durch die romantische Liebe entstanden sind.

5.2 Begrenzungen und offene Forschungsfragen

Die in dieser Arbeit geleistete Analyse der Herstellung von Freundschaft als „ausgehandelte Ordnung“, systematisch differenziert nach Ebenen, Dimensionen und Phasen der Aushandlung sowie in ihrer Verwobenheit mit der Herstellung von Geschlecht, geht über bisher übliche qualitative Analysen von Freundschaft hinaus. In der Grounded Theory Methodologie gilt eine Theorie erst dann als gesättigt, wenn weder neues Material noch weitere Analysen zu neuen Ergebnissen führen (Strübing, 2014, 33). Der Sättigungsgrad meines Modells lässt sich als zufriedenstellend beschrieben, da das Grundgerüst zwar eine Vielzahl von Fällen abbilden kann, durch weitere Daten und Analysen jedoch inhaltlich angereichert, erweitert und verdichtet werden könnte. Ich spreche daher auch von einem Theorieentwurf. Ich halte das Modell für anschlussfähig in folgenden Hinsichten:

- Offenes Verständnis von Freundschaft

- Zeitliche Variabilität von Freundschaftspraxis und -konzept
- Interdependenz von intersubjektiver Praxis, individuellem (und intersubjektivem) Konzept und gesellschaftlichem Leitbild
- Anpassungsmöglichkeit durch Erweiterung der zentralen Bezüge
- Altersunabhängige Modellierung

Das Modell ist vor dem Hintergrund eines spezifischen Milieus entwickelt worden und hat in seinem Geltungsbereich daher Einschränkungen. Die vier Dimensionen könnten in anderen Untersuchungsgruppen etwa um weitere Bezüge ergänzt oder um bestehende verringert werden, da sie vermutlich ein milieuspezifisches Freundschaftskonzept widerspiegeln. Außerdem könnten die darin verhandelten Deutungen noch verstärkt zu Mustern verdichtet und in ihren Zusammenhängen expliziert werden.

Viele Aspekte können in einer stark vergleichenden und auf Modellbildung ausgerichteten Arbeit nicht berücksichtigt werden. So konnte ich weder der Komplexität des Einzelfalls Rechnung tragen noch die quantitative Verteilung der herausgearbeiteten Phänomene erforschen. Hierin zeigen sich folglich die in meinem Ansatz begründeten Grenzen der Untersuchung. Darüber hinaus stellt die Auswahl der Fälle und des konkreten Datenmaterials eine weitere Begrenzung meiner Arbeit dar.

Unter den Interviewten gibt es ein Bias zugunsten von Menschen im jungen und mittleren Erwachsenenalter, auch wenn dieses intendiert war. Spätere Alterskohorten und die Entwicklung von Freundschaften im Zeitverlauf sind nicht untersucht worden, wären jedoch höchst relevant, um Aushandlungen in ihrer Dynamik zu erfassen. Auch Phänomene wie der fortwährende Wandel und die Depriorisierung von Freundschaften im Lebensverlauf könnten mit Längsschnittdaten besser in den Blick genommen werden – zumal sich auch die Funktion von Freundschaften im Zeitverlauf wandelt. Im höheren Alter etwa ersetzen oder ergänzen sie angesichts von Trennung oder Verwitwung oftmals Paar- und Familienbeziehungen (vgl. Blau, 1961; Adams et al., 2000; Hahmann, 2013). Auch wenn die Freundschaften älterer Menschen nicht gänzlich unerforscht sind, wäre ihre Erforschung im individualisierten Milieu der „neuen Mitte“ besonders interessant, weil hier möglicherweise auch mittelfristig Lebensformen jenseits von Paar und Familie erprobt werden, etwa in gemeinschaftlichen Wohnprojekten.

Im Fokus der Untersuchung standen Menschen mit hohem Bildungsniveau und mittlerem ökonomischem Kapital, die im urbanen Raum leben. Grundlegend hierfür war die Annahme, dass Beziehungspraktiken und -ideale immer auch auf strukturelle Bedingungen verweisen und Freundschaften eine Milieuspezifität aufweisen. Die Ergebnisse meiner Untersuchung treffen folglich nur auf eine spezifische Gruppe zu und können nicht ohne Weiteres auf andere Milieus übertragen werden. Man mag darüber streiten, ob die „neue Mitte“ tatsächlich als Schlüsselmilieu der Spätmoderne gelten kann. Die Erforschung ihrer Beziehungskonzepte und -praktiken ist für sich genommen bereits aufschlussreich, um Freundschaften

in *einem* Teil der Gesellschaft zu verstehen. Inwiefern diese Konzepte und Praktiken auch andere Teile der Bevölkerung beeinflussen, wäre empirisch zu untersuchen. Dafür bräuchte es vergleichende Studien, die die Konzepte, Praktiken und Bedeutungen von Freundschaft in verschiedenen Milieus untersuchen und sie in ihrem Verweisungszusammenhang mit den materiellen und normativen Bedingungen der jeweiligen Gruppen analysieren. Ich möchte dennoch hervorheben, dass ich – trotz des Fokus auf ein spezifisches Milieu – ein relativ *breites* Sample erhoben und, im Sinne maximaler Kontraste, nicht nach sexueller Orientierung, Geschlecht, Paarbeziehung, Kohabitation oder anderen Marker der privaten Lebensführung unterschieden habe.

Mit dyadischen Beziehungen habe ich einen spezifischen *Typus* von Freundschaft fokussiert. Das Paarinterview nahm jeweils *eine* Zweierfreundschaft in den Blick, auch wenn in den Einzelinterviews andere Beziehungen ebenfalls thematisiert werden konnten. Aufgrund des strukturellen Moments der personellen Unersetzbarkeit betrachte ich Zweierbeziehungen als prototypische persönliche Beziehungen, die von besonderer Intimität gekennzeichnet sind (s. Abschnitt 2.1.2). Weil Intimität zentral für meine Freundschaftskonzeption ist, war meine Hoffnung, anhand von Zweierfreundschaften Grundlegendes über Freundschaft im Allgemeinen aussagen zu können.

Dennoch gibt es gute Gründe zu meinen, dass triadische, tetraedrische und anders strukturierte Freundschaften und Freundschaftsgruppen gänzlich eigene Dynamiken haben, die es wert wären, untersucht zu werden. Lewis (1960) zufolge soll Charles Lamb einmal gesagt haben, dass, wenn von drei Freund_innen A, B und C eine Person (A) stirbt, B und C nicht nur ihre Freundin A verlören, sondern auch denjenigen Teil im jeweils anderen, für den A verantwortlich gewesen war: „In each of my friends there is something that only some other friend can fully bring out“ (Lewis, 1960, 92). Diese grundlegende Einsicht über die wechselseitige Selbstkonstitution in Freundschaften habe ich in meinem Theorieentwurf aufgegriffen. Sie macht den Fokus auf Zweierbeziehungen jedoch umso komplizierter, weil auch diese, egal wie elementar sie sein mögen, stets in ein Beziehungsgefüge eingebettet sind.

Künftige Forschung könnte nicht nur anders strukturierte Freundschaften und Freundschaftsgruppen in den Blick nehmen, sondern auch unterschiedliche Methoden der Datengewinnung erproben. Das Instrument der egozentrierten Netzwerkkarte könnte noch stärker Verwendung finden und hinsichtlich seiner method(olog)ischer Grenzen und Potenziale für die qualitative Erforschung von Freundschaften diskutiert werden. Darüber hinaus gilt es, auch andere Formen von Datenmaterial in der Erforschung von Freundschaften zu berücksichtigen.

Mein Fokus auf enge, dyadische Freundschaften sowie die Selbstselektion der Interviewten könnten außerdem den Blick auf besonders gelingende Beziehungen verengt und das Phänomen der „Romantisierung“ verstärkt haben. Menschen mit gescheiterten oder emotional schwierigen Freundschaften werden sich

wohl kaum zu einem Paarinterview mit der (ehemals) befreundeten Person gemeldet haben. In der Tat sind besonders langjährige Freundschaften im Sample stark vertreten. Obwohl Flyer und Aushänge zur Akquise lediglich eine zweijährige Freundschaftsdauer stipulierten, kannten sich fast alle Freundschaftspaare (bis auf eine Dyade) seit über 15 Jahren. Es scheint, als könnte man nach zwei Jahren nur schwer von sich behaupten, „eng befreundet“ zu sein.

Als unproblematisch oder konfliktfrei erwiesen sich die untersuchten Freundschaften dennoch nicht. Das wussten die Interviewten selbst am Besten. So fügte Erika Ebert (#2) am Ende des Paarinterviews noch ein „Endstatement“ (2g/482) hinzu, um genau das zu verdeutlichen:

„Freundschaft ist halt nicht immer nur Friede Freude Eierkuchen. Sondern auch mal die schlechten Zeiten (...) Dass man versucht, immer da noch mal äh (1) äh (.) wenn es Probleme gibt in Auseinandersetzung zu gehen.“ (2g/482)

Das von mir entwickelte Modell verdeutlicht genau das: dass Freundschaft in der Praxis, entgegen der Deutung eines harmonischen Sehnsuchtsortes, vor allem bedeutet, in Auseinandersetzung mit signifikanten Anderen zu gehen (und zu bleiben). In den Paarinterviews kamen auch konflikthafte Interpretationen zutage, die dies veranschaulichten. Andere Freundschaften – geendete, unterbrochene und besonders konfliktreiche Freundschaften – kamen besonders in den Einzelinterviews zur Sprache. Diese Passagen habe ich intensiv ausgewertet, um die theoretische Überrepräsentation positiver Erzählungen auszugleichen. Dennoch bräuchte es dringend Studien, die genau dies fokussieren und Erzählungen über Eifersucht, Streit und die Bedingungen des Scheiterns in Freundschaften in den Blick nehmen, die insgesamt in der Forschungslandschaft weitestgehend vernachlässigt werden (mit Ausnahme von Smart et al., 2012; Eramian und Mallory, 2021).

Schließlich habe ich mit Geschlecht und Milieu zwei Dimensionen fokussiert, in die Freundschaften eingelassen sind. Wie etwa Eng (2010) zeigt, sind westliche Konzeptionen und Praktiken von Intimität fraglos auch rassifiziert (s. auch Abschnitt 2.1.2). Ich unterstelle nicht, dass Geschlecht die wichtigste Dimension für ein umfassendes soziologisches Verständnis von Freundschaften ist – oder dass ein solches erlangt werden könnte, ohne andere Dimensionen mit einzubeziehen. Dies ist lediglich der Punkt, an dem diese Arbeit angesetzt hat – in der Hoffnung, dabei Mittel und Erkenntnisse bereit zu stellen, die andere aufgreifen und weiterdenken können.

5.3 Gesellschaftspolitische Implikationen

Freundschaften sind nicht nur von essenzieller Bedeutung für die Einzelnen, sondern auch gesellschaftlich überaus relevant. In der Tat übernehmen sie angesichts der Erosion traditioneller Paar- und Familienbande oftmals *mehr* Verantwortung

und Fürsorge, als ihnen gemeinhin zugeschrieben wird. Das gesellschaftliche Leitbild von Freundschaft beginnt sich daher – aufgrund der wechselseitigen Bezogenheit von Struktur und Handeln, von individueller Praxis und gesellschaftlichem Ideal – allmählich zu verändern.

Forderungen nach mehr gesellschaftlicher Wertschätzung und rechtlicher Anerkennung für freundschaftliche Beziehungen sind im Zuge dessen lauter geworden. Ausgehend von der zentralen Bedeutung, die freundschaftliche Beziehungen schon seit langem für queere Communities besitzen – als „Wahlverwandtschaften“ jenseits traditioneller Paar- und Familienbande –, setzen sich LSBTIQ-Aktivist_innen und feministische Wissenschaftler_innen seit Jahren dafür ein, die rechtlichen Privilegien von Ehe und Verwandtschaft auf andere Nahbeziehungen auszuweiten. Ehegattensplitting, Krankheitstage und Erbschaftsrecht, so das Argument, sollten für alle signifikanten Anderen gelten. Hierfür bräuchte es klare Regelungen, die Freundschaften rechtlich etwa der ehelichen Lebensgemeinschaft gleichstellen.

Regierungen liberaler Gesellschaften greifen diesen Wunsch zunehmend auf. Während in Großbritannien und Frankreich die Verrechtlichung freundschaftlicher Beziehung im Anschluss an die (einst für gleichgeschlechtliche Paare eingeführten) Lebenspartnerschaft diskutiert wird, hat die Bundesregierung unter Kanzler Olaf Scholz im Koalitionsvertrag den Vorschlag einer sogenannten Verantwortungsgemeinschaft vorgelegt. In Zeiten, in denen herkömmliche Ehe- und Verwandtschaftsbeziehungen statistisch rückläufig sind, ist schließlich auch der Staat bestrebt, neue Wege zu finden, um Individuen in die Pflicht zu nehmen, im Privaten unentgeltlich füreinander zu sorgen. Diese Koinzidenz ist vielen in der Debatte nicht entgangen:

„As governments reduce welfare spending, they ought to be interested in relationship diversification. Modern citizens need more options in order to be able to act and manage their own care independently from kinship. In this way, citizens will become less reliant on the state and more self-reliant.“ (Gruver, 2017, 300)

Die hier zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, dass die Interessen von Staat und Subjekten, wie von allein, zusammenfallen könnten, ist verständlich. Doch übersieht sie, dass sich die Verrechtlichung freundschaftlicher Beziehungen – wie zuvor die Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen – als „ambivalentes Geschenk“ (Butler, 2012, 173) entpuppen könnte. Zwar würden Menschen mit freundschaftszentrierter Lebensweise nicht mehr gegenüber solchen diskriminiert, die paar- oder familienorientiert leben. Durch ein Institut wie die Verantwortungsgemeinschaft könnten sie womöglich lebenswichtige Rechtssicherheit gewinnen, worauf sie sich im Falle von Krankheit, Trennung oder Tod in ihren Nahbeziehungen verlassen könnten. Je nach Ausgestaltung des konkreten Vor-

schlags könnten sie ihren Nachnamen teilen, gemeinsam rechtlich verbindlich für ein Kind sorgen oder sich aufenthaltsrechtliche Titel zuteil werden lassen.

Die Ergebnisse meiner Arbeit lassen starke Zweifel an dieser Perspektive aufkommen. Es stellt sich die Frage, wie eine Verrechtlichung von Freundschaften der empfundenen Gleichzeitigkeit von Freiheit und Fürsorge Rechnung tragen würde. Rechtlich institutionalisierte Freundschaften könnten in Zukunft von denselben Problemen wie Paarbeziehungen befallen werden – weil nicht der rechtliche Status das Problem ist, sondern die widersprüchlichen gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen die Reproduktion der Einzelnen privat organisiert werden muss und dabei im konstanten Konflikt mit dem äußeren Zwang zum Erwerb und zum Einsparen von Zeit für die Reproduktion steht. Außerdem könnte eine Verrechtlichung von Freundschaften einem weiteren Abbau sozialstaatlicher Leistungen Vorschub leisten und als Legitimation herhalten, wenn diese dann – ganz im Sinne der Freiwilligkeit – von Freund_innen geleistet werden sollen. Ein solcher Versuch ist bereits im Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft angelegt, welches mit den Hartz IV-Gesetzen eingeführt wurde (vgl. Schobin, 2013). Die gegenwärtigen Reformvorschläge können in einer klaren Kontinuität mit diesen früheren sozialstaatlichen Vorstößen in den Bereich des Privaten verstanden werden.

Van Dyk und Haubner (2021) beschreiben aktuell eine Reorganisation des Kapitalismus hin zum „Community-Kapitalismus“. Dabei komme es zu einer Informalisierung und Deprofessionalisierung von Erwerbsarbeit sowie zur zunehmenden Ausbeutung von Posterwerbsarbeit. Aktivitäten in zivilgesellschaftlichen und freundschaftlichen Kontexten werden zu einer Ressource, zum Surrogat oder zur Ergänzung unbezahlter Sorgearbeit in der Familie sowie vormals sozialstaatlicher Leistungen. In eben diesem Zusammenhang lässt sich auch der Versuch einer Auf- und Verwertung von Freundschaften verorten. Die Diskurswende hin zu einer neuen Politik des Freundschaftlichen lässt sich somit auch über ihre machtstabilisierende Wirkung in Zeiten sich wiederholender Krisen des Kapitalismus deuten: Angesichts fortgesetzter Krisen der sozialen Reproduktion bedarf es schließlich neuer Erzählungen, um die Aktivierung privater Ressourcen zu fördern und zu verschleiern.

Die Hoffnung, dass Freundschaften immun gegenüber den Gefahren der Reifizierung und Kommodifizierung seien, könnte sich angesichts dieser Tendenzen als Trugschluss erweisen. In der Tat scheint ihre mangelnde Institutionalisierung – die immer auch eine fehlende Indienstnahme durch den Sozialstaat bedeutet – Grundlage eines besonders freiheitlichen Charakters zu sein, der für die Einzelnen spürbar ist und Sehnsüchte weckt. Doch keinesfalls ist gewährleistet, dass dies für immer so bleibt.

Enge Freundschaften wecken Sehnsüchte – insbesondere dann, wenn sie die Möglichkeit anderer gesellschaftlicher Verhältnisse und Beziehungsweisen aufzeigen. Feministische Theorie kann auf ähnliche Weise verstanden werden, als politische Bewegung, die andere gesellschaftliche Verhältnisse herbeiführen möchte

– „a political movement to transform the world beyond recognition“, wie Amia Srinivasan es in *The Right to Sex* (2021, xi) beschreibt – und von der Frage geleitet wird: „What would it be to end the political, social, sexual, economic, psychological and physical subordination of women? It answers: we do not know; let us try and see.“ (Srinivasan, 2021, xi).

Eine feministische Perspektive auf Freundschaft zu richten, bedeutet, eben diese Haltung auf Freundschaften zu übertragen: Was würde Freundschaft bedeuten, in einer Welt, die frei ist von Geschlechter- und Klassenverhältnissen, in der die (Re-)Produktionsweise der Einzelnen nicht auf Unterdrückung und Ausbeutung beruht?

We do not know. Let us try and see.

Literaturverzeichnis

- Adams, Rebecca G. (1985). People Would Talk: Normative Barriers to Cross-Sex Friendships for Elderly Women. *The Gerontologist*, 25(6), S. 605–611.
- Adams, Rebecca G. und Allan, Graham (1998). *Placing Friendship in Context*. Cambridge University Press.
- Adams, Rebecca G., Blieszner, Rosemary und de Vries, Brian (2000). Definitions of friendship in the third age: Age, gender, and study location effects. *Journal of Aging Studies*, 14(1), S. 117–133.
- Afifi, Walid A. und Faulkner, Sandra L. (2000). On Being ‚Just Friends‘: The Frequency and Impact of Sexual Activity in Crosssex Friendships. *Journal of Social and Personal Relationships*, 17(2), S. 205–222.
- Alberoni, Francesco (2016). *Friendship*. Leiden and Boston: Brill.
- Alcoff, Linda Martin (2005). *Visible identities: Race, gender, and the self*. Oxford: Oxford University Press.
- Allan, Graham (1979). *A Sociology of Friendship and Kinship*. London: Routledge.
- Allan, Graham (1989). *Friendship. Developing a Sociological Perspective*. London: Westview Press.
- Allensbach Institut für Demoskopie (2014). *Jacobs Studie 2014. Freunde fürs Leben. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Befragung*. Jacobs Studie. https://www.ifd-allensbach.de/fileadmin/studien/Jacobs_Freunde_fuers_Leben_2013.pdf (abgerufen am 24.7.2022).
- Allewelt, Erika (2013). *Die differenzierten Welten der Frauenfreundschaften: Eine Berliner Fallstudie*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Anderson, Elizabeth (1995a). Feminist Epistemology: An Interpretation and a Defense. *Hypatia*, 10(3), S. 50–84.
- Anderson, Elizabeth (1995b). Knowledge, Human Interests, and Objectivity in Feminist Epistemology. *Philosophical Topics*, 23(2), S. 27–58.
- Ariès, Philippe (1975). *Geschichte der Kindheit*. München: Hanser.
- Aristoteles (1986). *Nikomachische Ethik*. Stuttgart: Reclam.
- Arni, Caroline (2019). Jahrhunderte der Freundschaft – ein Essay. In: Stiehler, Steve, (Hg.), *Zur Zukunft der Freundschaft. Freundschaft zwischen Individualisierung und Auflösung*, S. 19–32. Berlin: Frank & Timme.
- Auhagen, Ann Elisabeth (1991). *Freundschaft im Alltag: Eine Untersuchung mit dem Doppeltagebuch*. Bern, Stuttgart: Hans Huber.
- Aukett, Richard, Ritchie, Jane und Mill, Kathryn (1988). Gender differences in friendship patterns. *Sex Roles*, 19(1/2), S. 57–66.
- Aulenbacher, Brigitte (2009). Die soziale Frage neu gestellt – Gesellschaftsanalysen der Prekarisierungs- und Geschlechterforschung. In: Castel, Robert und Dörre, Klaus, (Hg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, S. 65–77. Frankfurt a.M.: Campus.
- Bachmann, Laurence (2014). Female friendship and gender transformation. *European Journal of Women's Studies*, 21(2), S. 165–179.
- Badinter, Elisabeth (1981). *Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München: R. Piper & Co.
- Barrett, Michele (1983). *Women's Oppression Today: Problems in Marxist Feminist Analysis*. New York: Verso.
- BBC Food (2022). „Friendmas“. BBC. <https://www.bbc.co.uk/food/collections/friendmass> (abgerufen am 29.7.2022).
- Beck, Ulrich und Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990). *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Suhr-

- kamp.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998). *Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen*. München: Beck.
- Becker-Schmidt, Regina (1991). Individuum, Klasse und Geschlecht aus der Perspektive der Kritischen Theorie. In: Zapf, Wolfgang, (Hg.), *Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990*, S. 383–394. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Becker-Schmidt, Regina (2001a). Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: Soziale Dimensionen des Begriffs ‚Geschlecht‘. In: Hark, Sabine, (Hg.), *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, Kapitel Lehrbuchreihe zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, S. 108–120. Opladen: Leske + Budrich.
- Becker-Schmidt, Regina (2001b). Was mit Macht getrennt wird, gehört gesellschaftlich zusammen. Zur Dialektik von Umverteilung und Anerkennung in Phänomenen sozialer Ungleichstellung. In: Knapp, Gudrun-Axeli und Wetterer, Angelika, (Hg.), *Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, S. 91–131. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Becker-Schmidt, Regina, Knapp, Gudrun-Axeli und Rumpf, Mechthild (1981). Frauenarbeit in der Fabrik – Betriebliche Sozialisation als Lernprozeß? Über die subjektive Bedeutung der Fabrikarbeit im Kontrast zur Hausarbeit. *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie*, 14, S. 52–74.
- Becker-Schmidt, Regina, Knapp, Gudrun-Axeli und Schmidt, Beate (1984). *Eines ist zu wenig – beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik*. Bonn: Neue Gesellschaft.
- Behnke, Cornelia und Meuser, Michael (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen: Leske + Budrich.
- Behnke, Cornelia und Meuser, Michael (2013). „Aktive Vaterschaft“. Geschlechterkonflikte und Männlichkeitsbilder in biographischen Paarinterviews. In: Loos, Peter, Nohl, Arnd-Michael, Przyborski, Aglaja und Schäffer, Burkhard, (Hg.), *Dokumentarische Methode. Grundlagen – Entwicklungen – Anwendungen*, S. 75–91. Opladen: Barbara Budrich.
- Bell, Robert R. (1981). Friendships of Women and of Men. *Psychology of Women Quarterly*, 5, S. 402–417.
- Bellah, Robert N., Madsen, Richard, Sullivan, William M., Swidler, Ann und Tipton, Steven M. (1996). *Habits of the heart: individualism and commitment in American life: updated edition with a new introduction*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Benenson, Joyce F. (1990). Gender Differences in Social Networks. *Journal of Early Adolescence*, 10(4), S. 472–495.
- Berger, John (1972). *Ways of Seeing*. London: Penguin Books.
- Berger, Peter L. und Kellner, Hansfried (1965). Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit: Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. *Soziale Welt*, 16(3), S. 220–235.
- Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Berlant, Lauren und Warner, Michael (2005). Sex in der Öffentlichkeit. In: Haase, Mattias, Siegel, Marc und Wünsch, Michaela, (Hg.), *Outside. Die Politik queerer Räume*. Berlin: b_books.
- Bhattacharya, Kunal, Ghosh, Asim, Monsivais, Daniel, Dunbar, Robin I. M. und Kaski, Kimmo (2016). Sex differences in social focus across the life cycle in humans. *Royal Society Open Science*, 3.
- Bilecen, Başak (2014). *International Student Mobility and Transnational Friendships*. London: Palgrave Macmillan.
- Bisson, Melissa A. und Levine, Timothy R. (2009). Negotiating a friends with benefits relationship. *Archives of Sexual Behavior*, 38, S. 66–73.
- Blatterer, Harry (2015). *Everyday Friendships. Intimacy as Freedom in a Complex World*. London: Palgrave Macmillan.
- Blatterer, Harry (2018). Siegfried Kracauer’s Differentiating Approach to Friendship. *Journal of*

Historical Sociology.

- Blau, Zena Smith (1961). Structural Constraints on Friendships in Old Age. *American Sociological Review*, 26, S. 429–439.
- Blieszner, Rosemary und Adams, Rebecca G. (1992). *Adult Friendship*. Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Blumer, Herbert (1954). What is Wrong with Social Theory? *American Sociological Review*, 19(1), S. 3–10.
- Blumer, Herbert (1981). Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit 1+2*, S. 80–146. Wiesbaden: VS.
- Bock, Gisela und Duden, Barbara (1977). Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. *Frauen und Wissenschaft*, S. 118–200.
- Bohnsack, Ralf, Meuser, Michael und Geimer, Alexander, (Hg.) (2018). *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen, Toronto: Barbara Budrich.
- Boltanski, Luc und Chiapello, Eve (2003). *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Booth, Alan und Hess, Elaine (1974). Cross-Sex Friendship. *Journal of Marriage and Family*, 36, S. 38–47.
- Bourdieu, Pierre (2012). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Braff, Danielle (2021, 1.5.). From Best Friends to Platonic Spouses. *The New York Times*. <https://www.nytimes.com/2021/05/01/fashion/weddings/from-best-friends-to-platonic-spouses.html> (abgerufen am 23.07.2022).
- Brain, Robert (1976). *Friends and Lovers*. Glasgow: Hart-Davis MacGibbon.
- Brake, Elizabeth (2011). *Minimizing marriage: Marriage, morality, and the law*. New York: Oxford University Press.
- Braun, Christina von (2018). *Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte*. Berlin: Aufbau.
- Breuer, Franz, Muckel, Petra und Dieris, Barbara (2019). *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Brinkmann, Ulrich, Dörre, Klaus, Röbenack, Silke, Kraemer, Klaus und Speidel, Frederic (2006). Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Technical report, Friedrich-Ebert-Stiftung. Gesprächskreis Migration und Integration.
- Bröckling, Ulrich (2007). *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bruckner, Elke und Knaup, Karin (1993). Women's and Men's Friendships in Comparative Perspective. *European Sociological Review*, 9(3), S. 249–266.
- Budgeon, Shelley (2006). Friendship and Formations of Sociality in Late Modernity: the Challenge of ‚Post Traditional Intimacy‘. *Sociological Research Online*.
- Budgeon, Shelley (2008). Couple Culture and the Production of Singleness. *Sexualities*, 11(3), S. 301–325.
- Burkart, Günter (2017). *Soziologie der Paarbeziehung: Eine Einführung (Studentexte zur Soziologie)*. Wiesbaden: Springer VS.
- Burkart, Günter und Hahn, Kornelia (1998). Auf dem Weg zu einer Soziologie der Liebe. In: Burkart, Günter und Hahn, Kornelia, (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts: Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, S. 15–49. Wiesbaden: Leske + Budrich.
- Burzan, Nicole, Kohrs, Silke und Küsters, Ivonne (2014). *Die Mitte der Gesellschaft: Sicherer als erwartet?* Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Butera, K. J. (2008). ‚Neo-mateship‘ in the 21st century: Changes in the performance of Australian masculinity. *Journal of Sociology*, 44, S. 265–281.
- Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1993). *Bodies that Matter. On the diskursive limits of „sex“*. London und New York: Routledge.
- Butler, Judith (1997). *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Butler, Judith (2012). *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Caldwell, M. A. und Peplau, L. A. (1982). Sex differences in same-sex friendship. *Sex Roles*, 8(7), S. 721–732.
- Cancian, Francesca M. (1986). The feminization of love. *Signs*, 11(4), S. 692–709.
- Carnegie, Dale (2009). *How to Win Friends and Influence People*. New York: Simon and Schuster.
- Castel, Robert (2000). *Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Charmaz, Kathy (2005). Grounded Theory in the 21st Century: Applications for Advancing Social Justice Studies. In: Denzin, Norman K. und Lincoln, Yvonna S., (Hg.), *The Sage Handbook of Qualitative Research*, S. 507–535. Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Cocking, Dean und Kennett, Jeanette (1998). Friendship and the Self. *Ethics*, 108(3), S. 502–527.
- Cohen, Rachel Lara (2010). When it pays to be friendly: Employment relationships and emotional labour in hairstyling. *The Sociological Review*, 58(2), S. 197–218.
- Corbin, Juliet und Strauss, Anselm (2008). *Basics of Qualitative Research: Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Corbin, Juliet M. und Strauss, Anselm (1990). Grounded Theory Research: Procedures, Canons, and Evaluative Criteria. *Qualitative Sociology*, 13(1), S. 3–21.
- Costas, Jana (2012). „We Are All Friends Here“: Reinforcing Paradoxes of Normative Control in a Culture of Friendship. *Journal of Management Inquiry*, 21, S. 377–395.
- Cronin, Anne M. (2015). Gendering Friendship: Couple Culture, Heteronormativity and the Production of Gender. *Sociology*, 49, S. 1167–1182.
- Dannecker, Petra (2017). Globalisierung: Geschichte, Ansätze und Themen aus der Perspektive der Geschlechterforschung. In: Kortendiek, Beate, Riegraf, Birgit und Sabisch, Katja, (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, S. 1–10. Wiesbaden: Springer VS.
- Davidson, Arnold I. (2011). In praise of counter-conduct. *History of the Human Sciences*, 24(4), S. 25–41.
- De Beauvoir, Simone (2009). *The Second Sex*. New York: Vintage Books.
- Degele, Nina (2013). *Sich schön machen: zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Denzin, Norman K. (2010). Grounded Theory and the Politics of Interpretation. In: Bryant, Antony und Charmaz, Kathy, (Hg.), *The SAGE Handbook of Grounded Theory: Paperback Edition*, S. 454–471. London, Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Deppermann, Arnulf (2013). Interviews als Text vs. Interviews als Social Interaction. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 14(3), S. 61 Absätze.
- Derlega, Valerian J. und Winstead, Barbara A. (1986). *Friendship and Social Interaction*. New York: Spring-.
- Deutsch, Francine M. (2007). Undoing Gender. *Gender & Society*, 21(1), S. 106–127.
- Dickens, Wenda J. und Perlman, Daniel (1981). Friendship over the Life Cycle. In: Duck, S. und Gilmour, R., (Hg.), *Developing Personal Relations*, S. 91–122. New York: Academic Press.
- Dröge-Modelmog, Ilse (1987). Was heißt hier Liebe? Gedanken zu einem sozialen Massenphänomen. In: Mergner, Gottfried Dröge-Modelmog, Ilse, (Hg.), *Orte der Gewalt: Herrschaft und Macht im Geschlechterverhältnis*, S. 15–31. Opaten: Westdeutscher Verlag.
- Duck, Steve und Wright, Paul H. (1993). Reexamining gender differences in same-gender friendships: A close look at two kinds of data. *Sex Roles*, 28(11), S. 709–727.
- Duden, Barbara (2009). Arbeit aus Liebe–Liebe als Arbeit. Ein Rückblick. *Olympe. Feministische Arbeitshefte zur Politik*, 30, S. 16–26.
- van Dyk, Silke und Haubner, Tine (2021). *Community-Kapitalismus*. Hamburger Edition HIS.
- Eberhard, Hans-Joachim und Krosta, Arnold (2004). *Freundschaften im gesellschaftlichen Wandel. Eine qualitativ-psychoanalytische Untersuchung mittels Gruppendiskussionen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Ehrenreich, Barbara und Hochschild, Arlie Russell, (Hg.) (2003). *Global Woman: Nannies, Maids, and Sex Workers in the Economy*. New York: Metropolitan Books.
- Elkins, Leigh E. und Peterson, Christopher (1993). Gender differences in best friendships. *Sex*

- Roles*, 29(7-8), S. 497–508.
- Elliott, Karla (2016). Caring Masculinities. *Men and Masculinities*, 19, S. 240–259.
- Elsesser, Kim und Peplau, Letitia Anne (2006). The glass partition: Obstacles to cross-sex friendships at work. *Human Relations*, 59(8), S. 1077–1100.
- Eng, David L. (2010). *The Feeling of Kinship. Queer Liberalism and the Racialization of Intimacy*. Durham, London: Duke University Press.
- Eramian, Laura und Mallory, Peter (2021). Unclear endings: difficult friendships and the limits of the therapeutic ethic. *Families, Relationships and Societies*, 10(2), S. 359–373.
- Eve, Michael (2002). Is friendship a sociological topic? *European Journal of Sociology*, 43(3), S. 386–409.
- Faderman, Lillian (2001). *Surpassing the Love of Men*. New York: Quill.
- Faulstich, Werner (2007). Was heißt Freundschaft? Anatomie einer Beziehung aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Faulstich, Werner, (Hg.), *Beziehungskulturen*, S. 58–70. München: Fink.
- Federici, Silvia (1975). *Wages against housework*. Falling Wall Press Bristol.
- Federici, Silvia (2004). *Caliban and the Witch*. New York: Autonomedia.
- Felmlee, Diane, Sweet, Elizabeth und Sinclair, H. Colleen (2012). Gender Rules: Same- and Cross-Gender Friendships Norms. *Sex Roles*, 66, S. 518–529.
- Firestone, Shulamith (1970). *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution*. New York: William Morrow & Co.
- Fischer, Claude S. (1982). What Do We Mean by ‚Friend‘? An Inductive Study. *Social Networks*, 3, S. 287–306.
- Fischer, Claude S und Oliker, Stacey J (1983). A research note on friendship, gender, and the life cycle. *Social Forces*, 62(1), S. 124.
- Flick, Sabine (2013). *Leben durcharbeiten: Selbstsorge in entgrenzten Arbeitsverhältnissen*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Flick, Uwe (2018). Triangulation. In: Bohnsack, Ralf, Meuser, Michael und Geimer, Alexander, (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, S. 235–237. Opladen, Toronto: Barbara Budrich.
- Flood, Michael (2008). Men, Sex, and Homosexuality. How Bonds between Men Shape Their Sexual Relations with Women. *Men and Masculinities*, 10, S. 339–359.
- Foucault, Michel (1996). Friendship as a way of life. In: Rabinow, Paul, (Hg.), *The Essential Works of Foucault, Volume I, Ethics: Subjectivity and Truth*, S. 155–160. New York: New Press.
- Freeman, Elizabeth (2010). *Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories*. Durham, London: Duke University Press.
- Frevert, Ute (1986). *Frauen-Geschichte zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Fuhse, Jan A. (2009). The Meaning Structure of Social Networks. *Sociological Theory*, 27(1), S. 51–73.
- Füredi, Frank (2004). *Therapy Culture: Cultivating Vulnerability in an Uncertain Age*. Psychology Press.
- Gabb, Jacqui und Fink, Janet (2017). *Couple Relationships in the 21st Century*. London: Palgrave MacMillan.
- Galupo, M. Paz und Gonzalez, Kirsten A. (2013). Friendship Values and Cross-Category Friendships: Understanding Adult Friendship Patterns Across Gender, Sexual Orientation and Race. *Sex Roles*, 68, S. 779–790.
- Garfinkel, Harold (1967). *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Geertz, Clifford (1987). *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gibson, Margaret und Talaie, Golie (2018). Archives of Sadness: Sharing Bereavement and Generating Emotional Exchange Between Strangers on YouTube. In: Dobson, Amy Shields, Roberts, Brady und Carah, Nicholas, (Hg.), *Digital Intimate Publics and Social Media*, S. 281–298. Cham: Springer International Publishing.
- Giddens, Anthony (1984). *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration*.

- Cambridge: Polity Press.
- Giddens, Anthony (1991). *Modernity and self-identity*, Cambridge. Polity, 109.
- Giddens, Anthony (1992). *The Transformation of Intimacy: Sexuality, Love and Eroticism in Modern Societies*. Stanford: Stanford University Press.
- Giehl, Andju (2019). *Verpersönlichung der Sinnlichkeitskultur in weiblichen Sexualbiografien: Zur lebensgeschichtlichen Sexualität von Frauen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Gildemeister, Regine (2008). Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung. In: Becker, Ruth und Kortendiek, Beate, (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, S. 137–145. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Gildemeister, Regine und Hericks, Katja (2012). *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zu einer vertrackten Kategorie des Sozialen*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Gildemeister, Regine und Wetterer, Angelika (1992). Wie Geschlechter gemacht werden Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli und Wetterer, Angelika, (Hg.), *TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, S. 201–254. Kore.
- Gillespie, Brian Joseph, Lever, Janet, Frederick, David und Royce, Tracy (2015). Close adult friendships, gender, and the life cycle. *Journal of Social and Personal Relationships*, 32, S. 709–736.
- Gilmour, Robin und Duck, Steven, (Hg.) (1986). *Emerging Field of Personal Relationships*. Hillsdale, NJ: Lawrence Erlbaum Associates Inc.
- Glaser, Barney (1978). *Theoretical Sensitivity: Advances in the Methodology of Grounded Theory*. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Glaser, Barney (2012). No preconception: The dictum. *Grounded Theory Review. An international Journal*, 11(2).
- Glaser, Barney (2013). *No Preconceptions. The Grounded Theory Dictum*. Mill Valley, California: Sociology Press.
- Glaser, Barney und Strauss, Anselm (1967). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Glaser, Barney und Strauss, Anselm (1998). *Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung*. Göttingen: Hans Huber.
- Glaser, Barney G. (1965). The Constant Comparative Method of Qualitative Analysis. *Social Problems*, 12(4), S. 436–445.
- Glazer, Ilana und Jacobson, Abbi (Drehbuch), und Jasenovc, Nicholas, (Regie). (2017, 6.12.). „Friendiversary“ (Staffel 4, Folge 10) [Fernsehserie / Folge]. In *Broad City*. Comedy Central.
- Goedecke, Klara (2018). „Other Guys Don't Hang Out Like This“: *Gendered Friendship Politics Among Swedish, Middle-Class Men*. PhD thesis, Centrum för Genusvetenskap, Uppsala universitet.
- Goffman, Erving (1974). *Frame analysis: An essay on the organization of experience*. Boston: Northeastern University Press.
- Gottschall, Karin (2000). *Soziale Ungleichheit und Geschlecht: Kontinuitäten und Brüche, Sackgasen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs*. Opladen: Leske + Budrich.
- Gruver, Natascha (2017). Civil Friendship: A Proposal for Legal Bonds Based on Friendship and Care. In: *Conceptualizing Friendship in Time and Place*, S. 285–303. Brill.
- Günthner, Susanne (2006). Zwischen Scherz und Schmerz — Frotzelaktivitäten in Alltagsinteraktionen. In: Kotthoff, Helga, (Hg.), *Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung*, S. 81–108. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.
- Gysi, Jutta, (Hg.) (1989). *Familienleben in der DDR. Zum Alltag von Familie mit Kindern*. Berlin: Akademie.
- Gysi, Jutta und Meyer, Dagmar (1993). Leitbild: Berufstätige Mutter – DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig, Gisela und Nickel, Hildegard Maria, (Hg.), *Frauen in Deutschland. 1945 bis 1922*, S. 139–163. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Habermas, Jürgen (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hacker, Hanna, (Hg.) (1993). *Der Freundin?*, volume L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 4, Heft 1.

- Hacker, Helen Mayer (1981). Blabbermouths and clams: Sex differences in self-disclosure in same-sex and cross-sex friendship dyads. *Psychology of Women Quarterly*, 5(3), S. 385–401.
- Hacking, Ian (1988). Symposium papers, comments and an abstract: The sociology of knowledge about child abuse. *Noûs*, 17(2), S. 53–63.
- Hafen, Christopher A., Laursen, Brett, Burk, William J., Kerr, Margaret und Stattin, Håkan (2011). Homophily in stable and unstable adolescent friendships: Similarity breeds constancy. *Personality and Individual Differences*, 51, S. 607–612.
- Hahmann, Julia (2013). *Freundschaftstypen älterer Menschen: Von der individuellen Konstruktion der Freundschaftsrolle zum Unterstützungsnetzwerk*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hahn, Alois (1983). Konsensfiktionen in Kleingruppen: Dargestellt am Beispiel von jungen Ehen. In: Neidhardt, Friedhelm, (Hg.), (25), Kapitel Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft, S. 210–232. Westdeutscher-verlag.
- Hahn, Kornelia und Burkart, Günter (2000). *Grenzen und Grenzüberschreitungen der Liebe. Studien zur Soziologie intimer Beziehungen II*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Halatsis, P. und Christakis, N. (2009). The challenge of sexual attraction within heterosexuals' cross-sex friendship. *Journal of Social and Personal Relationships*, 26(6-7), S. 919–937.
- Halberstam, J. (2005). *In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York: NYU Press.
- Hall, Jeffrey A. (2011). Sex differences in friendship expectations: A meta-analysis. *Journal of Social and Personal Relationships*, 28(6), S. 723–747.
- Hark, Sabine (2020). Die Netzwerke des Lebens. *Frankfurter Rundschau*. [\(https://www.fr.de/wissen/netzwerke-lebens-13640296.html\(letzterZugriff4.1.2021\)\)](https://www.fr.de/wissen/netzwerke-lebens-13640296.html(letzterZugriff4.1.2021)) (abgerufen am 03.04.2020).
- Hark, Sabine (2021). *Gemeinschaft der Ungewählten. Umriss eines politischen Ethos der Kohabitation*. Berlin: Suhrkamp.
- Hartmann, Heidi I. (1979). The unhappy marriage of Marxism and feminism: Towards a more progressive union. *Capital & Class*, 3(2), S. 1–33.
- Haslanger, Sally (2012). *Resisting Reality*. Oxford: Oxford University Press.
- Haslanger, Sally (2017). The sex/gender distinction and the social construction of reality. In: Gary, Ann, Khader, Serene und Stone, Alison, (Hg.), *The Routledge Companion to Feminist Philosophy*, S. 157–167. New York: Taylor & Francis.
- Hausen, Karin (1976). Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner, (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen*, S. 363–393. Stuttgart: Klett.
- Henninger, Annette (2018). Wohlfahrtsstaat: feministische Aspekte zu wohlfahrtsstaatlichen Politiken. In: Kortendiek, Beate, Riegraf, Birgit und Sabisch, Katja, (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, S. 1–9. Wiesbaden: VS.
- Hirschauer, Stefan (2001). Das Vergessen des Geschlechts: Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41, S. 208–235.
- Hirschauer, Stefan (2016). Judith, Niklas und das Dritte der Geschlechterdifferenz: undoing gender und die Post Gender Studies. *GENDER-Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 8(3), S. 19–20.
- Hirschauer, Stefan, Hoffmann, Anika und Stange, Annkathrin (2015). Paarinterviews als teilnehmende Beobachtung. Präsenze Abwesende und zuschauende DarstellerInnen im Forschungsgespräch. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 16(3).
- Hochschild, Arlie (1997). *The time bind. When work becomes home and home becomes work*. New York: Holt.
- Honneth, Axel (1994). *Kampf um Anerkennung – Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*. Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2008). Einführung (zu Teil II. Freundschaft). In: Honneth, Axel und Rössler, Beate, (Hg.), *Von Person zu Person*, S. 143–147. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honneth, Axel (2011). *Das Recht der Freiheit: Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit*. Suhrkamp.
- Honneth, Axel und Rössler, Beate (2008). Einleitung: Von Person zu Person. Zur Moralität persönlicher Beziehungen. In: Honneth, Axel und Rössler, Beate, (Hg.), *Von Person zu Person*,

- S. 9–25. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hubbard, Phil (2011). *Cities and Sexualities*. London: Routledge.
- Illouz, Eva (1997). *Consuming the Romantic Utopia: Love and the Cultural Contradictions of Capitalism*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- Illouz, Eva (2007a). *Der Konsum der Romantik: Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Illouz, Eva (2007b). *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus: Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2004*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2008). *Saving the modern soul: Therapy, emotions, and the culture of self-help*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
- Illouz, Eva (2011a). *Die Errettung der modernen Seele – Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2011b). *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2015). Love, Friendship and Capital.
- Illouz, Eva (2018). *Wa(h)re Gefühle: Authentizität im Konsumkapitalismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Illouz, Eva (2020). *Warum Liebe endet. Eine Soziologie negativer Beziehungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jackson, Stevi (2006). Gender, sexuality and heterosexuality: the complexity (and limits) of heteronormativity. *Feminist theory*, 7(1), S. 105–121.
- Jamieson, Lynn (1998). *Intimacy. Personal Relationships in Modern Societies*. Oxford: Polity Press.
- Joas, Hans und Knöbl, Wolfgang (2004). *Sozialtheorie: Zwanzig einführende Vorlesungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Johnson, Fern L. und Aries, Elizabeth J. (1983). The talk of women friends. *Women's Studies International Forum*, 6, S. 353–361.
- Johnston, Lynda und Longhurst, Robyn (2009). *Space, Place, and Sex. Geographies of Sexualities*. New York: Rowman & Littlefield Publishers.
- Jurczyk, Karin (2014). Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin, Lange, Andreas und Thiessen, Barbara, (Hg.), *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist*, S. 50–70. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jurczyk, Karin, Lange, Andreas und Thiessen, Barbara (2014). *Doing Family. Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Jürgens, Kerstin (2010). Deutschland in der Reproduktionskrise. *Leviathan*, 38(4), S. 559–587.
- Kalmijn, Matthijs (2002). Sex segregation of friendship networks – Individual and structural determinants of having cross-sex friends. *European Sociological Review*, 18(1), S. 101–117.
- Kant, Immanuel (1902). Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: *Gesammelte Schriften*. Berlin.
- Katz, Jonathan (2005). *The Invention of Heterosexuality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kaufmann, Jean-Claude (1994). *Schmutzige Wäsche: Zur ehelichen Konstruktion von Alltag*. Konstanz: UVK.
- Keller, Reiner (2012). *Das Interpretative Paradigma: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kessler, Suzanne J. und McKenna, Wendy (1978). *Gender: An Ethnomethodological Approach*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Ketokivi, Kaisa (2012). The Intimate Couple, Family and the Relational Organization of Close Relationships. *Sociology*, 46, S. 473–489.
- Kimmel, Michael (2004). Masculinity as Homophobia: Fear, Shame, and Silence in the Construction of Gender Identity. In: Rothenberg, P. S., (Hg.), *Race, Class, and Gender in the United States: An Integrated Study*, S. 81–93. New York: Worth.
- Klein, Isabel (2020). Von der Arbeit, wie eine Freundin zu sein. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 45(4), S. 465–484.
- Koppetsch, Cornelia und Burkart, Günter (1999). *Die Illusion der Emanzipation Zur Wirksam-*

- keit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz: UVK.
- Koppetsch, Cornelia und Speck, Sarah (2014). Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist ... Coolness als Strategie männlichen Statuserhalts in individualisierten Paarbeziehungen. In: Behnke, Cornelia, Lengersdorf, Diana und Scholz, Sylka, (Hg.), *Wissen – Methode – Geschlecht: Erfassen des fraglos Gegebenen*, S. 281–298. Wiesbaden: Springer VS.
- Koppetsch, Cornelia und Speck, Sarah (2015). *Wenn der Mann kein Ernährer mehr ist – Geschlechterkonflikte in Krisenzeiten*. Berlin: edition suhrkamp.
- Kotthoff, Helga, (Hg.) (2006). *Scherzkommunikation. Beiträge aus der empirischen Gesprächsforschung*. Radolfzell: Verlag für Gesprächsforschung.
- Kracauer, Siegfried (1971). *Über die Freundschaft. Essays*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kruppa, Doreen (2013). Freundschaftszentrierte Lebensweisen und die Privilegierung der (hetero-) sexuellen Paarbeziehung und der Familie. In: Giebeler, Cornelia, Rademacher, Claudia und Schulze, Erika, (Hg.), *Intersektionen von race, class, gender, body. Theoretische Zugänge und qualitative Forschungen in Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit*, S. 135–150. Opladen: Barbara Budrich.
- Kruppa, Doreen (2020). »Mama-Papa-Kind, also ich glaube nicht, dass das genug ist für ein Kind« – Beziehungskonstellationen, Begründungsmuster und heteronormative Hürden für freundschaftszentrierte Lebensweisen mit Kindern. *Almut Peukert (Hg.): Elternschaft und Familie jenseits von Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit. Sonderheft*, 5, S. 172–187.
- Lamont, Michèle und Molnár, Virág (2002). The Study of Boundaries in the Social Sciences. *Annual Review of Sociology*, 28, S. 167–195.
- Lasser, Carol (1988). „Let Us Be Sisters Forever“: The Sororal Model of Nineteenth-Century Female Friendship. *Signs: Journal of Women in Culture and Society*, 14(1), S. 158–181.
- Lengersdorf, Diana und Meuser, Michael (2010). Wandel von Arbeit — Wandel von Männlichkeiten. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 35(2), S. 89–103.
- Lenz, Karl (1998). Romantische Liebe – Ende eines Beziehungsideals? In: Burkart, Günter und Hahn, Kornelia, (Hg.), *Liebe am Ende des 20. Jahrhunderts: Studien zur Soziologie intimer Beziehungen*, S. 65–85. Wiesbaden: Leske + Budrich.
- Lenz, Karl (2009). *Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Leupold, Andrea (1983). Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen. *Zeitschrift für Soziologie*, 12(4), S. 297–327.
- Leuschner, Vincenz und Schobin, Janosch (2016). Methoden der Freundschaftsforschung. In: Schobin, Janosch, Leuschner, Vincenz, Flick, Sabine, Alleweldt, Sabine, Heuser, Eric Anton und Brandt, Agnes, (Hg.), *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*, S. 55–69. Bielefeld: transcript.
- Lévi-Strauss, Claude (1992). *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*. Suhrkamp.
- Levine, Philippa (1990). Love, friendship, and feminism in later 19th-century England. *Women's Studies International Forum*, 13(1-2), S. 63–78.
- Lewis, C.S. (1960). *The Four Loves*. New York: Harcourt Brace Jovanovich.
- Lewis, Jane (2004). Auf dem Weg zur „Zwei-Erwerbstätigen“-Familie. In: Leitner, Sigrid, Ostner, Ilona und Schratzenstaller, Margit, (Hg.), *Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell?*, S. 62–84. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Linek, Leoni (2017). In aller Freundschaft. Doppelrezension von Harry Blatterer ‚Everyday Friendships: Intimacy as Freedom in a Complex World‘ und Janosch Schobin et al. ‚Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie‘. *Soziopolis*, S. 16.05.2017.
- Lipman-Blumen, Jean (1976). Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions. *Signs*, 1(3), S. 15–31.
- Löffler, Lorenz G. (2002). Wieso ist Inzest tabu? In: *Aussaaten: Ethnologische Schriften*, S. 361–376. Zürich: Argonaut.
- Luhmann, Niklas (1982). *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1984). *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a.M.:

- Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1994). *Liebe als Passion: Zur Codierung von Intimität (suhrkamp taschenbuch wissenschaft)*. Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995). Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum. In: *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, S. 125–141. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft, Band I und II*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutz, Helma (2007). *Vom Weltmarkt in den Privathaushalt: die neuen Dienstmädchen im Zeitalter der Globalisierung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Maiwald, Kai-Olaf (2009). Paarbildung als Selbst-Institutionalisierung. Eine exemplarische Fallanalyse. *sozialer sinn*, 10(2), S. 283–315.
- Maiwald, Kai-Olaf (2010). Vom Schwinden der Väterlichkeit und ihrer bleibenden Bedeutung: Familiensoziologische Überlegungen. In: Thomä, Dieter, (Hg.), *Vaterlosigkeit: Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*, S. 251–268. Berlin: Suhrkamp.
- Maiwald, Kai-Olaf und Sürig, Inken (2018). *Mikrosoziologie: Eine Einführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Manske, Alexandra und Pühl, Katharina, (Hg.) (2010). *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung: Geschlechtertheoretische Bestimmungen*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Marcus, Sharon (2009). *Between Women: Friendship, Desire, and Marriage in Victorian England*. Princeton University Press.
- Márkus, Maria R. (2010). Lovers and Friends: ‚Radical Utopias‘ of Intimacy? *Thesis Eleven*, 101, S. 6–23.
- Marquardsen, Kai (2012). *Aktivierung und soziale Netzwerke. Die Dynamik sozialer Beziehungen unter dem Druck der Erwerbslosigkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mason, Jennifer (2002). *Qualitative Researching*. London, Thousand Oaks, New Delhi: SAGE.
- Matt, Iris und Stüttgen, Malte (2014). *Gleich und gleich gesellt sich gern? Homophilie und Freundschaft*. Marburg: Tectum.
- Mauss, Marcel (1990). *Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mayer, Gesa (2021). Polyamorie. In: Haller, Lisa Yashodhara und Schlender, Alicia, (Hg.), *Handbuch Feministische Perspektiven auf Elternschaft*, S. 597–607. Opladen: Barbara Budrich.
- McPherson, Miller, Smith-Lovin, Lynn und Brashears, Matthew E (2006). Social isolation in America: Changes in core discussion networks over two decades. *American sociological review*, 71(3), S. 353–375.
- McPherson, Miller, Smith-Lovin, Lynn und Cook, James M. (2001). Birds of a feather: Homophily in Social Networks. *Annual Review of Sociology*, 27, S. 415–444.
- Mead, George Herbert (1973). *Geist, Identität und Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Monsour, Michael (1992). Meanings of Intimacy in Cross- and Same-Sex Friendships. *Journal of Social and Personal Relationships*, 9, S. 277–295.
- Monsour, Michael (2002). *Women and Men as Friends: Relationships Across the Life Span in the 21st Century*. Mahwah, New Jersey: Lawrence Erlbaum Associates.
- de Montaigne, Michel (1999). Über die Freundschaft. In: Eichler, Klaus-Dieter, (Hg.), *Philosophie der Freundschaft*, S. 83–97. Leipzig: Reclam.
- Morgan, David H. G. (2011). Locating ‚Family Practices‘. *Sociological Research Online*, 16(4), S. 174–182.
- Motakef, Mona (2015). *Prekarisierung*. Bielefeld: transcript.
- Mückenberger, Ulrich (2010). Krise des Normalarbeitsverhältnisses – ein Umbauprogramm. *Zeitschrift für Sozialreform*, 56, S. 403–420.
- Müller-Jentsch, Walther (2017). Freundschaftssoziologie – eine neue Bindestrich-Soziologie. *Soziologische Revue*, 40, S. 356–368.
- Nachtwey, Oliver (2016). *Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Nardi, Peter M. (1999). *Gay Men's Friendships: Invincible Communities*. Chicago, London: University of Chicago Press.

- Nave-Herz, Rosemarie, (Hg.) (2002). *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland: Eine zeitgeschichtliche Analyse*. Stuttgart: Lucius & Lucius DE.
- Nehamas, Alexander (2016). *On Friendship*. New York: Basic Books.
- Nietzsche, Friedrich (1999). Freundschaft als Vorgefühl des Übermenschlichen. In: Eichler, Klaus-Dieter, (Hg.), *Philosophie der Freundschaft*, S. 150–159. Leipzig: Reclam.
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1994). *Freundschaft. Zur Thematisierung einer vernachlässigten soziologischen Kategorie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Nötzoldt-Linden, Ursula (1998). Freundschaftsmuster. In: Eickenrodt, Sabine, Rapisarda, Cettina und Pott, Ute, (Hg.), *Querelles. Jahrbuch für Frauenforschung 1998*, S. 105–124. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Oliker, Stacey J (1989). *Best Friends and Marriage. Exchange Among Women*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press.
- O'Meara, J. Donald (1989). Cross-sex friendship: Four basic challenges of an ignored relationship. *Sex Roles*, 21(7/8), S. 525–543.
- Orth-Gomér, Kristina, Rosengren, Annika und Wilhelmsen, Lars (1993). Lack of social support and incidence of coronary heart disease in middle-aged Swedish men. *Psychosom Med*, 55(1), S. 37–43.
- Pahl, Ray (2000). *On Friendship*. Cambridge: Polity Press.
- Paine, Robert (1974). An Exploratory Analysis in ‚Middle-Class‘ Culture. In: Leyton, Elliott, (Hg.), *The Compact: Selected Dimensions of Friendship*. Institute of Social and Economic Research.
- Parker, Sandra und de Vries, Brian (1993). Patterns of Friendship for Women and Men in Same and Cross-Sex Relationships. *Journal of Social and Personal Relationships*, 10, S. 617–626.
- Pedersen, Vivi Bach und Lewis, Suzan (2012). Flexible friends? Flexible working time arrangements, blurred work-life boundaries and friendship. *Work, employment and society*, 26(3), S. 464–480.
- Peuckert, Rüdiger (2012). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Pieper, Marianne und Bauer, Robin (2005). Polyamory & Mono-Normativität. Ergebnisse einer empirischen Studie über nicht-monogame Lebensformen. . In: Méritt, Laura, Bührmann, Traude und Schefzig, Nadja Boris, (Hg.), *Mehr als eine Liebe. Polyamouröse Beziehungen*. Berlin, S. 59–69. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Preston, John und Lowenthal, Michael (1996). *Friends and Lovers: Gay Men Write About Families They Create*. New York: Plume.
- Priehl, Bianca und Ziegler, Armin (2016). Machtvolle Grenzen als konstitutive Momente des Sozialen. In: *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, S. 1–16. Wiesbaden: Springer VS.
- Przyborski, Aglaja und Wohlrab-Sahr, Monika (2014). *Qualitative Sozialforschung: ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg.
- Przyborski, Aglaja und Wohlrab-Sahr, Monika (2021). *Qualitative Sozialforschung*. München: Oldenbourg.
- Rawlins, William K. (2009). *The Compass of Friendship: Narratives, Identities, and Dialogues*. London: SAGE.
- Raymond, Janice G. (1986). *A Passion for Friends: Toward a Philosophy of Female Affection*. Boston: Beacon Press.
- Reckwitz, Andreas (2006). *Das hybride Selbst. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrück.
- Reckwitz, Andreas (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin: Suhrkamp.
- Reeder, Heidi (2000). ‚I like you ...as a friend‘: The role of attraction in cross-sex friendship. *Journal of Social and Personal Relationships*, 17(3), S. 329–348.
- Reeder, Heidi (2017). ‚He’s Like a Brother‘: The Social Construction of Satisfying Cross-Sex Friendship Roles. *Sexuality & Culture*, 21, S. 142–162.
- Reza, Yasmina (1996). *Kunst*. Lengwil: Libelle.

- Rich, Adrienne (1980). Compulsory heterosexuality and lesbian existence. *Signs: Journal of women in culture and society*, 5(4), S. 631–660.
- Risman, Barbara J. (2009). From Doing To Undoing: Gender as We Know It. *Gender & Society*, 23(1), S. 81–84.
- Rose, Suzanna M. (1985). Same- and cross-sex friendships and the psychology of homosociality. *Sex Roles*, 12, S. 63–74.
- Roseneil, Sasha (2004). Why we should Care about Friends: An Argument for Queering the Care Imaginary in Social Policy. *Social Policy and Society*, 3(4), S. 409–419.
- Roseneil, Sasha (2006). Foregrounding Friendship. In: Davis, Kathy, Evans, Mary und Lorber, Judith, (Hg.), *Handbook of Gender and Women's Studies*, S. 322–341. London: SAGE.
- Roseneil, Sasha und Budgeon, Shelley (2004). Cultures of Intimacy and Care beyond ‚the Family‘: Personal Life and Social Change in the Early 21st Century. *Current Sociology*, 52(2), S. 135–159.
- Roseneil, Sasha, Crowhurst, Isabel, Hellesund, Tone, Santos, Ana Cristina und Stoilova, Mariya (2020). *The Tenacity of the Couple-Norm: Intimate citizenship regimes in a changing Europe*. London: UCL Press.
- Rössler, Beate (2017). *Autonomie – Ein Versuch über das gelungene Leben*. Berlin: Suhrkamp.
- Rubin, Lillian B. (1985). *Just Friends. The Role of Friendship in Our Lives*. New York: Harper & Row Publishers.
- Rusconi, Alessandra und Wimbauer, Christine (2013). Paare und Ungleichheit(en) – eine Einleitung. In: Rusconi, Alessandra und Wimbauer, Christine, (Hg.), *Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung: GENDER Sonderheft 2*, S. 10–36. Opladen: Barbara Budrich.
- Sanyal, Mithu M. (2016). *Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Sargent, Diana (2013). *American Masculinity and Homosocial Behavior in the Bromance Era*. PhD thesis, Georgia State University.
- Sattel, Jack W. (1976). The Inexpressive Male: Tragedy or Sexual Politics? *Social Problems*, 23(4), S. 469–477.
- Schelsky, Helmut (1960). *Wandlungen der Deutschen Familie in der Gegenwart*. Stuttgart: Enke Verlag.
- Schimank, Uwe, Mau, Steffen und Groh-Samberg, Olaf (2014). *Statusarbeit unter Druck? Zur Lebensführung der Mittelschichten*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Schinkel, Andreas (2003). *Freundschaft. Von der gemeinsamen Selbstverwirklichung zum Beziehungsmanagement – Die Verwandlungen einer sozialen Ordnung*. Freiburg/München: Karl Alber.
- Schmidt, Johannes F.K. (1997). Paradigm Lost? Für eine Soziologie der Freundschaft. *Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erwägungskultur*, 8, S. 52–54.
- Schobin, Janosch (2011). Sorgende Freunde. Nichtverwandtschaftliche Beziehungen als Familienersatz. *Blätter der Wohlfahrtspflege*, 1, S. 7–9.
- Schobin, Janosch (2013). *Freundschaft und Fürsorge: Bericht über eine Sozialform im Wandel*. Hamburg: Hamburger Edition HIS.
- Schobin, Janosch, Leuschner, Vincenz, Flick, Sabine, Alleweldt, Erika, Heuser, Eric Anton und Brandt, Agnes (2016a). Abschluss: Das Rätsel der Freundschaft – ein Lösungsvorschlag. In: Schobin, Janosch, Leuschner, Vincenz, Flick, Sabine, Alleweldt, Erika, Heuser, Eric Anton und Brandt, Agnes, (Hg.), *Freundschaft heute: Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*, S. 197–202. Bielefeld: transcript.
- Schobin, Janosch, Leuschner, Vincenz, Flick, Sabine, Alleweldt, Sabine, Heuser, Eric Anton und Brandt, Agnes (2016b). Einleitung: Die Aktualität der Freundschaft. In: *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Schobin, Janosch, Leuschner, Vincenz, Flick, Sabine, Alleweldt, Sabine, Heuser, Eric Anton und Brandt, Agnes (2016c). *Freundschaft heute. Eine Einführung in die Freundschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Scholz, Sylka (2009). Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Aulenbacher, Brigitte und Wetterer, Angelika, (Hg.), *Arbeit: Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, S. 82–99. Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Scholz, Sylka (2013). Liebe und Elternschaft auf Dauer? Zusammenfassende Auswertung der Ratgeberanalysen und weiterführende Forschungsfragen. In: Scholz, Sylka, Lenz, Karl und Dreßler, Sabine, (Hg.), *In Liebe verbunden. Zweierbeziehungen und Elternschaft in populären Ratgebern von den 1950ern bis heute*, S. 299–339. Bielefeld: transcript.
- Schubert, Klaus und Klein, Martina (2020). *Das Politiklexikon*. Bonn: Dietz.
- Schütz, Alfred (1972a). *Gesammelte Aufsätze I: Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Schütz, Alfred (1972b). *Gesammelte Aufsätze II: Studien zur soziologischen Theorie*. Den Haag: Martinus Nijhoff.
- Schütze, Fritz (1982). Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit. In: Lämmert, Eberhard, (Hg.), *Erzählforschung. Ein Symposium*, S. 568–590. Stuttgart: Metzler.
- Schütze, Yvonne (1991). *Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“*. Bielefeld: Kleine.
- Schütze, Yvonne und Lang, Frieder R. (1993). Freundschaft, Alter Geschlecht. *Zeitschrift für Soziologie*, 22(3), S. 209–220.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1985). *Between men: English literature and male homosocial desire*. New York: Columbia University Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1990). *Epistemology of the Closet*. Berkeley & Los Angeles: University of California Press.
- Seidman, Steven (2005). From the Polluted Homosexual to the Normal Gay: Changing Patterns of Sexual Regulation in America. In: Ingraham, Chrys, (Hg.), *Thinking Straight. The Power, the Promise and the Paradox of Heterosexuality*, S. 39–62. New York und Oxford: Routledge.
- Simmel, Georg (1902a). The Number of Members as Determining the Sociological form of the Group. I. *American Journal of Sociology*, 8(1), S. 1–46.
- Simmel, Georg (1902b). The Number of Members as Determining the Sociological form of the Group. II. *American Journal of Sociology*, 8(2), S. 158–196.
- Simmel, Georg (1985). Psychologie der Koketterie. In: *Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter*, S. 187–199. Frankfurt a.M.t.
- Simmel, Georg (1992). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1993). Die Gesellschaft zu zweien. In: *Gesamtausgabe, Band 8. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908, Bd. II, S. 348–354*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simmel, Georg (1997). *Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 Band II*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Skeggs, Beverley (2002). *Formations of Class and Gender: Becoming Respectable*. London: SAGE.
- Slavik, Angelika (2016). Frollegen – das große Missverständnis. *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/karriere/arbeitswelt-frollegen-das-grosse-missverstaendnis-1.3080387> (abgerufen am 24.07.2022).
- Smart, Carol, Davies, Katherine, Heaphy, Brian und Mason, Jennifer (2012). Difficult friendships and ontological insecurity. *The Sociological Review*, 60(1), S. 91–109.
- Smart, Noelle Katherine (2014). *Becoming „Bros“: Hegemonic Masculinity and Peer Effects in the Hazing Rituals of College Fraternities*. PhD thesis, Lehigh University.
- Smith-Rosenberg, Carroll (1975). The Female World of Love and Ritual: Relations between Women in Nineteenth-Century America. *Signs*, 1, S. 1–29.
- SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP (2021). *Mehr Fortschritt wagen – Bündnis für Freiheit, Gerechtigkeit und Nachhaltigkeit*. Koalitionsvertrag 2021 – 2025 zwischen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), BÜNDNIS 90 / DIE GRÜNEN und den Freien Demokraten (FDP). https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Koalitionsvertrag/Koalitionsvertr_ag_2021-2025.pdf (abgerufen am 29.11.2021).
- Spencer, Liz und Pahl, Ray (2006). *Rethinking Friendship: Hidden Solidarities Today*. Princeton und Oxford: Princeton University Press.
- Srinivasan, Amia (2021). *The Right to Sex: Feminism in the twenty-first century*. Bloomsbury Publishing.
- Star, Susan Leigh (2007). Living Grounded Theory: Cognitive and emotional forms of prag-

- matism. In: Bryant, Antony und Charmaz, Kathy, (Hg.), *The SAGE Handbook of Grounded Theory*. London: SAGE.
- Stegbauer, Christian (2010). *Weak und Strong Ties. Freundschaft aus netzwerktheoretischer Perspektive*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steinke, Ines (2005). Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, Uwe, von Kardoff, Ernst und Steinke, Ines, (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, S. 319–331. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Stiehler, Steve (2009). *Männerfreundschaften: Grundlagen und Dynamiken einer vernachlässigten Ressource*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Strauss, Anselm (1991). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung: Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen*. München: W. Fink.
- Strauss, Anselm und Corbin, Juliet (1996). *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Strauss, Anselm und Corbin, Juliet (1998). *Basics of Qualitative Research*. Thousand Oaks: SAGE Publications.
- Strauss, Anselm L. (1978). *Negotiations: Varieties, Contexts, Processes, and Social Order*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Strauss, Anselm L. (1993). *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine De Gruyter.
- Strauss, Anselm L., Schatzman, Leonard, Bucker, Rue, Ehrlich, Danuta und Sabshin, Melvin (1963). The hospital and its negotiated order. In: Friedson, Eliot, (Hg.), *The Hospital in Modern Society*, S. 147–163. New York: Free Press.
- Strübing, Jörg (2005). *Pragmatische Wissenschafts- und Technikforschung: Theorie und Methode*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Strübing, Jörg (2013). *Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung für Studierende*. München: Oldenbourg.
- Strübing, Jörg (2014). *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatischen Forschungsstils*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Swain, Scott O. (1992). Men's Friendship with Women: Intimacy, Sexual Boundaries, and the Informant Role. In: Nardi, Peter M., (Hg.), *Men's Friendships*, S. 153–172. Newbury Park: SAGE Publications.
- Tenbruck, Friedrich H. (1964). Freundschaft: ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 16, S. 431–456.
- Therborn, Göran (2020). Dreams and Nightmares of the World's Middle Classes. *New Left Review*, 124, S. 63–87.
- Thomas, Laurence (1987). Friendship. *Synthese*, S. 217–236.
- Thomas, William Isaac und Thomas, Dorothy S. (1928). *The Child in America. Behavior Problems and Programs*. New York: Alfred A. Knopf.
- Thomas, William Isaac und Znaniecki, Florian (2004). Methodologische Vorbemerkung. In: Strübing, Jörg und Schnettler, Bernt, (Hg.), *Methodologie interpretativer Sozialforschung: Klassische Grundlagentexte*, S. 245–264. Konstanz: UVK.
- Tognoli, Jerome (1980). Male Friendship and Intimacy across the Life Span. *Family Relations*, 29(3), S. 273–279.
- Tschann, Jeanne M. (1988). Self-Disclosure in Adult Friendship: Gender and Marital Status Differences. *Journal of Social and Personal Relationships*, 5, S. 65–81.
- Tyrell, Hartmann (1987). Romantische Liebe – Überlegungen zu einer ‚quantitativen Bestimmtheit‘. In: Baecker, Dirk, (Hg.), *Theorie als Passion: Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, S. 570–599. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Tyrell, Hartmann (1988). Ehe und Familie – Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, Kurt, Schultheis, Franz und Wehrspaun, Michael, (Hg.), *Die «postmoderne» Familie*, S. 145–156. Konstanz: UVK.
- Valtin, Renate und Fatke, Reinhard (1997). *Freundschaft und Liebe. Persönliche Beziehungen im Ost/West- und im Geschlechtervergleich*. Donauwörth: Auer.
- Velleman, J. David (2008). Liebe als ein moralisches Gefühl. In: Honneth, Axel und Rössler, Beate, (Hg.), *Von Person zu Person*, S. 60–104. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Vester, Michael, von Oertzen, Peter, Geiling, Heiko, Hermann, Thomas und Müller, Dagmar (2011). *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Völker, Susanne (2009). „Entsicherte Verhältnisse“. Impulse des Prekarisierungsdiskurses für eine geschlechtersoziologische Zeitdiagnose. In: Wetterer, Brigitte Aulenbacher und Angela, (Hg.), *ARBEIT. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, S. 268–286. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Wade, Lisa und Heldman, Caroline (2012). Hooking Up and Opting Out: Negotiating Sex in the First Year of College. In: Carpenter, Laura M. und DeLamater, John, (Hg.), *Sex for Life. From Virginity to Viagra, How Sexuality Changes Throughout Our lives*, S. 128–145. New York und London: New York University Press.
- Walker, Karen (1994). Men, Women and Friendship: What They Say, What They Do. *Gender & Society*, 8(2), S. 246–265.
- Weber, Max (1988). Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen. In: Weber, Max, (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. München: Iudicium.
- Weeks, Jeffrey, Heaphy, Brian und Donovan, Catherine (2001). *Same Sex Intimacies: Families of Choice and Other Life Experiments*. London: Routledge.
- Werking, Kathy (1997). *We're Just Good Friends: Women and Men in Nonromantic Relationships*. New York und London: Guilford Press.
- West, Candace und Zimmerman, Don H. (1987). Doing gender. *Gender & society*, 1(2), S. 125–151.
- Weston, Kath (1997). *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship*. New York: Columbia University Press.
- Wierzbicka, Anna (1997). *Understanding Cultures Through Their Key Words: English, Russian, Polish, German, and Japanese*. Oxford und New York: Oxford University Press.
- Wikipedia contributors (2022). *Caster Semenya* — *Wikipedia, The Free Encyclopedia*. Wikipedia, The Free Encyclopedia. http://en.wikipedia.org/wiki/Caster_Semenya (abgerufen am 10.07.2022).
- Wilkinson, Eleanor (2014). Single People's Geographies of Home: Intimacy and Friendship beyond 'the Family'. *Environment and Planning A*, 46, S. 2452–2468.
- Wilkinson, Richard und Pickett, Kate (2010). *The Spirit Level. Why Greater Equality Makes Societies Stronger*. New York: Bloomsbury Press.
- Wimbauer, Christine (2003). *Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Partnerschaften*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Wimbauer, Christine (2012). *Wenn Arbeit Liebe ersetzt: Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit*. Frankfurt a.M. und New York: Campus.
- Wimbauer, Christine (2021). *Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft*. Bielefeld: transcript.
- Wimbauer, Christine und Motakef, Mona (2017a). Das Paarinterview in der soziologischen Paarforschung. Method(olog)ische und forschungspraktische Überlegungen. *Forum: Qualitative Sozialforschung*, 18(2).
- Wimbauer, Christine und Motakef, Mona (2017b). *Das Paarinterview. Methodologie, Methode, Methodenpraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wimbauer, Christine und Motakef, Mona (2020). *Prekäre Arbeit, prekäre Liebe: Über Anerkennung und unsichere Lebensverhältnisse*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Winker, Gabriele (2013). Care, Produktivität, Emanzipation: Der Care-Imperativ. *Denknetz Jahrbuch 2013, Care statt Crash. Sorgeökonomie und die Überwindung des Kapitalismus*, S. 119–133.
- Winstead, Barbara A., Derlega, Valerian J. und Wong, Paul T.P. (1984). Effects of sex-role orientation on behavioral self-disclosure. *Journal of Research in Personality*, 18(4), S. 541–553.
- Wittig, Monique (1992). *The Straight Mind*. New Jersey: Harvester Wheatsheaf.
- Woltersdorff, Volker (2010). Prekarisierung der Heteronormativität von Erwerbsarbeit? Queertheoretische Überlegungen zum Verhältnis von Sexualität, Arbeit und Neoliberalismus. In: Manske, Alexandra und Pühl, Katharina, (Hg.), *Prekarisierung zwischen Anomie und Norma-*

5 LITERATURVERZEICHNIS

lisierung: geschlechtertheoretische Bestimmungen, S. 228–251. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Wright, Paul H. (1982). Men's Friendships, Women's Friendships and the Alleged Inferiority of the Latter. *Sex Roles*, 8(1), S. 1–20.

Wright, Paul H. (1988). Interpreting Research on Gender Differences in Friendship: A Case for Moderation and a Plea for Caution. *Journal of Social and Personal Relationships*, 5, S. 367–373.